Neue Monatsschrift
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Ein und zwanzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1826.

Inhalt
des ein und zwanzigsten Bandes.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Ueber den österreichischen Erbfolgekrieg.

Wir haben, in den letzten Abschnitten dieser Untersuchungen, über die Entstehung des politischen Gleichgewichts, als leitender Idee bei Einwirkungen auf Völkerverhältnisse, einige Aufschlüsse gegeben, die wir hier vervollständigen müssen, wenn das, was die Erscheinungen in der Zeit ausmacht, gehörig aufgeklärt werden soll; und wir gehen ohne weitere Umschweife auf die Sache selbst ein.

Es ist zu allen Zeiten das Vorrecht der physischen Wissenschaften gewesen, durch den Grad ihrer Entwickelung das Maß von Einsicht und Erleuchtung zu bestimmen, das in einer gegebenen Gesellschaft innerhalb eines bestimmten Zeitraums vorwalten konnte. Dies Vorrecht stützt sich, in letzter Auflösung, auf den besonderen Umstand, daß nur die physischen Wissenschaften einer Evidenz fähig sind, weil für sie alles auf Erfahrung und Beobachtung beruht, d. h.

weil sie der Einbildungskraft und den nur von dieser her-rührenden Hypothesen keinen Raum geben. Alles, was sich neben ihnen als Wissenschaft ausbringen möchte, ist, seiner Natur nach, nur Vorwegnahme, die keinen an-deren Zweck hat, als das, was auf dem Wege der Er-fahrung und Beobachtung noch gesucht wird, als ausge-mittelt und gefunden darzustellen. Es giebt folglich außer den physischen Wissenschaften eigentlich nichts, was den Namen einer Wissenschaft verdiente; und die, welche hier-über anders urtheilen, haben die unerfüllbare Verpflichtung, zu beweisen, daß man vergleichene Thatsachen in sich trägt, wenn man alle Romane der Welt gelesen hat.

So wie aber die physischen Wissenschaften zu keiner Zeit so vollendet gewesen sind, daß sie hätten als abge-schlossen betrachtet werden können: so hat es sich, hin-sichtlich der von ihnen ausgehenden Erleuchtung, immer nur um Grade gehandelt. Da, wo sie nur geringe Fort-schritte gemacht hatten, war nothwendig der meiste Aber-glaube, die größte Verfinsterung des menschlichen Geistes; wogegen da, wo sie die meiste Entwickelung erhalten hat-ten, eben so nothwendig die meiste Aufklärung und Frei-heit von Vorurtheilen und Wahnbegriffen anzutreffen war. Wird also z. B. die Frage aufgeworfen: welches Maß von Einsicht dem Alterthum in seinen glänzendsten Perioden zu-zuschreiben sei? so ist immer nur zu untersuchen, welchen Grad von Ausbildung die physischen Wissenschaften in die-sen Perioden erhalten hatten. Ist dies ausgemittelt, so läßt sich danach genau bestimmen, von welcher Art die öffentliche Lehre, die Grundsätze der Regierungen, das Ver-fahren derselben, so oft es die allgemeine Ordnung galt,

mit einem Worte, der ganze sittliche Zustand des Volkes war. Wer möchte daran zweifeln, daß die Römer ein ganz anderes Volk gewesen seyn würden, wenn sie die Anwendung der Magnet-Nadel auf die Schifffahrt, die Kraft des Schießpulvers auf die Bewahrung der gesellschaftlichen Ordnung, die Wirkungen der Buchdruckerei auf die Leitung der Gesellschaft gekannt, und noch obendrein Teleskope und Mikroskope, Dampfmaschinen und Dampfschiffe gehabt hätten? So in Beziehung auf jedes andere Volk des Alterthums, dessen Geschichte bekannt geworden ist. Woher rührt die Duldung, deren sich das heutige Europa rühmt? Einzig daher, daß die Unduldsamkeit, welche in allen theokratischen Verfassungen geübt wird, überflüssig und unnütz geworden ist, was durchaus nicht der Fall seyn würde, wenn die theologisch-coercitive Kraft, wodurch die Völker der Vorzeit zusammengehalten werden mußten, nicht durch heilsame Erfindungen in eine physisch-coercitive Kraft verwandelt worden wäre, welche gegenwärtig die Grundlage der öffentlichen Macht bildet. Bereitwillig verzeihet man die gesellschaftlichen Erscheinungen der Vergangenheit, sobald man sich klar gemacht hat, in welchen Mängeln sie gegründet waren; und eben so bereitwillig leistet man Verzicht auf jede Anmaßung absoluter Vernunft, sobald man erwägt, daß man, vermöge eines unablässig wirksamen Entwickelungs-Gesetzes, zu der höheren Einsicht einer zukünftigen Zeit in dasselbe Verhältniß gebracht werden kann, worin man durch die gegenwärtige Einsicht zur Vergangenheit stehet.

Das Gebiet der physischen Wissenschaften nun hat sich, seit etwa zwei Jahrhunderten, unermeßlich erweitert. Um

in allen seinen Theilen angebaut zu werden, hat es sich in zwei große Felder sondern müssen. Das eine dieser Felder ist das der anorganischen, das andere das der organischen Körper. Die Aufgabe war von jeher (und ist noch immer) die Gesetze der Erscheinungen kennen zu lernen, weil alles menschliche Wissen hierin seine Gränze findet. Hinsichtlich der anorganischen Körper ist dies zwar mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden gewesen; allein diese sind, nach und nach, besiegt worden, und die Astronomie steht da, als eins von jenen großen Denkmälern, welche der menschliche Geist durch seinen unermüdlichen Fleiß nach tausendjähriger Anstrengung sich selbst gesetzt hat. Weil die Erscheinungen der organischen Körper zusammengesetzter und verwickelter sind, hat es nicht fehlen können, daß man in der Auffindung und festen Bestimmung ihrer Gesetze noch immer zurück ist. Inzwischen ist man dahin gelangt, einzusehen, daß, wie bei den Erscheinungen der anorganischen Körper, alle Fortschritte, welche in der Erkenntniß der organischen Natur gemacht werden können, von Erfahrung und Beobachtung abhangen; und dies hat den Weg zu einer, den Alten durchaus unbekannten Wissenschaft gebahnt, namentlich zur Physiologie, die sich von einem Jahr zum andern immer weiter ausbildet. Ein großer Schritt war von dem Augenblick an gethan, wo man in dem Organismus des Menschen die Quelle seiner Gesellschaftlichkeit und Sittlichkeit aufgefunden hatte. Es kam von jetzt nur darauf an, das Gesetz kennen zu lernen, nach welchem diese Gesellschaftlichkeit und Sittlichkeit zu- oder abnimmt. Die Vergleichung höchst verschiedener Gesellschaftszustände gab es; und von

dem Augenblicke an, wo es gefunden war, fehlte es nicht länger an einer Physiologie des menschlichen Geschlechts, welche für die richtige Beurtheilung der Erscheinungen in der sittlichen Welt dasselbe zu leisten bestimmt ist, was die streng sogenannte Physik für die Beurtheilung der Erscheinungen an anorganischen Körpern leistet. Die Physiologie des menschlichen Geschlechts liegt, als Wissenschaft genommen, zwar noch in der Wiege, und zu ihrer Ausbildung, wenn diese überhaupt je vollendet werden kann, sind noch Jahrhunderte erforderlich: allein sie gleicht deswegen nicht minder dem jungen Herkules, der die Schlangen erdrückt, die eine feindselige Macht ihm zusendet. Von tausend früheren Irrthümern kann nicht länger die Rede seyn; die sittliche Natur des Menschen, in Folge seines Organismus, ist in großer Allgemeinheit anerkannt, und aus dieser Anerkennung folgen die gesegnetsten Fortschritte, theils für die neue Wissenschaft selbst, theils für die Anwendungen, welche davon zum Besten der Gesellschaft werden gemacht werden.

Hätte demnach die Idee eines politischen Gleichgewichts, als Grundlage für die Behandlung der Völkerverhältnisse, erst im neunzehnten Jahrhundert entstehen sollen: so würde ihre Entstehung ganz unmöglich gewesen seyn. Nichts würde dieselbe mehr verhindert haben, als das Daseyn und die Wirksamkeit einer Wissenschaft, wodurch das Wesen der Gesellschaft ins Licht gestellt wird: — einer Wissenschaft, deren erster Grundsatz kein anderer seyn kann, als: daß die Politik nichts anders ist und seyn kann, als das Sittengesetz, angewendet auf Völkerverhältnisse, und daß jede andere Politik ihre Verdammniß in

sich trägt. Jene Idee eines politischen Gleichgewichts konnte also nur zu einer Zeit entstehen, wo die physischen Wissenschaften in ihrer Ausbildung noch so weit zurück waren, daß von nichts weiter die Rede seyn konnte, als von Auffindung und Feststellung der Gesetze für die Erscheinungen der anorganischen Welt. Je einfacher diese Erscheinungen waren, desto mehr Tiefsinn kostete es, sie zu regeln; sobald sie aber geregelt waren, mußte man auch geneigt seyn, die Formel, welche das Gesetz der Erscheinungen aussprach, auf die Behandlung der Völkerverhältnisse anzuwenden; denn dies ist dem menschlichen Geiste zu allen Zeiten eigen gewesen — vielleicht, weil er durch alle Erfahrungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, auf die Identität der Naturgesetze hingeleitet wird. Die geistliche Macht, welche bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wenn gleich unter vielfachem Einspruch, die Ordnerin der Völkerverhältnisse gewesen war, hatte gegen das Ende dieses Jahrhunderts so sehr an Wichtigkeit und Ansehn verloren, daß sie ihre alte Rolle nicht länger fortsetzen konnte; indem aber ihre Stelle ausgefüllt werden mußte, kam es vor allen Dingen darauf an, die Idee, in deren Kraft ihr eine durchgreifende Wirksamkeit gestattet gewesen war, durch eine andere zu ersetzen, welche des Magischen nicht weniger in sich trug. So wurde die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht auf die Bahn gebracht. Das Zeitalter war, in Hinsicht der richtigen Beurtheilung sittlicher d. h. gesellschaftlicher Erscheinungen noch viel zu weit zurück, als daß es der neuen Schöpfung hätte den Krieg erklären sollen; und da es nicht wußte, ja nicht einmal wissen konnte, wiefern es möglich sei, auf den

blos physischen Antagonismus einen bleibenden Zustand zu gründen, so ließ es sich die neue Formel um so lieber gefallen. Wodurch aber wurde dies überhaupt möglich? Bekanntlich waren Wilhelm der Dritte und Newton nicht blos Zeitgenossen, sondern auch Landsleute. In welchem Verhältniß standen nun beide, daß der Urheber des politischen Gleichgewichts für Europa — denn dafür wird Wilhelm der Dritte allgemein gehalten — von dem Urheber der mathematischen Prinzipe der Naturphilosophie zu entlehnen genöthigt war? Da Wilhelm der Dritte Newtons Rath immer mit der Entschuldigung ablehnte, daß Newton nur ein Philosoph (nicht ein Staatsmann) sei: so muß man annehmen, die Entlehnung habe sich durch alle Diejenigen gemacht, welche zwischen beiden standen, d. h. durch das Zeitalter, welches, unfähig etwas Größeres zu denken, als Newton gedacht hatte, darüber gänzlich vergaß, daß es sich in politischen Dingen nie um etwas rein Physisches handelt.

Zurückgebracht auf eine Formel, welche nur für die Erscheinungen der anorganischen Welt Gültigkeit hatte, warf die Politik, als Wissenschaft genommen, die christliche Welt in das vollständigste Heidenthum zurück. Wie wenig fehlte daran, daß man, nach der Weise der alten Römer, in Jedem, der nicht Bundesgenosse war, einen Feind sah, den man bekämpfen müsse! Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, beschäftigten sich die edleren Gemüther mit Entwürfen zur Sicherung des Friedens: allein die Träume eines St. Pierre, so wie die sicherern Anschauungen eines Emanuel Kant, mußten ohne Erfolg bleiben, so lange in der Wissenschaft selbst nicht das ge-

geben war, was die sittliche Natur der Menschen und der menschlichen Gesellschaft in ihrer Nothwendigkeit darstellte. Der Physiologie des neunzehnten Jahrhunderts war es aufbewahrt, der Politik einen edleren, d. h. einen menschlicheren Charakter zu geben; und wie unvollendet diese umfassende Wissenschaft auch jetzt noch seyn möge, so hat sie in ihrer Anwendung doch schon die Kraft gewonnen, den Glauben zu erzeugen, daß es nicht unmöglich sei, das Sittengesetz auf Völkerverhältnisse auszudehnen: ein Glaube, der recht eigentlich den Charakter der gegenwärtigen Zeit ausmacht, und allen Erscheinungen derselben, sofern sie politischer Natur sind, zum Grunde liegt.

Leitende Ideen, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, haben, unter allen Umständen, das Eigenthümliche, daß man ein unbedingtes Vertrauen in ihre Wahrheit setzet; denn nur dadurch, daß dies Vertrauen ihnen nicht entsteht, sind sie was sie sind. Ihre Fehlerhaftigkeit (wenn ihnen eine solche beiwohnt) wird nicht eher erkannt, als bis sie Wirkungen hervorgebracht haben, die man zu verabscheuen sich gedrungen fühlt; bis dahin hält man sich nur an den Berechtigungen, welche sie in sich schließen. Das sogenannte System des politischen Gleichgewichts war in sich selbst nichts weiter, als ein — System ewig schwankender Bewegungen, die sich mit keiner Art von Bestand vertrugen, die folglich alles unsicher machten, die den gesellschaftlichen Zustand unaufhörlich erschütterten, die den besten Institutionen ihre Kraft und Wirksamkeit raubten, und dem Herrlichsten, was die europäische Gesellschaft seit mehreren Jahrhunderten in sich schließt, der erblichen Fürstenwürde, allen Glanz und

alles Vertrauen entzogen. Ehe dies erkannt werden konnte, mußten freilich sehr bittere Erfahrungen gemacht werden; sobald es aber erkannt war, konnte ein System, das die Quelle so vieler Uebel gewesen war, nicht länger vertheidigt werden. Die Politik der bloßen Convenienz mußte ihre Endschaft finden; und wenn das, was an ihre Stelle getreten ist, als ein Akt der Freiheit erscheint, so darf man sich zum Wenigsten nicht verblenden gegen die Nothwendigkeit, aus welcher dieser Akt entsprungen ist.

Wir haben zu allem, was wie bisher über die Idee eines politischen Gleichgewichts bemerkt haben, nur noch Eins hinzuzufügen; nämlich, daß es in der Entwickelungsgeschichte der europäischen Gesellschaft eine Lücke geben würde, wenn diese nicht ausgefüllt wäre durch die Wirkungen jener Idee. Ehe an die Stelle jener theologischen Philosophie, welche bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die gesellschaftlichen Erscheinungen geleitet hatte, eine wirksamere treten konnte, mußte es eine Zwischenlehre geben, welche den Uebergang bildete. Dies nun war die Lehre von dem rein physischen Antagonismus, aus welcher die Idee des politischen Gleichgewichts hervorging: eine Lehre, worin alle größeren Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts nicht blos ihre Erklärung, sondern auch ihre Rechtfertigung finden, weil billigerweise von Keinem, der einem gegebenen Zeitraume angehört, verlangt werden kann, daß er mit seinen Gesinnungen und Grundsätzen über den allgemeinen Geist dieses Zeitraums hinausgehe.

Wir wenden uns jetzt zu den Erscheinungen selbst.

Der Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges be-

ruhete auf dem Hintritt zweier Monarchen, welche sich in dem Zeitraum von wenigen Monaten in die Gruft ihrer Väter gefolgt waren. Der eine war Friedrich Wilhelm der Erste, König von Preußen, welcher den 31. Mai 1740 in seinem 52 Jahre starb; der andere war Kaiser Karl der Sechste, welcher den 20. Okt. desselben Jahres der Natur den letzten Tribut bezahlte. Beide Monarchen hinterließen ihre Staaten in den verschiedensten Zuständen: der preußische die seinigen in der vollkommensten Ordnung, beschützt durch ein Heer von 76,000 wohlbewehrten Kriegern, welche durch einen Schatz von mehr als sieben Millionen Thalern leicht in Bewegung gebracht werden konnten; der österreichische die seinigen in einer bedeutenden Unordnung, welche eine sehr natürliche Wirkung des letzten Türkenkrieges war, worin es für das Haus Oesterreich nur Einbußen gegeben hatte. Was diesen Unterschied noch mehr hervorhob, war der Charakter der Nachfolger beider Monarchen. Friedrich der Zweite, mit seltenen Naturgaben ausgestattet, und vom Schicksal auf eine so eigenthümliche Weise erzogen, daß hervorragende Talente nicht ausbleiben konnten, fühlte nur den Drang, sich einen Namen in Europa zu machen, den man die Achtung nicht versagen könne. Maria Theresia, vermöge eines von dem ganzen Europa anerkannten Hausgesetzes, die pragmatische Sanction genannt, rechtmäßige Nachfolgerin ihres Vaters, konnte, als Frau, es nur darauf anlegen, den allgemeinen Frieden zu bewahren, und alles so zu leiten, daß ihrem Gemahl, dem lothringischen Prinzen Franz Stephan, die deutsche Kaiserkrone, ohne welche es in diesen Zeiten keine Sicherheit für ihr Haus gab, zu Theil wurde.

Die Unabhängigkeit deutscher Fürsten von der Autorität des Kaisers, durch den westphälischen Friedensvertrag, wie wir gesehen haben, eingeleitet, hatte sich, im Verlaufe der Zeit durch stehende Heere befestigt; in dem Geiste des Jahrhunderts aber war nichts enthalten, was von einer klugen Benutzung augenblicklicher und vorübergehender Schwäche eines Nachbarn hätte abschrecken können: eine Großmuth dieser Art würde sogar für Thorheit gehalten worden seyn. Von früherer Zeit her, hatte sich das Haus Brandenburg über mehrere Zurücksetzungen und Beeinträchtigungen des Hauses Oesterreich zu beklagen. Die Erbverbrüderung, welche Joachim der Zweite mit dem schlesischen Herzoge Friedrich dem Zweiten in Beziehung auf Liegnitz, Brieg und Wohlau geschlossen hatte, war unerfüllt geblieben, weil Kaiser Ferdinand der Erste für gut befunden hatte, diesen Vertrag zu cassiren, ohne dazu im Mindesten berechtigt zu seyn, da die schlesischen Fürsten der Krone Böhmen ihre Länder unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehen aufgetragen hatten, daß ihnen die freie Verfügung über dieselben bewahrt bleiben sollte. Nicht besser war Ferdinand der Zweite mit dem Markgrafen Johann Georg verfahren, als er ihm das Fürstenthum Jägerndorf genommen hatte, ohne ihn, oder seinen Sohn, im Mindesten zu entschädigen. Beeinträchtigungen dieser Art konnten als verschmerzt betrachtet werden, weil sie dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte angehörten. Näher dem Gefühle lag die Behandlung, welche Friedrich Wilhelm der Erste von Karl dem Sechsten erfuhr, als dieser Kaiser, der ihm, für die Anerkennung der pragmatischen Sanction, die Unterstützung seiner rechtmäßigen

Ansprüche auf Jülich und Berg verheißen hatte, sein Wort brach, und seine Gunst einem Anderen zuwendete. Friedrich der Zweite hatte schon bei Lebzeiten seines Vaters sehr tief empfunden, daß, wenn der preußische Staat fortdauern sollte, er es nicht auf die Vergrößerung ankommen lassen müsse, die man ihm aus freien Stücken zuwenden wollte. Aufgebracht von den höhnischen Urtheilen, welche sich Europa's Fürsten über seinen Vater erlaubt hatten *), wollte er zeigen, daß man an der Spitze der preußischen Nation Ruhm erwerben könne. Acht und zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg, hatte er alles Feuer, das von jugendlichen Leidenschaften unzertrennlich ist, und vereinigte mit demselben die Ueberlegung und den großen Verstand, welche Vertrauen einflößen und wichtigen Unternehmungen den Erfolg sichern.

Friedrich der Zweite aber war nicht der Einzige, der die Schwäche des österreichischen Hauses zu seinem Vortheil zu benutzen gedachte. Karls des Sechsten Tod war kaum in Europa bekannt geworden, als der ganze Westen dieses Erbtheils sich zu Ansprüchen erhob, die nicht erfüllt werden konnten, ohne den österreichischen Namen beinahe gänzlich auszutilgen. Es war im Jahre 1739 zwischen Spanien und England ein Krieg ausgebrochen, wodurch von Seiten der ersteren Macht dem englischen Schleichhandel in Ame-

*) Unter Europa's Fürsten war es hergebracht, von diesem Könige zu sagen: „er spanne zwar, habe aber nicht das Herz, loszudrücken." Georg der Zweite, König von England, trieb den Spott noch weiter, indem er seinen Schwager — dies war Friedrich Wilhelm der Erste — einen Unteroffizier, und des heil. römischen Reichs Erzsandstreuer (archisablier) nannte.

rika gesteuert werden sollte. Um nun Frankreich zu einem Bündniß gegen England zu vermögen, und um zugleich seinem Sohne, dem Infanten Don Philipp, auf Kosten der kaiserlichen Prinzessin Maria Theresia, Besitzungen in Italien zu verschaffen, behauptete Philipp der Fünfte ein Recht auf die Königreiche Böhmen und Ungarn. Er war ein Bourbon; da aber Ferdinand von Oesterreich (nachmals Ferdinand der Zweite) im Jahre 1617 mit Philipp dem Dritten, aus dem Hause Habsburg, einen Vertrag geschlossen hatte, welchem zufolge jene beiden Königreiche, im Falle, daß Ferdinands männliche Erben ausgingen, an Philipps Descendenten kommen sollten: so gründete der König von Spanien, uneingedenk seiner Abkunft, hierauf seinen Anspruch. Der König von Sardinien forderte das ganze Herzogthum Mailand, indem er sich auf einen Vermählungsvertrag seines Urälter-Vaters, des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, berief. Anspruch auf die ganze österreichische Monarchie machte der Kurfürst von Baiern, als Abkömmling jener Anna von Oesterreich, welche, als Tochter Ferdinands des Ersten, unter starken Verheißungen mit dem Herzog Albert dem Fünften von Baiern vermählt worden war; seiner Behauptung zufolge gingen die Rechte jener Kaisertochter, den Rechten Maria Theresia's vor. Gleicher Art waren die Ansprüche des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, welcher zwar die pragmatische Sanction genehmigt hatte, aber dennoch Anspruch auf die große Erbschaft machte; nämlich als Gemahl der ältesten Tochter Josephs des Ersten, und vermöge eines Vertrages, den die beiden Brüder, Joseph der Erste und Karl der Sechste, im Jahre 1703 mit einander geschlossen

hatten, und nach welchem Josephs Töchter in allen möglichen Fällen Karls Töchtern vorgezogen werden sollten. Der französische Hof, vermöge alter Nebenbuhlerei nur auf die Schwächung des Kaiserhauses bedacht, begünstigte alle diese Ansprüche, und war bereit diejenigen zu unterstützen, welche am wesentlichsten dazu beitragen konnten, ihn in den Besitz der österreichischen Niederlande zu bringen: denn diese waren das Ziel, das er im Auge hatte.

Man sieht aus diesen Ansprüchen, wie locker und lose die europäischen Mächte dieser Zeit über Krieg und Frieden dachten; und wie wenig die Völkerverhältnisse neben Begehrlichkeit, Vergrößerungssucht und Familien-Neid in Betracht kamen.

Der thätigste von Maria Theresia's Widersachern war der junge König von Preußen. Er vermehrte sein Heer um 15 Bataillone; und ohne von seinem Vorhaben noch mehr zu verrathen, als gerade nöthig war, um die Erwartung zu spannen, traf er solche Anstalten, daß dies Heer sich schon einen Monat nach dem Tode Karls des Sechsten auf dem Wege nach Schlesien befand. Er selbst langte den 21. Dez. in Crossen an, nachdem er, Tages zuvor, noch einem Masken-Ball beigewohnt hatte. Zwei Tage darauf rückte das Heer in Schlesien ein, wo es auf keinen anderen Widerstand stieß, als auf denjenigen, der von den Festungen Glogau, Brieg und Neisse geleistet wurde.

Um dieselbe Zeit langte der Graf Gotter in Wien an, um der jungen Königin von Ungarn die Abtretung Schlesiens, oder eines Theiles dieser Provinz, vorzuschlagen; wogegen Friedrich sich erbot, die Königin mit seiner

ganzen Macht gegen jeden Angriff, der auf ihre Erbfolge gemacht werden könnte, zu vertheidigen, ihrem Gemahl bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme zu geben, und ihr sogleich zwei Millionen Gulden zu zahlen. Hätte Maria Theresia diesen Vorschlag angenommen: so würden daraus für Friedrich bedeutende Schwierigkeiten erwachsen seyn; denn welchen Verwickelungen konnte er entgegensehen, wenn er nicht zum Besitze des ganzen Schlesiens gelangte! Glücklicherweise vertrug sich der Stolz des Kaiserhofes nicht mit so viel Gefälligkeit; es fehlte sogar nicht viel daran, daß man eines Fürsten spottete, der, als Erzkämmerer des Reichs, die Bestimmung hatte, dem Kaiser das Waschbecken zu reichen, und doch der Tochter desselben das Gesetz vorzuschreiben wagte *).

Friedrich zur Verfolgung seiner Entwürfe genöthigt, ließ Glogau, das von Wenzel Wallis vertheidigt wurde, einschließen, und begab sich mit dem größeren Theile seines Heeres nach Breslau. Mit Freuden nahm diese bedeutende Handelsstadt (welche, vermöge ihrer Privilegien, ohne kaiserliche Besatzung war) die ihr angetragene Neutralität an, da die Gegenforderung keine andere war, als daß sie ihren Dom zur Anlegung eines Magazins einräumen möchte. Ohlau, wohin sich der König von jetzt an wendete, wurde (am 9. Jan.) von seiner schwachen Besatzung geräumt. Jenseits der Oder hatte General Jeez, Namslau besetzt. Otmachau, von dem Feldmarschall Schwerin berennt, ergab sich, sobald der König mit dem schweren Geschütz angelangt war. Nur Brieg und Neisse

*) S. Histoire de mon Temps, Tome I. p. 143.

widerstanden, obgleich von aller Aussicht auf Entsatz abgeschnitten, weil General Kleist und der Marschall Schwerin nach Oppeln und Troppau vorgegangen waren. In die letztere Festung wurden 1200 Bomben und 3000 glühende Kugeln geworfen; da sie aber wenig Schaden anrichteten, so blieb die Standhaftigkeit des Kommandanten Roth unerschüttert, und Friedrich sah sich genöthigt, das Bombardement aufzugeben, und sich auf eine Einschließung zu beschränken. Ein Versuch auf Glaz scheiterte, weil man sich nicht geschickt genug dabei benahm. Als, von dem Marschall Schwerin vertrieben, die Oesterreicher unter Braun sich nach Mähren zurückgezogen hatten, nahmen die Preußen ihre Winterquartiere hinter der Oppa, und dehnten sich längs den Gränzen Ungarns bis an die Jablunka aus. So endigte der erste Feldzug, der, seinem Wesen nach, nur die Einleitung zu einem sehr allgemeinen Kriege seyn konnte. Dies zeigte sich auf der Stelle.

Indem Friedrich auf den Beistand Frankreichs gerechnet hatte, sah er sich in seinen Erwartungen nicht betrogen. Der Cardinal Fleuri, welcher, troz seines hohen Alters, noch immer die Seele der französischen Regierung war, erklärte sich gegen ihn sehr bald dahin, daß die Gewährleistung der pragmatischen Sanction den König von Frankreich aus einem doppelten Grunde zu nichts verbände: einmal nicht, weil sie unter Vorbehalt der Rechte eines Dritten versprochen wäre; zweitens nicht, weil der Kaiser den Haupt-Artikel dieses Vertrags unerfüllt gelassen hätte, den nämlich, wodurch er verpflichtet gewesen wäre, dem französischen Hofe die Gewährleistung des deutschen Reichs, wegen des Wiener Friedens, zu

ver-

verschaffen. Zugleich führte der alte Cardinal die Gründe an, welche die Reichsfürsten bestimmen müßten, den Kurfürsten von Baiern zum Kaiser zu wählen. Es ließ sich also darauf rechnen, daß der Kriegsschauplatz sich zum Nachtheil Oesterreichs erweitern würde: die größte Wohlthat, die dem Könige zu Theil werden konnte.

Friedrich hatte, während eines kurzen Aufenthalts zu Berlin, Anstalten zur Vertheidigung der Kurmark gegen die etwaigen Angriffe getroffen, welche die Kurfürsten von Hannover und Sachsen, als alte Verbündete der Königin von Ungarn, auf dieselbe machen konnten, als er sich am 10. Febr. 1741 wieder zu seinem Heere nach Schlesien begab. Eine entscheidende Schlacht konnte nicht ausbleiben, da Oesterreich Zeit gehabt hatte, seine Truppen zu versammeln. An ihrer Spitze stand der General Neipperg, dem die Noth der Zeiten von den Banden befreit hatte, die zu Brünn auf ihn drückten. Ein Angriff auf ihn, der sein Heer bei Olmütz versammelte und in Schlesien einzubrechen drohete, würde im Geiste der neueren Kriegführung gewesen seyn; doch an diesem Geiste fehlte es gänzlich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo Schlachten nicht viel mehr als blutige Turniere waren. Um so viel Truppen, als immer möglich, beisammen zu haben, ließ Friedrich, auf den Rath des Erbprinzen von Dessau, Glogau durch Sturm nehmen; und als dies in der Nacht vom 9. zum 10. März gelungen war, zog er dem Feldmarschall Schwerin zu Hülfe, der sich gegen den Andrang der Oesterreicher zu vertheidigen hatte. Diese waren über Zuckmantel und Ziegenhain in Schlesien eingebrochen, wo die Entsetzung der Festung Neisse ihr nächstes Ziel war.

Zu Neustadt bei Jägerndorf vereinigte sich der König mit seinem Feldmarschall; und sobald die Belagerung von Brieg aufgehoben war, suchte man, auf den Feind zu treffen, der, wie man durch Kundschafter erfahren hatte, mit nichts Geringerem umging, als nach Ohlau zu gehen, um das preußische Magazin, und mit demselben die starke Artillerie zu nehmen, welche daselbst angehäuft war.

Mehrere Tage verstrichen unter vergeblichem Suchen bei lästigem Schneegestöber, bis man endlich am 10ten April durch einige Gefangene erfuhr, daß das feindliche Heer in den Dörfern Mollwitz, Grüningen und Hünern cantonnire. Es würde nicht unmöglich gewesen seyn, die Oesterreicher in diesen Dörfern zu überfallen, und ihre Heerhaufen einzeln zu schlagen; allein auch so etwas lag noch nicht in dem Geiste der Kriegführung. Eine Schlacht war eine große Feierlichkeit, auf welche man sich ernstlich vorbereiten mußte. Zwei tausend Schritt von Mollwitz breitete sich also das preußische Heer aus, um sich förmlich in Schlachtordnung zu stellen; und hierdurch gewannen die Oesterreicher die nöthige Zeit, um sich den Preußen gegenüber zu ordnen. Nachmittags um 2 Uhr nahm endlich das Treffen mit derselben Regelmäßigkeit seinen Anfang, womit ein feierlicher Tanz aufgeführt wird. Die Ueberlegenheit der Preußen beruhete auf der Mehrzahl der Kanonen; die der Oesterreicher auf einer geübteren Reiterei. Friedrichs Ungeduld wurde bald auf eine harte Probe gebracht, als er die Entdeckung machte, daß seine Reiterei nicht das Vertrauen verdiene, das er in sie gesetzt hatte. Die Folge ihrer Ungeschicklichkeit war, daß der rechte Flügel gedrängt wurde, und daß Kanonen verloren gingen. Seit

mehreren Stunden hatte der linke Flügel im Feuer gestanden, ohne zu wanken; da er sich aber ganz verschossen hatte, so ließ sich der Augenblick berechnen, wo diese Tapfern sich aus Pulvermangel würden ergeben müssen. In dieser Lage der Dinge ertheilte der alte Feldmarschall Schwerin dem Könige den Rath, sich auf den schlimmsten Fall zu dem Herzoge von Holstein-Beck zu begeben, der mit 7 Bataillonen und 7 Schwadronen bei Strehlen stand. Ohne sich an diesen Rath zu kehren, ritt Friedrich wieder zu dem ganz geworfenen rechten Flügel zurück, wo er so lange verweilte, bis es dunkel wurde. Jetzt seiner eigenen Ungeduld nicht länger gewachsen, entschloß er sich, nach Oppeln zu reiten, wo er preußische Besatzung zu finden hoffte. Das Städtchen war indeß mit Oesterreichern besetzt, die auf die Ankündigung „Preußen!“ durch das Gatterthor Feuer gaben. Auf diese Weise entging Friedrich der Gefangenschaft, in welche er unvermeidlich gerathen seyn würde, wenn die Oesterreicher Geistesgegenwart genug gehabt hätten, ihm das Thor zu öffnen. Durch die gefallenen Schüsse gewarnt, kehrte er mit seinen wenigen Begleitern — eine Schwadron Gens'd'armes, welche ihm Anfangs, auf Befehl des Erbprinzen von Dessau, begleitet hatte, war in Löwen zurückgeblieben, weil die Pferde allzu ermüdet waren — nach Löwen zurück. Hier erhielt er, mit Tagesanbruch, die frohe Nachricht, daß die Schlacht gewonnen worden. Zehn Schwadronen, von Ohlau kommend, hatten durch ihre unerwartete Erscheinung den österreichischen Feldherrn zum Rückzug bestimmt, als der Marschall Schwerin, von zwei Kugeln verwundet, den

Sieg aufgegeben, und der Erbprinz von Dessau das Gefecht aufs Gerathewohl fortgesetzt hatte.

Ein Sieg, — wie immer gewonnen — war für Friedrich in seiner bisherigen Vereinzelung eine so große Wohlthat, daß keine andere ihr verglichen werden konnte. Die nächste Folge desselben war die Eroberung von Brieg, welches acht Tage nach Eröffnung der Laufgräben kapitulirte. Bei weitem größere Folgen entwickelten sich durch die Nachricht von dem Siege. Deutschlands Fürsten erstaunten darüber, daß alte kriegsgewohnte Schaaren sich von einem Heere hatten schlagen lassen, das in der Kriegskunst noch Neuling war. Der König von England (Kurfürst von Hannover) und der König von Polen (Kurfürst von Sachsen) entsagten dem Vorsatze, einen Angriff auf die Truppen zu machen, welche Friedrich, zur Beschützung der Kurmark, unter dem Fürsten von Anhalt zurückgelassen hatte. Frankreich freute sich des Sieges bei Mollwitz, als ob es ihn selbst davon getragen hätte. In dem Lager Friedrichs erschien der Marschall von Belle-Isle, französischer Gesandte am Wahlreichstage zu Frankfurt, um im Namen seines Herrn ein Bündniß anzubieten, dessen vornehmste Artikel sich auf die Wahl des Kurfürsten von Baiern zum deutschen Kaiser, und auf die Theilung und Zerstückelung Oesterreichs bezogen. Frankreich hielt offenbar den Zeitpunkt für gekommen, wo es sich auf immer zum Protektor Deutschlands aufwerfen könnte. Seinem Entwurfe zufolge, sollte dem Kurfürsten von Baiern Oberösterreich, Böhmen, Tyrol, das Breisgau und die Kaiserwürde, dem Könige von Preußen Niederschlesien, dem Kurfürsten von Sachsen Oberschlesien und Mähren, dem

Könige von Spanien Mailand und Toskana zu Theil werden; so, daß das Haus Habsburg auf Oesterreich, Ungarn, Steiermark, Kärnthen und Krain beschränkt wurde. Im Grunde war Friedrich der einzige deutsche Fürst, welcher diesen ungeheuren Plan mißbilligte: denn er begriff die nothwendigen Folgen einer so gewaltsamen Ordnung der Dinge, die aus diesem Plane, wenn er jemals ausgeführt wurde, entstehen mußten. Desto unbefangener gingen der Kurfürst von Baiern und der Kurfürst von Sachsen darauf ein. Da zwei französische Heere über den Rhein anrückten, von welchen das eine gegen Hannover, das andere für Baiern bestimmt war: so schien ihnen der Erfolg unfehlbar, und diesen zu benutzen — eine Sache gemeiner Klugheit.

Eigentlich befand sich Friedrich in einer großen Verlegenheit; denn, wie willkommen ihm auch der Beistand seyn mochte, den er gegen alle seine Erwartungen gefunden hatte: so mußte er doch die Abhängigkeit von Frankreich fürchten, worein er zu gerathen kaum verfehlen konnte. Dieser Abhängigkeit zu entkommen, scheint sein Hauptgedanke in dieser Zeit gewesen zu seyn. Indeß war es für den Augenblick unmöglich, sich einem Bündnisse mit Frankreich, Baiern und Sachsen zu entziehen. Er schloß also einen Vertrag mit Baiern, welchem zufolge er dem Kurfürsten seine Stimme auf dem Wahlreichstage versprach, und den Besitz von Oberösterreich, Tyrol, Breisgau und Böhmen gewährleistete, während der Kurfürst ihm die Herrschaft Glaz, welche er nie besessen hatte, für 400,000 Rthlr. verkaufte, und ihm Schlesien gewährleistete. Dies geschah etwa um die nämliche Zeit, wo

der König von England, verlassen von dem Beistand des Kurfürsten von Sachsen, um sein geliebtes Hannover zu retten, einen Neutralitäts-Vergleich mit der französischen Regierung schloß, wodurch er der weiteren Vertheidigung der pragmatischen Sanction entsagte. Maria Theresia's Lage ward noch mehr beklommen, als Schweden, von Frankreich gestachelt, den Krieg gegen Rußland erklärte, und dadurch alle die Hoffnungen zertrümmerte, welche die Königin von Ungarn auf den Beistand der Fürstin gesetzt hatte, welche, als Vormund ihres einjährigen Sohnes, des Kaisers Iwan VI. Antonowitsch, Rußlands Geschick unter dem Titel einer Regentin zu bestimmen sich vermessen hatte *).

Während auf diese Weise der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich zu einem allgemeinen Kriege wurde, der beinahe ganz Europa umfaßte, vermieden Friedrich und der österreichische Obergeneral mit gleicher Geflissenheit, wenn gleich aus ganz verschiedenen Gründen, eine zweite entscheidende Schlacht: jener, um abzuwarten, was seine Verbündeten zu seinem Vortheil unternehmen würden; dieser, weil das Heer, an dessen Spitze er stand, das

*) Diese Fürstin war eine Tochter jener Katharina Iwanowna, welche als Gemahlin des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg im Jahre 1733 gestorben war. Ursprünglich Katharina Christina genannt, nahm sie, als Nichte der Kaiserin Anna Iwanowna, in Rußland den Namen Anna an; und mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig vermählt, wollte sie im Namen ihres, den 23. Aug. 1740 geborenen Sohnes regieren, als sie durch eine Thron-Revolution zum Vortheil der Großfürstin Elisabeth, einer Tochter Peters des Großen, im Jahre 1741 gestürzt, und mit ihrem Gemahl und ihren Sohn ins Elend verwiesen wurde. Sie starb 1764.

einzige war, das Oesterreich zu seiner Vertheidigung aufstellen konnte. General Neipperg war bei Mollwitz nicht so sehr geschlagen worden, daß er sich nicht in Niederschlesien hätte behaupten können. Er wählte also vortheilhafte Stellungen, in welchen er nicht angegriffen werden konnte, ohne die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolges für sich zu behalten. Im ganzen waren Husaren-Scharmützel das Einzige, was zwischen beiden Heeren vorging. Einen Versuch, welchen der österreichische Feldherr gegen Breslau machen wollte, um diese wichtige Stadt in seine Gewalt zu bringen, vereitelte Friedrich dadurch, daß er ihm zuvorkam; und nachdem die Nothwendigkeit den früher geschlossenen Neutralitäts-Vertrag aufgehoben hatte, wurden alle Personen, die in kaiserlichen Aemtern standen, abgesetzt, und die Bürgerschaft mußte dem Könige huldigen. Friedrich versuchte hierauf den General Neipperg von Neisse abzuschneiden; da dies aber fehlschlug, so begnügte er sich damit, sein Lager bei Neudorf aufzuschlagen, um die Communikation mit Brieg und Breslau zu sichern.

Inzwischen hatte sich das französische Heer unter dem Befehle des Marschalls von Belle-Isle im August mit dem Baierschen vereinigt; und beide waren gerade auf Oesterreich losgegangen. Da ihren Fortschritten nicht das Mindeste entgegen stand: so hielt der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern schon am 3. Sept. seinen Einzug in Linz, wo er sich auf der Stelle als künftigem Erzherzog von Oesterreich huldigen ließ. Von diesem Augenblick an verbreitete sich der Schrecken bis in die Hauptstadt; und dieser Schrecken war um so größer, weil man den Fein-

den nichts entgegenzustellen vermochte. Wollte der öster- reichische Hof nicht seine Verlegenheit vergrößern; so mußte er sich zur Flucht entschließen. Diese erfolgte nach Preß- burg, wohin Maria Theresia den ungarischen Reichstag zusammenberufen hatte. Ihren Sohn, den nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arm, eröffnete sie denselben am 11. Septbr. 1741; und so groß war die Macht der Umstände, und so stark der Eindruck, den die junge Kai- serin durch ihre einfache Rede auf die Gemüther der un- garischen Magnaten machte, daß diese, wie aus einem Munde, riefen: Moriamur pro nostro Rege! Dies war der erste Hoffnungsfunken, der in das Herz der be- klagenswerthen Fürstin fiel. Dem Worte aber entsprach die That: denn mehr als funfzehn tausend Edelleute brachten einen unermeßlichen Schwarm von Croaten, Panduren, Wallachen zusammen, dem sich beherzte Tyroler und selbst Breisgauer anschlossen.

Ehe diese Massen zu einem Heere ausgebildet werden konnten, war es der Mühe werth, zu versuchen, ob sich nicht der Saame der Zwietracht unter so zahlreiche Feinde ausstreuen lasse. Der erste Vorschlag dazu rührte von Georg dem Zweiten her, welcher standhaft darauf gedrun- gen hatte, daß Maria Theresia den König von Preußen, als den gefährlichsten ihrer Feinde, durch das Versprechen einer definitiven Abtretung Schlesiens zu einem Separat- Frieden zu bewegen trachten müsse. Wirklich entschloß sich die Königin von Ungarn zu einem Versuch dieser Art; wiewohl nur in der Voraussetzung, daß ein bloßes Ver- sprechen ausreichen werde, Friedrich zu einem Abfall vom

Bündniß zu vermögen. Ihr Werkzeug war ein Engländer. Lord Hindford, Georgs des Zweiten Gesandter am österreichischen Hofe, übernahm die Unterhandlung zu einer Zeit, wo General Neipperg die Vertheidigung von Neisse aufgegeben und sich auf Oppersdorf zurückgezogen hatte. Er traf den König in dem Hauptquartier zu Steinau, und war unstreitig nicht wenig betroffen, als er fand, daß es keiner besonderen Beredsamkeit bedurfte, um Friedrich zu einer Maßregel zu bewegen, die er längst bei sich selbst erwogen hatte. Nicht als ob dieser Fürst das mindeste Vertrauen in die Verheißungen Oesterreichs und Englands gesetzt hätte; da man sich aber anheischig machte, ihm ganz Schlesien bis auf Troppau und Jägerndorf in dem künftigen Frieden abzutreten und diese Provinz von Stund an zu räumen, wenn er einen geheimen Waffenstillstand eingehen wollte, worin er, ohne förmlich mit seinen Bundesgenossen zu brechen, die Unternehmungen der letzteren nur nicht unterstützte: so konnte, ja so mußte er sogar sich versucht fühlen, einen Vorschlag anzunehmen, der so bedeutende Vortheile in sich schloß, ohne seiner Freiheit einen wesentlichen Abbruch zu thun. Einmal war es nicht leicht ihm eine Provinz wieder zu entreißen, die mit allen ihren Festungen in seine Hände gefallen war. Zweitens gewann er Zeit, sein Heer zu verstärken und Truppen ausruhen zu lassen, die durch eine elfmonatliche Anstrengung bedeutend gelitten hatten. Drittens endlich war ihm nichts daran gelegen, daß Frankreichs Entwürfe in Beziehung auf Deutschland vernichtet wurden; er hatte sogar Ursache, zu wünschen, daß dies recht vollständig geschehen möchte,

weil die Erhebung seines Hauses, dies einzige Ziel seiner Bestrebungen, unverträglich war mit der neuen Herrschaft, welche Frankreich auszuüben gedachte *).

Geleitet von diesen Beweggründen, begab sich Friedrich, an der Seite des Obersten Golz, nach Oberschnellendorf, wo er mit dem Feldmarschall-Lieutenant Neipperg, dem General Lentulus und Lord Hindford zusammentraf. Der letztere führte das Protokol im Namen seines Herrn. Weil der König keinen hinreichenden Grund hatte, mit Frankreich zu brechen: so fügte er zu den übrigen Bedingungen noch die hinzu, daß das tiefste Stillschweigen über den ganzen Vorgang bewahrt werden sollte: eine Bedingung, von welcher er vorhersah, daß sie unerfüllt bleiben würde, da von Seiten Englands und Oesterreichs alles nur darauf angelegt war, die Coalition zu trennen. Es blieb also alles bei mündlichen Zusicherungen. Auf diese verließ Neipperg Schlesien, um sich nach Mähren zu begeben; und nachdem der König Neisse erobert hatte, was in den nächsten zwölf Tagen geschah, ließ er einen Theil seines Heeres unter dem Fürsten Leopold von Anhalt nach Böhmen, gleichsam zur Verstärkung seiner Ver-

*) La France se preparoit à jouer le rôle d'arbitre et à dominer sur des despotes qu'elle auroit établis elle-même. C'étoit renouveller les usages de la politique des Romains dons les tems les plus florissans de cette république. Ce projet étoit incompatible avec la liberté germanique, et ne convenoit en aucune manière au Roi qui travailloit pour l'élévation de sa maison et qui étoit bien eloigné de sacrifier ses troupes pour se créer des rivaux. Si le Roi s'était rendu l'instrument servile de la politique françoise, il auroit préparé lui-même le joug qu'il se seroit imposé. Voyez L'Histoire de mon temps, p. 199.

bündeten, aufbrechen, während einige Regimenter Glaz einschließen, und der ganze Ueberrest des Heeres in Oberschlesien cantonniren mußte.

Das ganze Gebäude der Coalition war von jetzt an tief erschüttert; denn, wie hätte die zwischen Preußen und Oesterreich genommene Verabredung ein Geheimniß bleiben mögen! Die Bundesgenossen Preußens in diesem Kriege sind zwar der Fehlgriffe und selbst der Thorheiten angeklagt worden; allein wie hätte der Kurfürst von Baiern nach Wien vorgehen können, da dies Unternehmen von keiner Seite gedeckt war? Und wie hätte der Kurfürst von Sachsen seiner Politik getreu bleiben mögen, da die Neutralität Preußens mitten auf dem Kriegsschauplatze so zweideutiger Art war, daß sie jedes kühnere Unternehmen hemmte? Nicht ohne Grund ging also der zum Kaiser bestimmte Kurfürst von Baiern, von Linz nach Prag, um sich, vor allen Dingen, des Königreichs Böhmen zu bemächtigen; und eben so wenig ohne Grund blieb der Kurfürst von Sachsen unthätig zu einer Zeit, wo es darauf ankam, große Vortheile zu gewinnen. Karl Albrecht eroberte zwar Prag in der Nacht vom 26 auf 27 Novbr., und ließ sich nicht lange darauf zum Könige von Böhmen ausrufen, und von den Ständen huldigen; doch die Lage der Dinge war hierdurch nicht verbessert, da der österreichische Hof freie Hand gewonnen hatte, und vor allen Dingen Anstalten traf, die Baiern und Franzosen aus Oesterreich hinauszuschlagen. Funfzehn tausend Baiern und Franzosen vermochten den Angriffen nicht zu widerstehen, welche der österreichische General von Khevenhüller auf sie machte; und nachdem sie sich von Ens nach Linz zurück-

gezogen hatten, räumten sie selbst diese Festung, weil ihr Oberbefehlshaber, der Herr von Segur, vorhersah, daß ihm, bei allzu weit getriebener Hartnäckigkeit, nichts anderes übrig bleiben würde, als — Ergebung. Dies geschah um dieselbe Zeit, wo der, seit dem 24. Jan. 1742, zum Kaiser erwählte Kurfürst von Baiern, Anstalten zu seiner feierlichen Krönung traf.

Es lag am Tage, daß die ganze Bewegung gegen Oesterreich zum Stillstand kommen, und mit der Schande der Verbündeten endigen werde, wenn Friedrich dieselbe nicht mit Nachdruck unterstützte. Hierzu durch die dringenden Bitten Karl Albrechts aufgefordert, entschloß er sich zwar um so leichter zu einer frischen thätigen Theilnahme an den Begebenheiten, da er sich leicht berechnen konnte, wie sein Schicksal hinsichtlich Schlesiens ausfallen würde, wenn er seinem, dem österreichischen Hofe gegebenen, Versprechen noch länger getreu bliebe. Doch machte er sogleich die Entdeckung, daß ein verscherztes Vertrauen sich nicht leicht wieder erobern läßt. Am sächsischen Hofe, wohin er sich, bald nach der Mitte des Jan. 1742, von Berlin aus begab, fand er nichts als Kälte, sowohl bei August dem Dritten, als bei dessen Minister, dem Grafen Brühl. Er wendete sich hierauf nach Prag, um mit den französisch-baierschen Generalen einen Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge zu verabreden; und nachdem dies vollbracht war, bereisete er seine böhmischen und schlesischen Standquartiere bis nach Olmütz hin, welches sein Feldmarschall Schwerin seit dem 26. Decbr. besetzt hatte. An völlige Uebereinstimmung der Verbündeten war aber nicht mehr zu denken; und von Seiten des Königs kam es nur darauf an,

sich auf eine geschickte Weise aus einer großen Verlegenheit zu ziehen. Die Oesterreicher waren, unmittelbar nach der Kapitulation von Linz, nach Baiern aufgebrochen, und hatten an demselben Tage, wo Karl Albrecht, als Karl der Siebente zum Kaiser in Frankfurt am Main gekrönt wurde, die Hauptstadt jenes Landes besetzt. Um sie zurückzuziehen, und um überhaupt die Dinge der Entscheidung näher zu bringen, schritt Friedrich zu einer Belagerung der Festung Brünn; und damit weder dem österreichischen Hofe, noch seinen Verbündeten irgend ein Zweifel über seine Absicht übrig bleiben möchte, veranstaltete er einen Einfall in Ungarn, wo seine Reiterei den versammelten Heerbann auseinander trieb und Gefangene machte. Gleichzeitig ließ er ein Corps von 5000 Mann von Znaym aufbrechen, um Ober-Oesterreich zu beunruhigen; und dies gelang so gut, daß die Zietenschen Husaren bis nach Stockerau, eine Station vor Wien, streiften, und die Hauptstadt des Kaiserreichs in Schrecken setzten. Nur wurde dadurch nicht bewirkt, daß die Sachsen, welche bei der Belagerung von Brünn mitwirken sollten, mehr Vertrauen gefaßt hätten. Ihr Mißtrauen ging so weit, daß sie sich nirgend sicher glaubten, wo sie wirklich waren. Friedrich gab ihnen mehr als einmal nach, indem er die schwierigsten Posten durch preußische Truppen besetzen ließ; doch als er sah, daß sie sich in ihrem Mißtrauen gleich blieben, trennte er sich nicht ungern von ihnen, sobald der französische General Broglio sie zur Verstärkung seiner Truppen in Anspruch genommen hatte.

Die Lücke, welche hierdurch entstanden war, wieder auszufüllen, zog Friedrich denjenigen Theil seines Heeres

an sich, welcher bisher, unter den alten Fürsten von Dessau, bei Magdeburg gestanden hatte. Sein fester Entschluß war, künftig sich nur mit solchen Truppen zu befassen, über welche er frei gebieten könne. Die Belagerung von Brünn wurde aufgegeben, weil der Kurfürst von Sachsen, obgleich bestimmt, König von Mähren zu werden, dieselbe so schlecht unterstützt hatte, daß er lieber 400,000 Thaler auf die Erwerbung eines grünen Diamanten, als das Geringste auf den Transport seines Geschützes hätte verwenden wollen. Friedrich theilte hierauf seine ganze Macht in zwei ungleiche Hälften. Mit der kleineren mußten Prinz Dietrich von Anhalt, und der Feldmarschall Schwerin ein festes Lager bei Olmütz beziehen; die größere wurde im chrudimer Kreise (in Böhmen) zwischen die Elbe und die Saffava verlegt. In dieser Stellung wollte der König die Unternehmungen der Oesterreicher erwarten, welche nicht länger unthätig bleiben konnten. Sein Heer bestand aus 34 Bataillonen und 60 Schwadronen, zusammen ungefähr 33,000 Mann; das der Oesterreicher war der Zahl nach nicht geringer, und an der Spitze desselben war der lothringische Prinz Karl Alexander mit dem Entschluß getreten, die Leiden der Böhmen durch eine Hauptschlacht zu beendigen.

Beinahe einen ganzen Monat hindurch hatten die Preußen in ihren böhmischen Quartieren ausgeruht, als die Nachricht gebracht wurde, daß der Prinz von Lothringen Mähren verlassen habe, um über Deutschbrod und Zwittau in Böhmen einzubrechen, und daß seine nächste Absicht auf die Wegnahme der preußischen Magazine in Podiebrad und Nimburg gerichtet sei. Friedrich hatte die

Wahl, ob er sich hinter die Elbe zurückziehen, oder dem Prinzen von Lothringen entgegengehen wollte. Das Letztere schien ihm vorzüglicher, theils weil es ehrenvoller, theils weil es nützlicher war; denn, wenn es ihm gelang, die Oesterreicher zu schlagen, so konnte er darauf rechnen, daß ein neuer Sieg die Friedensunterhandlungen, welche mehr gestört als abgebrochen waren, zu einem eben so schnellen als vortheilhaften Ausgang führen würde. Er versammelte also sein Heer bei Chrudim, welches den Mittelpunkt bildete, und lehnte den rechten Flügel an Tzrenitz, den linken an den Bach Chrubimka. Als dies vollbracht war, stellte er sich an die Spitze der Vorhut, und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheere langsam zu folgen.

Eine unerwartete Bewegung der Oesterreicher veränderte jedoch den Entwurf des Königs; denn, indem jene sich rechts wendeten, und die Stadt Czaslau besetzten, nöthigten sie den Prinzen Leopold, der sich ihrem Angriff ausgesetzt sah, Anstalten zu ihrem Empfang zu treffen, wie dieser auch ausfallen mochte. In der Nacht vom 16 bis 17. Mai zurückgerufen, traf Friedrich mit seinem Vortrab gerade zu einer Zeit ein, wo beide Heere schon in Schlachtordnung standen. Es war des Morgens um acht Uhr, als der Kampf begann. Wir halten uns nicht damit auf, eine Schlacht zu beschreiben, welche so tumultuarisch war, daß man behaupten darf, die Regeln der Kunst seien ohne alle Anwendung geblieben. Nichts entschied dieselbe so sehr, als die 82 Kanonen, welche die Preußen mit sich führten; denn diese gewährten ihnen eine Ueberlegenheit, gegen welche keine Tapferkeit auf-

kommen konnte. Den Ausschlag gab zuletzt der König durch eine unvermuthete Schwenkung in die linke Seite der österreichischen Infanterie, die, indem sie sich auf ihren rechten Flügel warf, den Raum so verengte, daß das Gefecht zum Stillstand kommen, und eine große Unordnung eintreten mußte. Bald stellte sich Flucht ein. Diese benutzte der preußische Marschall Buddenbrock, um Gefangene zu machen. Ihre Zahl belief sich bald bis auf 1200 Mann. Außerdem erbeuteten die Preußen 18 Kanonen und 2 Fahnen. Den ganzen Verlust der Oesterreicher giebt Friedrich in der Geschichte seiner Zeit auf 7000 Mann an, ohne in Abrede zu stellen, daß der seinige 900 Reiter, 700 Fußgänger und 2000 Verwundete betragen habe. Die Schlacht dauerte nur drei Stunden.

Der Sieg, welchen Friedrich bei Czaslau oder Chotusitz davon getragen hatte, war keinesweges solcher Art, daß er ihn hätte veranlassen können, seine Forderungen an Oesterreich höher zu spannen. Was ihn zum Frieden geneigt machte, war das Mißtrauen, das er in die Denkweise des französischen Kabinets setzte, das von einem Priester geleitet, allen Grundsätzen Hohn sprach. Von Petersburg aus war ihm gemeldet worden, daß la Chatardie (französischer Gesandter am russischen Hofe) der Kaiserin Elisabeth den Rath gegeben habe, die Schweden dadurch für sich zu gewinnen, daß sie dieselben in Pommern, auf Kosten des Königs von Preußen, zu entschädigen versprechen möchte. Mit gleicher Treulosigkeit hatte der Kardinal Tencin, im Namen seines Hofes, den Pabst wegen der Erhebung Preußens durch die Zusicherung deru-

beruhigen wollen, daß Frankreich, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen wäre, schon das Mittel finden würde, den ketzerischen König wieder von seiner Höhe herabzuwerfen. Aeußerungen dieser Art konnten einen Friedrich nicht geneigt machen, sich Frankreichs Vergrößerungs-Entwürfen noch länger hinzugeben. Hinzu kamen zwei Betrachtungen anderer Art. Einmal ließ sich nicht verkennen, daß der Kurfürst von Sachsen bereuete, den Ueberredungen des Marschalls von Belle-Isle gefolgt zu seyn, und folglich die Wiederherstellung des alten Verhältnisses mit dem österreichischen Hofe sehnlichst wünschte. Zweitens war der von Friedrich Wilhelm dem Ersten hinterlassene Schatz bis auf 150,000 Thaler erschöpft; und wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, so blieb nichts Anderes übrig, als auf Unterthanen zu drücken, welche nur wenig geben konnten. Aus allen diesen Beweggründen war der König geneigt, den Kriegsschauplatz zu verlassen; und da Maria Theresia sehr wohl einsah, daß sie, um ihren übrigen Feinden gewachsen zu bleiben, ihre Kräfte nicht wider ihren schlauesten und unermüdlichsten Gegner aufreiben dürfe: so war die Friedensunterhandlung, welche Lord Hindford zu betreiben nicht aufgehört hatte, sehr bald wieder angeknüpft. Von Böhmen aus schickte Friedrich seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Podewils, der sich zu Breslau aufhielt, die nöthigen Vollmachten zur Abschließung eines Friedens; und noch war seit der Schlacht bei Czaslau kein Monat verstrichen, als der Friede wirklich zwischen Preußen und Oesterreich unterzeichnet wurde. In demselben wurde ganz Schlesien bis auf die Fürstenthümer Teschen und Troppau, ingleichem

die Grafschaft Glaß an Preußen abgetreten; wogegen Friedrich die Bezahlung von 1,700,000 Thalern übernahm, welche die Engländer pfandweise auf Schlesien geliehen hatten. Die böhmischen Stände leisteten Verzicht auf ihre etwaigen Rechte an Schlesien; und dafür entsagte Friedrich allen weiteren Ansprüchen auf die Länder des österreichischen Hauses. Der Kurfürst von Sachsen war froh, in diesen Frieden mit eingeschlossen zu werden. Mit Freuden gewährleistete er aufs Neue die pragmatische Sanktion, um dem traurigen Zustande seiner Truppen ein Ende zu machen, welche, ohne besonders angestrengt zu seyn, durch die Schuld der allgemeinen Verwaltung an allem Nothwendigen Mangel litten.

Dieser Friede wurde den 28. Juli zu Berlin ratifizirt, wohin der König seit dem 12ten desselben Monats zurückgekommen war. Die österreichische Kriegsmacht hatte es, von jetzt an, nur mit der französischen und baierschen zu thun, der sie in jeder Beziehung überlegen war. Zurücktreten konnte man weder von der einen, noch von der anderen Seite, so lange Karl Albrecht den Titel eines deutschen Kaisers führte. Hierauf also beruhete die Fortsetzung dieses Krieges, mit dessen weiteren Begebenheiten uns der nächste Abschnitt bekannt machen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hinduchinesischen Völker.

(Schluß.)

Der Burmanische Handel bezieht sich auf die Chinesen und auf die brittischen Besitzungen. Jenen liefert er, über die Provinz Yunan, rohe Baumwolle, kostbare Steine und andere einheimische Produkte; dafür erhält er verarbeitete Seide und andere Manufaktur-Artikel. Beträchtlicher ist der Verkehr mit den brittischen Besitzungen in Indien. In demselben liefern die Burmanen große Quantitäten von Teak-Holz — beinahe alles, was in den Provinzen Bengalen und Madras verbraucht wird — außerdem Stik-Lak, Katechu und andere Produkte. Dafür erhielten sie von uns indische und brittische Baumwollen-Waaren und andere Manufaktur-Artikel. Vor dem gegenwärtigen Kriege theilte dieser Handelszweig, gleich andern, die Vorzüge des freien Verkehrs. Die Burmanen fingen an, sich in brittische Fabrikate zu kleiden; und unsere Kaufleute, allen Hindernissen, die sich ihnen entgegenstellten, trotzend, trieben ihre Unternehmungen bis nach Amarapura, der Hauptstadt, welche 400 (englische) Meilen von der Seeküste gelegen ist. Mehrere hatten sich daselbst sogar niedergelassen. Unser Zutritt zu dem Lande beschränkte sich indeß, aus Eifersucht, auf den einzelnen Theil von Rangoon; und der Ueberrest der 900 Meilen langen Seeküste, welcher Häfen in sich schließt, und zu

ergiebigen Ländern führt, war uns, während der sechzigjährigen Herrschaft der Burmanen über Pegu, beinahe eben so unbekannt geblieben, wie eine gleiche Strecke von Japan. Außer dem Handel, welcher auf europäischen Schiffen geführt wird, findet ein sehr beträchtlicher auf burmanischen Böten statt, welche in der guten Jahreszeit längs der Küste von Arakan hinkriechen, und durch die Sunderbunds ihren Weg nach der Hauptstadt des brittischen Indiens finden, deren Straßen und Läden alsdann mit diesen rohen Fremdlingen angefüllt sind, die sich von den Eingebornen sehr leicht durch die Sonderbarkeit ihres Anzuges, durch den Schmutz ihrer Gesichter, durch ihre plumpe Manieren und durch ihre lebendige Neubegierde unterscheiden lassen. Mit Siam unterhalten die Burmanen keinen Verkehr. Ein unversöhnlicher Haß, ein ununterbrochener Krieg besteht zwischen diesen Barbaren; die Gränze dieser beiden Länder ist in eine Wüste verwandelt, und die elenden Bewohner zu beiden Seiten werden eingefangen und zu Sklaven gemacht, so daß eine friedliche Mittheilung ganz unmöglich ist.

Die auswärtigen Verhältnisse Siams gehen auf China, Cochim-China, die unabhängigen Staaten des Malayischen Archipels und die europäischen Besitzungen in derselben Gegend. Das erstere ist bei weitem das wichtigste. Der König von Siam nennt sich selbst einen Vasallen des chinesischen Reichs; doch diese Abhängigkeit ist nur nominal. Unter diesem Vorwande werden jährlich zwei Schiffe, jedes von beinahe tausend Tonnen, nach Canton gesendet, wo sie ganz zollfrei bleiben. Während der Periode der Gesandtschaft Ludwigs des Vierzehnten bestand der Handel

zwischen Siam und China nur in wenigen Schiffen, und die Zahl der Chinesen, welche sich in Siam niedergelassen hatten, ging, nach la Laubere's Angabe, nicht hinaus über 3 bis 4000. In dieser Beziehung hat, während der letzten 30 Jahre, eine merkwürdige Umwälzung Statt gefunden. Wahrscheinlich hatte sie ihren Ursprung in dem Umstande, daß ein Abenteurer von halb chinesischem Blute sich auf den siamesischen Thron schwang, nachdem er die Burmanen aus dem Reiche vertrieben hatte. Dieser Held lud die Chinesen ein, sich in Siam niederzulassen; und sie haben sich jetzt über das ganze Königreich ausgebreitet, bis zur Zahl von 7 bis 800,000, beschäftigt mit Handel, mit Handwerk, mit Zuckerfabrikation und Pfefferbau. Sie gerade führen den ganzen auswärtigen Handel Siams, und sind dessen einzige fremde Kaufleute, Schiffer und Matrosen. Die Schiffe, welche jetzt jährlich mit China verkehren, sind, der Zahl nach, nicht geringer, als 140, von welchen neun Zehntel in Siam gebaut werden. Sie führen volle 35,000 Tonnen. Die Zahl der chinesischen Schiffe, welche die übrigen Zweige des siamesischen Handels betreiben, beläuft sich gegenwärtig auf beinahe 200 — alle zwar kleiner, als die, welche den chinesischen Handel betreiben, doch so, daß sie sich auf 30,000 Tonnen belaufen. Von diesen handeln zwischen 40 und 50 jährlich mit unserer neuen Niederlassung Singapore; sie bringen Getreide, Salz, Oel, feinen Zucker und andere minder erhebliche Waaren, und führen dafür aus — brittische und indische Manufaktur-Produkte, hauptsächlich Baumwollen-Waaren, bis zum Werthe von 300,000 spanischen Thalern. Dieser Verkehr ist eine Schöpfung der letzten

sechs Jahre, nimmt alljährlich sehr bedeutend zu, und verspricht eine Wichtigkeit zu erhalten, bei welcher die Nation betheiligt ist. Der Handel in brittischen Schiffen ist von geringerem Werthe; nach allem, was wir davon wissen, beschränkt er sich auf 5 bis 6 Schiffe. Seit dem letzten Kriege befaßten sich die Amerikaner mit dem siamesischen Handel; sie gaben ihn aber schnell wieder auf, als die Britten, unter weit günstigeren Umständen, sich mit ihnen in einen Wettstreit einließen. Siams Handelsanordnungen sind minder billig, als die von Cochim-China; die Auflagen bestehen in Aus- und Einfuhr-Zöllen, die jedoch nicht sehr lästig sind. Es giebt dabei indeß Bedrückungen, über welche man sich nicht mit Unrecht beklagt. Die Regierung selbst ist ein großer Handelsmann, und als solcher nothwendig unbillig und ungerecht. Sie übt Monopol, verlangt, nicht selten, ein Vorkaufsrecht zu haben, und übt einen eigenwilligen und unstatthaften Einfluß: Hindernisse, welche nur Beharrlichkeit und Zeit besiegen können.

Die auswärtigen Verhältnisse Cochim-China's gehen auf China, Siam und die brittischen Besitzungen in der Meerenge von Malakka. Der König von Cochim-China ist der Nominal-Vasall von China, das ihm bloß den Rang eines erblichen Guvernörs zuerkennt. Die cochim-chinesischen Monarchen sind auf eine alberne Weise stolz auf diesen Titel, und jeder neue Fürst wird bei seiner Thronbesteigung ganz regelmäßig durch eine Deputation des Hofes von Peking damit bekleidet. Bei dem allen sind die cochim-chinesischen Suveräne wesentlich unabhängig; der von ihnen bezahlte Tribut ist nur nominal,

und jede Einmischung der Chinesen in die inneren Angelegenheiten der Regierung findet entschlossenen Widerstand, wie folgender Vorfall beweiset. Einer von den Brüdern, welche an der Spitze der letzten großen Empörung standen, bewirkte die Eroberung von Tunquin. Der erbliche Souverän rief den Beistand der Chinesen an, welche mit einem Heere von 40,000 Mann in das Land einrückten. Der glückliche Insurgent griff, während er zu Peking die Belehnung nachsuchte, das chinesische Heer an, schlug es, vertrieb die Chinesen aus dem Königreiche, und brachte es durch seine Ränke dahin, daß er zuletzt von dem eben so anmaßenden, als unfähigen chinesischen Hof mit der Regierung bekleidet wurde. Der Chinesen, welche sich im Gebiet von Cochim-China niedergelassen haben, sind nur wenige in Vergleich mit denen, die in Siam angesiedelt sind; und eben deswegen ist die Betriebsamkeit und der Handel des Landes sehr weit hinter dem siamesischen zurück. Sie gehen vielleicht nicht über die Zahl von 40,000 hinaus, welche meistens in den Eisen-, Gold- und Silber-Minen von Tunquin beschäftigt sind. Die Schiffe, welche diesen Handel führen, erheben sich nur zur Hälfte des Tonnengehalts, der für Siam und China üblich ist. Die Häfen, von welchen aus der Handel geführt wird, sind Cachao in Tunquin, Hue und Saigo im eigentlichen Cochim-China, und Soagon in Kamboja. Der erste und der letzte bilden die bedeutendsten Handelsplätze. Wahrscheinlich ist der innere Handel zwischen Cochim-China und China beträchtlicher, als der zur See. In diesem Verkehr empfängt Cochim-China verarbeitete Seide, englische breite Tücher und bengalisches Opium, so wie auch Zink und

Blei aus Yunan, und giebt dafür Baumwolle, Areka-Nüsse, Firniß, Farbestoffe und eine große Mannichfaltigkeit von Landes-Produkten.

Tunquin und Kamboja führten, gegen das Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts, mit den europäischen Völkern einen Handel, der eine Zeit lang sehr beträchtlich war. Er hörte gegen die Mitte des abgewichenen Jahrhunderts gänzlich auf; und zwar aus einer doppelten Ursache, die, wenn sie einfach geblieben wäre, dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. Die eine war die allgemeine Anarchie, welche seitdem in diesen Gegenden vorherrschend blieb; die andere, die strengen Monopole der europäischen Völker. Er ist, nachdem diese Monopole nachgelassen haben, in den letzten sechs Jahren einigermaßen wieder aufgelebt; und so abweichend ist jetzt die Bedingung der Welt, so verschieden von jenen früheren die Prinzipien, welche den Verkehr der Völker leiten, daß wir kein Bedenken tragen, zu glauben, er werde seine ursprüngliche Wichtigkeit wieder gewinnen, und noch über diese hinausgehen. Den Nachrichten zufolge, welche uns mitgetheilt worden sind, besuchen jetzt beinahe 30 co-chim-chinesische Schiffe jährlich den neuen Hafen von Singapore; und Se. Majestät, der jetzige König, welcher selbst sehr viel Geschmack für den auswärtigen Handel hat, sendet noch besonders eine gewisse Anzahl von Schiffen für eigene Rechnung dahin. Im Jahre 1825 fügte er diesen zwei in europäischer Weise gebauete Schiffe hinzu, und bemannte sie mit Eingebornen. Nur wenig europäische Schiffe haben von der Fahrt nach Singapore Vortheil gezogen; und die Franzosen und Amerikaner, welche denselben

Versuch gemacht haben, sind, so viel wir wissen, weder glücklicher, noch verständiger gewesen. Zwei Schiffe der letzteren besuchten den Hafen Saigon, um Zucker einzunehmen. Unbekannt mit der Beschaffenheit des Marktes, kamen sie an, nachdem die chinesischen Schiffe, zwei Monate früher, beinahe den ganzen Vorrath an Zucker ausgeführt hatten, und wenigstens sechs Monate vor der frischen Ernte. Die Kambojaner bestanden darauf, daß die Hafengebühr in der Zink-Münze des Königreichs bezahlt würde, wovon 1200 auf einen spanischen Dollar gehen —: ein Verfahren, das demjenigen gleich kommt, wodurch man darauf bringen wollte, daß eine, dem Schatze in England oder in Amerika zu zahlende Schuld von 1000 Pf. St. in Kupferpfennigen entrichtet würde. Jene zogen endlich ab, indem sie aus dem allen folgerten, der Handel sei unthunlich, die Einwohner brutale Barbaren, und die Regierung illiberal und bedrückend. Auch die Franzosen haben den Verkehr beinahe ganz aufgegeben; und zwar aus demselben Grunde, der sie bewogen hat, jeden anderen Zweig des indischen Handels fahren zu lassen, d. h. aus Unfähigkeit, ihn anders als in Lappereien führen zu können. Der cochim-chinesische Handel steht jetzt der ganzen Welt offen, und es giebt für denselben keine Vorrechte, keine Ausschließungen, wie man in Europa lange irrthümlich geglaubt hat. Im Jahre 1818 hat der verstorbene König einen neuen Tarif eingeführt, welcher weder unbillig, noch lästig ist. Die Zölle werden, nach chinesischen Grundsätzen, nach dem Umfange der Schiffe erhoben; und, im Allgemeinen genommen, giebt es keine Auflagen, weder auf eingeführte, noch auf ausgeführte Waaren.

Die bestehenden Hemmnisse gehen aus der **Unterdrükkung** hervor, welche die Regierung an ihren eigenen Unterthanen ausübt, nicht aus der Bedrückung der Fremden, deren Leben und Eigenthum in den Häfen von Cochim-China vollkommen eben so gut gesichert ist, wie in denen der civilisirten Völker Europa's.

Es steht nicht in unserer Macht, irgend eine umständliche Nachricht zu geben von den finanziellen und militärischen Hülfsquellen der hinduchinesischen Völker; sie sind, ihrer Beschaffenheit zufolge, keiner genauen Angabe fähig. In allen diesen Ländern bildet indeß die Grundsteuer einen sehr bedeutenden Theil des Einkommens der Suveräne; wiewohl einen weit geringeren, als in Hindostan, weil die Betriebsamkeit der Einwohner minder groß ist, und nur zu sehr gestört wird durch die lästigen Aufforderungen zu dem öffentlichen Dienste. Accise-Gefälle und Monopole, auf eine rohe und ungeschickte Weise beigetrieben oder ausgeübt, bilden andere Quellen des Einkommens. Doch die Haupt-Finanzquelle dieser Regierungen, und dabei diejenige, welche die Ergiebigkeit jeder andern zerstört, besteht in den unmittelbaren persönlichen Diensten ihrer Unterthanen. Dies ist die roheste und verderblichste ihrer Institutionen: die, welche, nach aller Wahrscheinlichkeit, bewirkt, daß sie so weit hinter ihren vornehmsten Nachbarn zurückbleiben.

Die Geldkasten des burmanischen Monarchen sollen, vor unserem Streite mit ihm, gefüllt gewesen seyn mit dem Raub seiner Unterthanen. Von dem Könige von Siam wird gesagt, daß er ein jährliches Einkommen von 6 bis 700,000 Pf. St. habe, wovon der größte Theil von

dem chinesischen Handel, und neuerdings auch von dem Handel mit uns herrühre. Nach la Laubere's Angabe ist dies achtmal mehr, als sein Vorgänger, der Verbündete Ludwigs des Vierzehnten, hatte, und zugleich ein schlagender Beweis von den schnellen Fortschritten, welche Siam in den letzten Jahren gemacht hat. Die Finanzen des Königs von Cochim-China sollen mit mehr Ordnung und Sparsamkeit verwaltet werden, als die seiner Nachbarn, und sein Schatz soll nicht weniger als 6,000,000 Pf. St. in Gold und Silber enthalten.

Die Militär-Macht eines solchen Landes, wie das der Burmanen, läßt sich nicht wohl nach der numerischen Stärke desselben abschätzen; sie hängt weit mehr von der Geschicklichkeit und Beharrlichkeit ab, womit man fähig ist, diese Macht zusammenzuhalten durch ein übliches System von Hinrichtungen und Schrecknissen, vor allen Dingen aber auf der Grundlage der natürlichen Schwierigkeiten des Landes und des Klima's. Hinsichtlich eines Angriffs auf einen civilisirten Feind, ist die burmanische Macht nur verächtlich. Anders stellt sich die Sache, sobald von Vertheidigung gegen eine Invasion die Rede ist. Denn, außer der Ungunst des Klima's und der Oertlichkeiten, giebt es hier eine Hauptstadt, welche 400 (engl.) Meilen von dem nächsten Angriffspunkt liegt, und außerdem fehlt es an allen den wichtigen Gegenständen, auf welche ein disciplinirtes Heer eine Einwirkung durchzuführen bezwecken kann. Wären die Burmanen nicht umgeben von unterdrückten und mißvergnügten Tributpflichtigen, und wären sie nicht selbst in einem hohen Grade unterdrückt: so würde ihnen gar nicht beizukommen seyn. Und selbst

so, wie die Sachen liegen, sind wir geneigt, den burmanischen Krieg als das bei weitem größte und schwierigste Unternehmen zu betrachten, worauf sich die indische Regierung jemals eingelassen hat. In der That, es giebt keine Periode in unserer Geschichte, wo unsere Hülfsmittel einem solchen Kampfe würden gewachsen gewesen seyn.

Die militärischen Hülfsquellen Siams müssen nach demselben Prinzip abgeschätzt werden, wie die des burmanischen Reichs; und der Umstand, daß die Siamesen den Angriffen der Burmanen mit Erfolg widerstanden haben, muß als Beweis gelten, daß diese Hülfsquellen hinter den burmanischen nicht sehr zurückstehen. Von den Siamesen wird zugegeben, daß sie ein wenig mehr civilisirt, obgleich minder lebhaft, ehrgeizig und unternehmend sind, als ihre burmanische Nachbarn. Innerhalb der letzten fünf Jahre hat der brittische und der amerikanische Handel die Siamesen mit etwa 40,000 Feuergewehren versehen: eine Versorgung, die, ob sie gleich zu ihren Off- und Defensiv-Mitteln gegen einen europäischen Feind nichts hinzufügen kann, sie zu einem furchtbareren Nebenbuhler der burmanischen Macht erheben muß, als sie es bisher gewesen sind. Gegen die Invasion eines civilisirten Feindes ist Siam weit weniger geschützt, als Ava. Bangkok, der Wohnsitz seiner Regierung, seines Schatzes, seiner Arsenäle und seines Handels, liegt nicht fern von der Mündung eines schiffbaren Stromes, anstatt, wie Amarapura, 400 (engl.) Meilen von der Seeküste entfernt zu seyn, und kann, ohne Beschwerde und Aufopferung, von einer geringen Macht genommen und behauptet werden. Mehrere andere Häfen, aus welchen die Regierung ihr Ein-

kommen bezieht, sind auf eine ähnliche Weise gelegen, und können von wenigen Kanonenböten blockirt werden, so, daß eine sehr unbeträchtliche Seemacht ein Landungsheer in den Stand setzen würde, den Siamesen, bei aller ihrer Eitelkeit, beliebige Bedingungen vorzuschreiben. Sie sind indeß so vereinzelt, daß die Gefahr, mit irgend einem Volke, das einen starken Eindruck auf sie zu machen fähig wäre, in Zusammenstoß zu gerathen, für sie sehr gering ist. Die natürlichen Schwierigkeiten ihrer Gränzen beschützen sie aufs Wirksamste gegen die Feindseligkeiten der Cochim-Chinesen, der Chinesen und der Burmanen; und die einzige Gefahr, welche sie laufen, ist, mit der brittischen Macht auf irgend einem schwachen Punkt der letzteren in Berührung zu kommen. Ein solcher würde die Insel Prinz von Wales seyn. Sie kann leicht die Veranlassung zu irgend einer Handlung des Hochmuths oder des Angriffs geben, wiewohl dies dem verständigen und vorsichtigen Charakter der Regierung entgegen seyn würde.

Am Schlusse des Krieges von 1802 hatte der König von Cochim-China, außer einer, aus Corvetten, Kanonenböten und Kriegs-Galeeren bis zum Betrage von 800 bestehenden Flotte, ein disciplinirtes Heer von 150,000 Mann, wohlversehene Zeughäuser, einen zahlreichen Artillerie-Zug, und Festungen, nach dem Muster der europäischen gebaut. Sein Sohn, der gegenwärtige Suverän — denn Gia-long, der eigentliche Kronprinz, starb im Jahre 1819 — hat sein stehendes Heer auf 40,000 Mann gesetzt; aber diese sind nach europäischer Weise disciplinirt, bewaffnet, gekleidet und angeführt. Die Citadelle Hue,

die Hauptstadt des Königreichs, ist eine von den größten, wo nicht die größte Seltenheit des Osten. Sie hat fünf bis sechs (engl.) Meilen in Umfang, ist durch und durch nach den Prinzipen einer regelmäßigen europäischen Fortifikation gebauet, und schließt zwischen 8 und 900 schwere Kanonen in sich, die zu den allerschönsten gehören. Gewöhnlich hat sie eine Besatzung von 12,000 Mann; dabei ein Zeughaus, das in Ausdehnung, Ordnung und Wirksamkeit schwerlich von irgend einem europäischen übertroffen wird. Auf den ersten Anblick könnte man glauben, eine solche Macht könne ihren Nachbarn gefährlich werden. Dies ist jedoch keinesweges der Fall. Die Regierung von Cochim-China ist nur ihren Unterthanen gefährlich, so wie den kleinen Volksstämmen, womit sie umgeben ist. Sie genießet weder innere Sicherheit, noch hat sie das Talent oder den Unternehmungsgeist, welcher für entferntere Eroberung erforderlich ist. Siam ist gesichert, theils durch seine Entfernung, theils durch die natürliche Stärke seiner Gränzen; näher liegen allerdings die chinesischen Provinzen, aber auch hier ist die Gefahr nicht bedeutend. Auf der anderen Seite ist Cochim-China selbst in drohender Gefahr von Seiten einer europäischen Macht, welche, bei guten Hülfsquellen zur See, in die Versuchung gerathen kann, es mit Krieg zu überziehen. Die beiden Extremitäten des Königreichs, Kamboja und Tunquin, welche die Hauptstadt und die benachbarten Provinzen mit Korn und anderen Hülfsmitteln versorgen, sind nicht nur mißvergnügt und immer zum Aufstand geneigt, sondern können auch durch die Blockade weniger Kriegsschiffe gänzlich abgeschnitten werden. Die Besatzungen, Korn-Magazine,

Arsenäle und Militär-Macht befinden sich sämmtlich auf der Seeküste, und würden, ungeachtet des gebietenden Schauspiels, das sie gewähren, der Mannszucht, dem Muthe und der Geschicklichkeit eines europäischen Feindes nur schwachen Widerstand leisten. Ihre Vernichtung oder Beschlagnahme würde einer Eroberung des ganzen Königreichs gleich kommen: die Regierung würde aller ihrer Hülfsquellen beraubt seyn, und ihre eigene Macht würde sich wider sie wenden, wenn die Festungen, die Magazine und Arsenäle des Königreichs in dem Besitze eines Angreifers wären, der sie zu seinem Vortheile zu benutzen verstände. So weit die Interessen des brittischen Reichs in Indien in Betracht kommen, würde der Fall sich ganz anders gestalten, wenn die Hülfsquellen von Cochim-China einer solchen Macht zu Gebote ständen, wie die französische ist, worauf es einmal abgesehen war. In einem solchen Falle würde unser Handel, vorzüglich der mit China, gestört und abgeschnitten werden durch die zahlreichen Häfen von Cochim-China; und wenn wir, um diesem Uebel ein Ende zu machen, auf eine Invasion des Landes eingehen wollten, so würde unsere Macht zu Grunde gerichtet werden durch lange Belagerungen und durch die tausend anderen Hülfsquellen und Kunstgriffe eines tapferen und einsichtsvollen Feindes. Es ist indeß nothwendig, hinzuzufügen, daß die Gefahr eines solchen Ereignisses, wenigstens für die nächste Zukunft, vorüber ist. Ludwig der Achtzehnte sendete im Jahre 1817 eine Botschaft nach Cochim-China, wodurch er, ein wenig unüberlegt, die Erfüllung des Traktats von 1787 verlangte, der in allen seinen Theilen von Seiten des französischen Volks uner-

füllt geblieben war. Dieser Vorschlag verdroß den cochimchinesischen Monarchen, welcher jetzt fest auf einem Throne saß, den er seiner eigenen Beharrlichkeit und Entschlossenheit verdankte; er wollte nicht einmal in eine Erörterung des Gegenstandes eingehen. Der Nachfolger Gia-Longs ist allen innigen Verbindungen mit Europäern abhold: die französischen Abenteurer sind durch ihn ganz entmuthigt worden, und unseren letzten Nachrichten zufolge, haben sie endlich das Königreich verlassen.

Wir haben jetzt versucht, unseren Lesern, ohne alle Einmischung spekulativer Gedanken, eine allgemeine, wenn gleich nicht ungenaue Rechenschaft von Indien jenseits des Ganges zu geben. Sie wird, hoffen wir, dazu beitragen, die Aufmerksamkeit einiger von ihnen zu wecken, und einer Gegend zuzuwenden, welche gegenwärtig, unserer Ueberzeugung nach, den reichsten, den fruchtbarsten, und selbst civilisirtesten Theil des bewohnbaren Erdballs ausmacht, von welchen wir die geringste praktische Kenntniß haben. Unsere Kriege und Diplomatik werden indeß, wir zweifeln nicht daran, sehr bald Gelegenheit zu zahlreichen Bekanntmachungen über diesen Gegenstand geben; und so wie diese von einer Zeit zur andern erscheinen, werden wir es nicht an uns fehlen lassen, den schwachen Umriß, den wir hier zu zeichnen versucht haben, durch die Mittheilung ihres Inhalts auszufüllen.

Apologie der Universität zu London.

(Aus Edinburgh Review, No. LXXXVI.)

Vorwort des Herausgebers.

Wir haben, seit etwa zwei Jahren, in mehreren Artikeln dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht auf das Mißverhältniß, worin die öffentliche Lehre zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit steht. Der oberste Grundsatz, der über unseren Gymnasien und Universitäten waltet, ist, wenn man ihn mit irgend einer Strenge auffaßt, kein anderer, als — eine Bildung hervorzubringen, wodurch man zwar zur Vergangenheit passen würde, für die Gegenwart und die nächste Zukunft aber vollkommen unbrauchbar bleibt. Dies ist nämlich die natürliche Wirkung einer weitgetriebenen Beschäftigung mit den Sprachen und Literaturen des Alterthums: einer Beschäftigung, worüber die Erwerbung der für das Leben unentbehrlichsten Einsichten und Fertigkeiten auf eine unverantwortliche Weise hintan gesetzt wird. Man rechtfertigt dies Verfahren zwar dadurch, daß man von einem Reinmenschlichen spricht, dessen Entwickelung nur auf diesem Wege erfolgen könne; allein was läßt sich denn bei diesem Begriffe denken? Ist dies sogenannte Reinmenschliche nicht eine bloße Schimäre, welche man aufstellt, um wegen der Vernachlässigung soliderer Zwecke entschuldigt zu seyn? Kann es sich, wenn von Bildung des menschlichen Geistes und

Empfindungsvermögens die Rede ist, um etwas ande- res handeln, als um Erreichung des Civilisations-Grades, der in der Zeit der höchste ist? Und haben wir, wenn dies fest stehet, auch nur die mindeste Wahrschein- lichkeit eines glücklichen Erfolges für uns, wenn wir, mit einer beinahe unbegreiflichen Verblendung, alle Civili- sations-Grade vermengen, und den Völkern der Vorzeit eine Bildung beilegen, die ihnen nicht eigen war, nicht eigen seyn konnte?

Hierauf beruht, so viel uns davon einleuchtet, der Irrthum, welcher unseren öffentlichen Lehren und Erzie- hungs-Methoden zum Grunde liegt. Glücklicherweise wird er immer allgemeiner und bestimmter empfunden. Ueber dem ganzen europäischen Continent erhebt man sich zu der An- schauung, daß die Zeit gekommen sei, wo die Lehre den gesellschaftlichen Bedürfnissen angepaßt werden müsse. Die unmittelbare Frucht dieser Anschauung sind die polytechni- schen Schulen, welche in allen den Ländern entstehen, in denen ein veraltetes Kirchenthum nicht unüberwindliche Hindernisse durch die Gewalt entgegenstellt, die es zur Zeit noch ausübt und durch alle Zeiten fortsetzen möchte. Zuverlässig werden diese neuen Stiftungen von den ge- segnetsten Folgen, selbst für die höheren Unterrichts-An- stalten seyn, und diese im Verlaufe der Zeit in diejenige Bahn führen, worin ihre unbedingte Nützlichkeit keinem weiteren Zweifel unterworfen ist. In der Natur der Sache liegt, daß dies nur sehr allmählig geschehen kann; doch wenn es ganz unterbleiben sollte, so würde man vor- aussetzen müssen, daß das allgemeine Entwickelungsgesetz, das über dem menschlichen Geschlechte waltet, in seiner

Wirksamkeit nachlassen oder gänzlich stille stehen könnte. Mit der Universität zu London ist schon jetzt ein entscheidender Versuch gemacht. Gelingt derselbe — und Alles spricht für sein Gelingen — dann hat es keine Noth mehr mit dem Zurückgehen; denn alsdann ist ein Vorbild aufgestellt, das weit und breit zur Nacheiferung antreiben wird.

Uebrigens hat die Erfahrung auch in diesem Falle bewiesen, daß das Bessere in der Gesellschaft nicht zum Vorschein kommen kann, ohne sich angefeindet, verhöhnt und verspottet zu sehen. Die Angriffe, denen die Londoner Universität noch jetzt bloßgestellt ist, weil sie die theologische Fakultät von sich ausschließet, und mit allem, was nach Zunftwesen schmeckt, nichts zu schaffen haben will, sind indeß so wunderlicher Art, daß wir geglaubt haben, uns unsere Leser durch die wörtliche Mittheilung der nachfolgenden Apologie verbinden zu können. Aus ihr geht auf der einen Seite hervor, wie wenig Franzosen und Deutsche Ursache haben, sich ihrer höheren Unterrichtsanstalten, in Vergleichung mit den englischen, zu schämen; auf der anderen Seite aber wird man darin sehr viel Nützliches und Heilsames auch für die besseren Unterrichtsanstalten des festen Landes zur Sprache gebracht sehen. Und wir mögen nicht leugnen, daß dies uns ganz vorzüglich bestimmt hat, die ganze Apologie in diese Zeitschrift aufzunehmen.

Genug zur Einleitung. Wir lassen jetzt den scharfsinnigen Verfasser der Apologie auftreten. Er sagt:

Wenig Dinge haben uns jemals unerklärlicher geschienen, als das Geschrei, welches diejenigen, die sich das ausschließende Lob der Gesetzlichkeit und Rechtgläubigkeit anmaßen, gegen die projectirte Universität zu London zu erheben beliebten. In den meisten Schriften, die sich durch ihren Eifer für die Kirche und die Regierung auszeichnen, wird dieses Entwurfs nicht anders gedacht, als mit verstellter Verachtung und mit unverstellter Wuth. Die akademischen Hörsäle haben wiedergehallt von Schmähungen gegen denselben; und mehrere von den liberalsten und erleuchtetsten Mitgliedern der alten Stiftungen (Oxford und Cambridge) scheinen denselben mit sehr unheimlichen Gefühlen zu betrachten.

Wir gerathen darüber in Erstaunen und Schrecken. Denn zuverlässig ist nie ein Unternehmen von gleicher Wichtigkeit auf eine friedlichere und versöhnendere Weise begonnen worden. Wenn das Werk hauptsächlich in die Hände von Männern gerathen ist, deren politische Meinungen mit denen der herrschenden Parthei im Streite liegen: so ist dies nicht die Ursache, wohl aber die Wirkung derjenigen Eifersucht gewesen, welche jene Parthei zu unterhalten für gut befindet. Oxford und Cambridge haben indeß, allem Anscheine nach, nichts zu fürchten. Es wurden keine Feindseligkeiten erklärt. Selbst Nebenbulerei wurde zurückgewiesen. Das neue Institut verschmähete jeden Antheil an den Privilegien, welche von jenen alten Corporationen so lange monopolisirt worden sind. Es verlangte zu seiner Ausstattung keine Befreiungen, keine Ländereien, keine Patronate. Es wollte nichts zu schaffen haben mit der geheimnißvollen Stufenleiter, auf welche treue Verehrer der

Hochkirche mit eben der Bewunderung hinblicken, wie der Patriarch auf die Leiter, an welcher er die Engel aufsteigen sah. Es forderte nicht die Erlaubniß, Häuser ohne die Genehmigung der Obrigkeit durchsuchen zu dürfen, oder Bücher von Verlegern zu nehmen, ohne dafür zu zahlen. Hier sollten weder melodramatisches Schauspiel, noch altes Ceremonial, noch Scepter von Silber, noch Talar in schwarzer oder rother Farbe, noch Kopfputz mit Pelzwerk oder Atlaß, noch ein öffentlicher Redner, den Niemand hört, noch endlich Eide anzutreffen seyn, die man nur schwört, um sie zu brechen. Niemand dachte (versteht sich der bloßen Nachäffung wegen) an Klöster, an Orgeln, an bemaltes Glas, an verwitterte Mumien, an Büsten großer Männer und an die Gemälde von nackten Frauenzimmern, welche aus allen Theilen der Insel Besuchende zu den Ufern von Isis und Cam hinführen. Diejenigen, deren Vortheil vor allen Dingen ins Auge gefaßt wurde, gehörten einer Klasse an, von welcher nur sehr Wenige den Weg nach den alten Hochschulen finden. Freilich wurde die Benennung „Universität" beliebt; und gerade dies soll den meisten Anstoß gegeben haben. Indeß kann, unserer Ueberzeugung nach, ein so lächerlicher Einwand nur von sehr Wenigen gemacht und vertheidigt worden seyn. Er erinnert uns an die wunderliche Grausamkeit, womit, im Plautus, Merkur den armen Sosia zu Boden schlägt, weil er so unverschämt gewesen ist, einen und denselben Namen mit ihm zu theilen.

Wir wissen allerdings, daß es Viele giebt, welche Wissenschaft und Kenntnisse um ihrer selbst willen hassen: — eulenartige Wesen, Geschöpfe der Finsterniß, des

Raubes und der üblen Vorbedeutung, welche wohl fühlen, daß ihre Organe nur für die Nacht vorhanden sind, und daß, sobald der Tag anbricht, sie in ihre Höhlen werden zurückgetrieben werden, selbst von denen, auf welche sie jetzt ungestraft stoßen. Durch die Kunstgriffe dieser Feinde des menschlichen Geschlechts ist eine große und einflußreiche Parthei verführt worden, wo nicht mit Abscheu, doch mit Argwohn auf alle Erziehungs-Pläne hinzublicken, und es zweifelhaft zu finden, ob zuletzt denn doch nicht die Unwissenheit des Volks die beste Sicherheit für dessen Tugend und ruhige Gesinnung sei.

Wir wollen jetzt nicht die Grundsätze dieser Leute angreifen, weil wir der Meinung sind, daß selbst diese Grundsätze sie zur Unterstützung der londoner Universität verpflichten. In Wahrheit, wenn es möglich wäre, die Zeiten verehrungswürdiger Abgeschmacktheiten und guter alter Bedrückungen zurückzuführen; — wenn wir hoffen könnten, daß Leute von Stande (gentlemen) noch einmal, ohne zu erröthen, statt ihres Namens, Kreuze unter ein Protokol zeichnen würden; — daß es noch einmal für ein Wunder gelten könnte, wenn, außer dem Pfarrer, irgend Jemand im Kirchspiel zu lesen verstände, oder der Pfarrer selbst noch etwas Anderes zu lesen vermöchte, als das Meßbuch; — daß alle für den großen Haufen bestimmte Literatur noch einmal abgeschlossen wäre in einer Ballade, oder einem Gebete; — daß der Bischof von Norwich, als Ketzer, verbrannt, und Sir Humphrey David, als Verschwörer, an den Galgen gebracht werden könnte; — daß der Kanzler der Schatzkammer, wegen einer Anleihe, mit Herrn Rothschild in der Art unterhandelte, daß er

ihm täglich einen Zahn ausziehen ließe, bis er ihn kirre gemacht hätte; ja, alsdann würde der Fall anders zu stehen kommen. Aber ach! wer darf es wagen, ein ganzes Jahrtausend von Dummheit vorweg zu nehmen? Die eifrigen Vertheidiger der Unwissenheit werden demnach wohl daran thun, daß sie überlegen, ob, da die schlimmen Wirkungen der Einsicht und Kenntniß nicht gänzlich ausgeschlossen werden können, es nicht wünschenswerth sei, sie einander gegenüber in Reihe und Glied zu stellen. Der beste Zustand der Dinge würde — dies wollen wir ihnen einräumen, derjenige seyn, worin alle Menschen gleich dumm wären. Dies könnte das goldene Zeitalter genannt werden. Das silberne Zeitalter würde dasjenige seyn, wo nur Derjenige im Buchstabiren unterrichtet würde, der eine Anwartschaft auf Ordination, oder, gleich dem Candidaten eines deutschen Ritterordens, seine vier und sechzig Ahnen aufweisen könnte. Demnächst würde der Gesellschaftszustand eintreten, worin zwar die hohen und vermittelnden Klassen gut erzogen würden, die arbeitende Menge aber durchaus verwahrloset bliebe. Das eiserne Zeitalter würde ganz unfehlbar dasjenige seyn, worin zwar die unteren Klassen an Einsicht und Erkenntniß zunähmen, aber in den unmittelbar über ihnen stehenden Klassen kein entsprechender Zuwachs Statt fände.

England befindet sich in dem letzten dieser Zustände. Von dem einen Ende des Landes bis zum andern, lernen die Handwerker, die Fuhrleute, sogar die Klein-Knechte lesen und schreiben. Tausende von ihnen wohnen Vorlesungen bei. Hunderte von Tausenden lesen Zeitungsblätter. Ob dies ein Segen oder ein Fluch sei, davon kann hier

nicht die Rede seyn; genug, daß es Thatsache ist. Erziehung verbreitet sich unter der arbeitenden Klasse; und es giebt kein Mittel, wodurch verhindert werden könnte, daß sie sich je mehr und mehr verbreite. Die Veränderung, welche in dieser Hinsicht seit zwei Jahrzehnten Statt gefunden hat, ist auffallend. Niemand wird hingegen zu behaupten wagen, daß die Belehrung in demselben Grade unter denen zugenommen habe, die man wohl den untersten Theil der Mittelklasse nennen möchte, als da sind: Pachter, Ladenhalter und Schreiber in Handelshäusern.

Ist in den Prinzipen, welche die Feinde der Erziehung vertheidigen, irgend Wahrheit: so muß man gestehen, daß dies der gefährlichste Zustand ist, worein ein Land gerathen kann. Jene behaupten, vermehrte Kenntniß mache den Armen anmaßend und mißvergnügt. Schwerlich kann bestritten werden, daß Anmaßung das Resultat, zwar nicht der unbedingten Lage, worein ein Mensch versetzt werden kann, aber doch der Beziehung ist, worin er zu Anderen steht. Wo die ganze Gesellschaft gleichmäßig an Einsicht zunimmt; wo der Abstand zwischen den verschiedenen Ordnungen derselbe bleibt, obgleich jede dieser Ordnungen vorrückt: da wird dies Gefühl nicht leicht emporkommen. Ein Mensch ist eben so wenig eitel auf seine Wissenschaft, weil er Theil nimmt an dem allgemeinen Wachsthum der Einsicht, als er eitel ist auf seine Eile, weil er mit der Erde und allem, was sich auf derselben befindet, den Raum von siebzig tausend (englischen) Meilen in Einer Stunde zurücklegt. Fühlt er aber, daß er vorrückt, während die, welche vor ihm stehen, in ihrer Stellung beharren, ja dann ändert sich der Fall. Kann jemals die Ver-

breitung der Einsicht mit der Gefahr verbunden seyn, von welcher so viel gesprochen wird, so ist diese in dem gegenwärtigen Augenblick in England vorhanden. Doch dieser Gefahr läßt sich nur auf zwei Wegen ausweichen. Entweder man muß aufhören, den Armen zu unterrichten, oder man muß die, welche vergleichungsweise die Reichen genannt werden, zu unterrichten beginnen. Das Erstere läßt sich nicht bewerkstelligen; und eben deshalb müssen die, mit welchen wir es hier zu thun haben, keine Mühe sparen, das Letztere ins Werk zu richten. Durch vermehrte Kenntniß würden sie zugleich die Macht einer ausgebreiteten und wichtigen Klasse vermehren: — einer Klasse, welche in der Wohlfahrt und Ruhe des Landes nicht weniger betheiligt ist, als die Pairschaft und die Hierarchie; einer Klasse, die, weil sie allzu zahlreich ist, um von der Regierung bestochen zu werden, zu viel Einsicht hat, um sich von Demagogen irre leiten zu lassen; einer Klasse endlich, welche, obgleich der Unterdrückung und Verschwendung abhold, in ihrem Reformations-Eifer nie so weit gehen wird, daß die Sicherheit des Eigenthums und die Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung darüber in Gefahr gerathen könnte.

„Aber eine Universität ohne Religion!" schilt seufzend die Quarterly Review. — „Eine Universität ohne Religion!" brüllt John Bull, mit seinem frommen Abscheu eingeklemmt zwischen Verleumdung und Mißverstand. Und von Kanzeln und Visitations-Mahlen, und unzähligen Vereinigungs-Zimmern hallt es hundertfältig wieder: „Eine Universität ohne Religion!"

Dieser Einwurf hat wirklich manchen wackeren Mann

getäuscht, der nicht den unermeßlichen Unterschied beachtete, welcher Statt findet zwischen dem neuen Institute und jenen alten Stiftungen, deren Mitglieder eine Art von Familie bilden, indem sie unter demselben Dache leben, von denselben Gesetzen regiert werden, an demselben Tische zu essen genöthigt sind, und zu denselben Stunden in ihre Zimmer zurückkehren. Haben denn Sie, welche die Londoner Universität tadeln, nicht Töchter, welche zu Hause erzogen, und von den verschiedensten Lehrern unterrichtet werden? Der Musiklehrer, ein ehrlicher Protestant, kommt um zwölf; der Tanzmeister, ein französischer Philosoph, um zwei; der italiänische Sprachmeister, der an das Blut des heil. Januarius glaubt, um drei. Die Eltern selbst übernehmen das Geschäft, ihr Kind in der Religion zu unterrichten. Es hört die Prediger, die sie vorziehen; es lieset die Andachtsbücher, die sie ihm in die Hände geben. Wer möchte leugnen, daß dies der Fall in den meisten Familien ist? Wer aber kann einen wesentlichen Unterschied entdecken zwischen der Lage, worin dies junge Mädchen, und der, worin sich der Zögling der neuen Universität befindet? Warum wird denn ein so schreiender Mißbrauch ohne allen Tadel geduldet? Giebt es keinen Sacheverell mehr, welcher das Geschrei erhebt: „die Kirche ist in Gefahr!" — jenes Geschrei, das, es mochte von noch so schwacher Stimme, und für noch so niedrige Zwecke, erhoben werden, sogleich aufgenommen und durch alle die dunkeln und ekelhaften Winkel fortgepflanzt wurde, wo Frömmelei und Verderbniß nisteln? Wo bleibt die Beschuldigung des Bischofs und der Sermon des Kaplans, die Thräne des Kanzlers und der

Schwur des muthmaßlichen Erben, die Rede des Herrn William Banks und die Flugschrift des Sir Harcourt Lees? Was bedeutet das Schweigen jener unflätigen und boshaften Affen, deren Lieblings-Zeitvertreib im Zähnefletschen und Bespeicheln der Unschuld und Schönheit durch das Gitter des Kastens besteht? Warum wird kein Versuch gemacht, den Ruf der armen Mädchen zu beflecken, welche so irreligiös erzogen werden? Warum erforscht man nicht alle Geheimnisse ihrer Familien? Warum belebt man nicht die sonntäglichen Frühstücks-Tafeln der Priester und Beamten mit den Entführungen ihrer Groß-Tanten und den Bankerotten ihrer Vettern *)?

Doch um die Parallele noch auffallender zu machen, nehmt den Fall eines jungen Mannes, der, wir wollen es uns so denken, in London Chirurgie studirt. Er wünscht Meister in seiner Kunst zu werden, ohne andere nützliche Zweige menschlicher Erkenntniß zu vernachlässigen. Vormittags wohnt er Herrn M'Culloch's Vorlesungen über Staatswirthschaft bei, und begiebt sich hierauf ins Hospital, wo er Herrn Ashley Cooper Vortrag halten hört über die beste Art Beinbrüche zu heilen. Nachmittags sitzt er in einer von den Klassen, wo Herr Hamilton im Französischen oder im Deutschen unterrichtet. Was seine religiösen Gebräuche betrifft, so verfährt er, wie es ihm, oder

*) Es thut uns leid, daß die meisten unserer Leser diese Stellen, so wie manche folgende, dunkel finden werden. Sie zu erklären, würden seitenlange Noten erforderlich gewesen seyn, während ihr allgemeiner Sinn ohne Mühe zu finden ist. Wir haben uns also darauf verlassen, daß unsere Leser mit diesem zufrieden seyn werden. Anm. d. Uebers.

auch denen, unter deren Leitung er steht, am gerathensten scheint. Ist in allem diesem etwas, das sich tadeln ließe? Kommt es nicht tagtäglich vor? Und wodurch unterscheidet sich dieser Fall von dem eines jungen Mannes auf der Londoner Universität? Freilich muß unser Wundarzt halb London durchlaufen, um zu seinen Lehrern zu gelangen, während jener alle die Hörsäle, die er besucht, beisammen findet am Ausgange der Gower-Straße. Liegt etwa alles Unheil in der örtlichen Lage? Wir haben bemerkt, daß, seit Herr Crooker, in der letzten Sitzung des Parliaments, gestanden hat, „er wisse nicht, wo Russell-Square gelegen sei," der Plan, eine Universität in einer so wenig eleganten Nachbarschaft zu errichten, sehr viel Verachtung unter den schätzbaren Leuten bewirkt hat, welche der Meinung sind, die ganze Würde des Menschen bestehe darin, daß er in gewissen Distrikten lebt, nur solche Kleider trägt, die von gewissen Schneidern gemacht sind, und gewisse Gerichte und Getränke vermeidet. Es sollte uns aber leid thun, wenn die Berichte, welche irgend ein lügenhafter Mandeville aus Bond-Street über jene Terra incognita verbreitet hat, dem neuen Collegium zu einem ernsten Nachtheil gereichen sollten. Indeß hat der Sekretär der Admiralität das Heilmittel in seinen Händen. Wenn Capitän Franklin von seiner amerikanischen Expedition zurückgekehrt seyn wird, wie dies nächstens der Fall seyn muß: so wird er, hoffen wir, ausgeschickt werden, die Nord-West-Passage zu untersuchen, welche die Stadt mit dem Regenten-Park verbindet. Es wird alsdann ausgemittelt werden, daß, obgleich die Eingebornen zu dem Geschlechte jener orientalischen Barbaren gehören,

deren Invasionen lange das Schrecken von Hamilton-Platz und Grosvenor-Square gewesen sind, sie dennoch, im Ganzen, für stille und ruhige Leute gelten können; und daß, ob sie gleich kein Meisterstück der Baukunst aufzuweisen haben, das mit dem Pavillon von Brighton verglichen werden kann, ihre Wohnungen doch reinlich und bequem sind, und daß auch ihre Sprache sehr viel Wurzeln gemein hat mit der, welche in St. James Street gesprochen wird. Noch einer Sache müssen wir gedenken, welche unsere Leser nicht minder in Verwunderung setzen wird, als die Auffindung der Syrischen Christen von St. Thomas auf der Küste von Malabar. Unsere Religion ist von irgend einem Xaver oder Augustin früherer Zeit in diesen Gegenden eingeführt worden. Hier werden Kirchen angetroffen mit allen Zubehören von dünnen Matten (auf welchen gekniet wird) und Orgeln; und selbst der Zehnten, dieser große articulus stantis ant labantis ecclesiae, ist auf keine Weise unbekannt.

Der Verfasser des, über diesen Gegenstand in die letzte Nummer des Quarterly Review eingerückten Artikels, tadelt zwar mit ungemeiner Strenge die Unterlassung des religiösen Unterrichts in einem Lokal, welches sich Universität nennt; doch ohne bei der Folgewidrigkeit, die dem Irrthum eigen ist, gewahr zu werden, daß er bereits auf diesen Einwurf geantwortet hat. „Ein Erziehungsort sagt er, ist am allerwenigsten geeignet zu einem Kampfplatz bestrittener und nicht geläuterter Lehre?" Streng tadelte er jene Akademieen, wo ein Hin- und Herschwanken der Lehre, es sei in Moral, Metaphysik oder Religion, je nach den Veränderungen, welche der Lehrstuhl leidet,

sichtbar wird. Nun aber wagen wir zu behaupten, daß diese Betrachtungen, wenn sie überhaupt einen Werth haben, gegen jeden Entwurf religiösen Unterrichts auf der Londoner Universität entscheiden. Diese Universität soll, ihrer Bestimmung zufolge, nicht bloß Christen von allen Glaubensbekenntnissen, sondern selbst Juden zulassen. Angenommen jedoch, es hieße, ihre Gränzen verengen, wenn sie die Formularien der anglikanischen Kirche annehmen, und von jedem Professor und jedem Studenten Unterzeichnungen oder die Sacramental-Probe fordern wollte: so behaupten wir, daß dies noch immer über Gegenstände der Theologie zu weit mehr Streit und zu weit größerer Gefahr, Erschütterungen in der Lehre hervorzubringen, führen würde, als über alle anderen Gegenstände zusammengenommen. Man nehme eine Wissenschaft, welche noch jung ist, eine Wissenschaft, welche bedeutende Verwickelungen in sich schließt, eine Wissenschaft, welche die Leidenschaften und Interessen der Menschen noch weit verwickelter gemacht haben, als sie durch sich selbst ist, mit einem Worte, die Staatswirthschaft; und wer möchte leugnen, daß gegen Ein Schisma, welches unter denen, die sich mit dem Studium dieser Wissenschaft befassen, angetroffen wird, zwanzig über theologische Punkte innerhalb der anglikanischen Kirche zu finden sind?

Ist es nicht notorisch, daß Arminianer, welche hart an der Gränze des Pelagianismus stehen, und Calvinisten, welche eine kaum wahrzunehmende Linie von dem Antinomianismus sondert, unter denen anzutreffen sind, welche das Brod der Hochkirche essen? Ist es nicht notorisch, daß Vorherbestimmung, Endausdauer (final perseverance),

die Wirkung der Gnade, die Wirksamkeit der Sacramente und hundert andere Gegenstände, die wir nennen könnten, Themata der heftigsten Streitigkeiten zwischen den ausgezeichnetsten Theologen gewesen sind? Die Sittenlehren des Christenthums sind, wie seine Theorie, zu Gegenständen des Streites gemacht worden. Die eine Parthei nennt die andere latetudinarisch und weltlich; die andere, um nicht zurückzubleiben, spricht von Fanatismus und Askétismus. Der Weltpriester hat sich den Meinungen des Rektors, der Decan denen des Bischofs widersetzt. Schwerlich giebt es in England irgend ein Kirchspiel, wohin die Controverse nicht ihre Bahn gefunden hätte. Jede noch so unbedeutende oder gewöhnliche Handlung des menschlichen Lebens ist auf die eine oder die andere Weise davon berührt worden. Ob es schicklich sei, am Sontag eine Zeitung zu lesen, ein Rebhun zu schießen, einen Hasen zu hetzen, für eine Bibel-Gesellschaft zu unterzeichnen, zu tanzen, Whist zu spielen, im Tom Jones zu lesen, den Othello zu sehen — dies alles sind Fragen, über welche unter Personen vom höchsten Range in der Hierarchie die größte Verschiedenheit der Meinungen herrscht. Der Mitarbeiter an der Quarterly Review hält es für ein schlimmes Ding, „wenn der Hauptzweck eines neuen Professors kein anderer ist, als die Fundamental-Sätze seiner Vorgänger zu widerlegen.“ Was würde der Fall seyn, wenn ein Theolog der Hochkirche, der Nachfolger eines Theologen einer anderen Kirche, oder auch umgekehrt, auf dem Lehrstuhl der Religion seyn sollte? Und welche Bürgschaft wäre wohl möglich oder denkbar gegen ein solches Ereigniß hinsichtlich der Londoner Universität? Welche

Sicherheit haben denn Oxford und Cambridge gegenwärtig? In der That, alles, was wir von dem Zustande der religiösen Partheien auf diesen Universitäten wissen, stellt unsere Behauptung nur in ein helleres Licht. Einer von den berühmtesten Theologen unserer Zeit, Dr. Marsch, Bischof von Peterborough, Professor der Theologie zu Cambridge, und Urheber von sieben und achtzig der aller unbeantwortlichsten Fragen, die man jemals seinen Mitmenschen vorgelegt hat, machte eine sonderbare Hypothese in Hinsicht des Ursprungs der Evangelien bekannt. Ueber die Wahrheit oder die Falschheit dieser Hypothese haben wir nichts zu bemerken. Inzwischen ist uns nicht entgangen, daß ein zweiter hochberühmter Professor derselben Universität, ein großes Kirchenlicht, jene Theorie als gänzlich ungegründet, und als von den allergefährlichsten Folgen für den orthodoxen Glauben verwirft. Ja, die Kanzel von St. Maria ist der Kampfplatz bestrittener und nicht geläuterter Lehren eben so sehr gewesen, als jemals der Lehrstuhl eines schottischen oder deutschen Professors: — eine Thatsache, von der sich jeder leicht die nöthige Gewißheit verschaffen kann, wenn er sich die Mühe geben will, den Kistenmachern und Pastetenbäckern einige von den Predigten zu entwinden, die hier gehalten und in der Folge öffentlich bekannt gemacht sind. Und sollte ein solcher das Glück haben, auf die Predigt zu stoßen, welche von einem sehr gelehrten Manne bei einer merkwürdigen Gelegenheit (der Installation des Herzogs von Glocester) gehalten wurde: so wird er die Ueberzeugung gewinnen, daß nicht bloß Streit, sondern auch etwas, das wie Beschimpfung aussieht, Statt finden könne unter denen, deren

deren Amt es ist, die jungen Bewohner des Collegiums in den Lehren und Pflichten des Christenthums zu unterweisen.

„Aber — so sagt man — würde es nicht empörend seyn, die Sittlichkeit junger Männer dem pestartigen Einfluß einer großen Stadt und allen Zauberkräften des Schauspielhauses, des Spieltisches, der Weinstube und der Kaffehäuser auszusetzen?" — Allerdings empörend, wenn es nur möglich wäre, sie sammt und sonders nach Oxford und Cambridge zu spediren — nach jenen gesegneten Oertern, wo, um uns der Bildersprache ihrer Preisgedichte zu bedienen, noch immer das Zeitalter Saturns verweilt, und wo die Unschuld in ihrem weißen Gewande die letzten Spuren ihrer scheidenden Tritte zurückgelassen hat. Dort sind, wie wir wissen, alle Männer Philosophen und alle Frauen Vestalinnen. Dort frischen einfache und blutlose Mahle den Körper an, ohne den Geist zu zerstreuen. Dort eilt, während die Sänger des Waldes noch schlummern, die treuherzige Jugend in die Kapelle, um ihr heißes Frühgebet zu sprechen; und am Abend, der anderwärts die Zeit des Schwelgens und des Muthwillens ist, ergeht sie sich auf einem einsamen Spaziergange in den ehrwürdigen Baumgängen, sinnend über die Eitelkeit sinnlicher Freuden, und über die Ewigkeit und Erhabenheit der Tugend. Doch ach! diese seligen Wohnsitze der sieben Cardinal-Tugenden sind weder geräumig noch wohlfeil genug für die, welche der Unterweisung bedürfen. Manche tausend junge Männer werden in London leben, es mag daselbst eine Universität seyn, oder nicht — und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie nicht die Mittel haben,

anderwärts zu leben. Daß sie nun zu einem Unglück verdammt seyn sollen, weil sie bereits unter einem anderen seufzen — daß sie, mit andern Worten, von der Belehrung ausgeschlossen seyn sollen, weil sie mit Versuchungen zum Laster umringt sind, scheint weder vernünftig, noch menschlich zu seyn.

Ernsthaft von der Sache zu reden: vergleicht man die Gefahren, denen die Sittlichkeit junger Männer in London ausgesetzt ist, mit denen, welche auf den Universitäten anzutreffen sind; so läßt sich etwas über beides sagen. Die Versuchungen mögen in London größer seyn. Allein mit der Versuchung ist zugleich das Mittel gegeben, derselben zu entkommen. Lebt der Student mit den Seinigen, so steht er unter dem Einfluß weit kräftigerer, und wir dürfen hinzufügen, weit heilsamerer und achtungswertherer Beschränkungen, als alle diejenigen sind, welche gut disciplinirte Collegia aufweisen können. Selbst wenn er sich selbst überlassen seyn sollte, so wird es für ihn noch zwei Vortheile geben, von welchen die Studenten zu Oxford und Cambridge beinahe gänzlich ausgeschlossen sind: der Umgang mit Männern, welche älter sind, als er, und der Umgang mit bescheidenen Frauenzimmern.

Kein vertrauter Umgang ist noch schätzbarer, als der, den ein junger Mann mit Personen anknüpft, die um zehn bis zwölf Jahre älter sind, als er. Dieser Vorsprung zerstört weder die Sympathie, noch das Gefühl der Gleichheit, ohne welches keine Herzlichkeit gedeihen kann. Dabei befestigt er die Grundsätze und bildet das Urtheil. Er macht den einen Theil zu einem gefühlvollen Rathgeber, den anderen zu einem gelehrigen Lauscher.

Solche Freundschaften nun lassen sich auf keinem Collegium schließen. Dort ist zwischen dem Mann von zwanzig und dem Mann von dreißig Jahren eine ungeheure Kluft befestigt — ein Unterschied, der nicht verkannt werden kann, weil er bezeichnet ist durch den Anzug und durch den Sitz, beim Gebet und bei Tische. Wir glauben nicht, daß von den jungen Studenten auf den alten Wohnsitzen der Gelehrsamkeit, Einer unter zehn in Vertraulichkeit und echter Freundschaft mit irgend einem Mitgliede der Universität lebt, das als Magister (master of arts) dasteht. Zieht man die Mitglieder der Universität ab, so ist die Gesellschaft von Oxford und Cambridge nicht mehr und nicht weniger, als die einer gewöhnlichen Provinzial-Stadt.

Dieser Zustand der Dinge richtet ganz offenbar mehr Unheil an, als alle Bemühungen der Aufseher und Oberaufseher Gutes stiften können. Die Verirrungen junger Männer sind von einer solchen Beschaffenheit, daß es sehr schwierig ist, sich damit zu befassen. Leichte Bestrafungen bleiben ohne alle Wirkung; harte Bestrafungen sind allgemein und zwar mit Recht verhaßt. Das beste Verfahren ist dasjenige, wodurch man Jene der öffentlichen Meinung anheim giebt. Sie im Zügel zu halten, ist es nothwendig, ihnen die Achtung zu entziehen. Wie dies aber anfangen, wenn die Sünder nur mit Denen leben, welche mit ihnen gleichen Alters, welche denselben Verführungen ausgesetzt, und eben deshalb auch geneigt sind, die Nachsicht zu gewähren, deren sie selbst bedürfen können? Es ist durchaus unmöglich, daß ein Codex von Sittlichkeit und Ehre, der nur von jungen Leuten in Gang gebracht ist, gegen jugendliche Unregelmäßigkeiten so strenge sei, wie der,

welcher für die ganze Gesellschaft gilt, wobei Männlichkeit und Alter eine entscheidende Stimme haben, und wo die parziellen Neigungen Solcher, deren Leidenschaften stark und deren Vernunft schwach ist, ihren Widerstand finden in allen Denen, welche das Alter und das häusliche Leben nüchtern gemacht hat. Der Unterschied gleicht nur allzusehr demjenigen, den man antreffen würde zwischen Gesetzen, die von einer Versammlung, welche bloß aus Pachtern oder bloß aus Webern besteht, und zwischen solchen, die von einem Senat herrühren, welcher jedes Interesse der Gemeinde gehörig erwägt.

Ein londoner Student, selbst wenn er nicht mit den Seinigen leben sollte, wird, im Allgemeinen, es in seiner Gewalt haben, sich der Gesellschaft achtungswerther Personen weiblichen Geschlechts anzuschließen. Dies ist nicht bloß etwas Angenehmes, sondern auch Etwas, das, wenn es ihn nicht sittlicher macht, zum wenigsten seinen Anstand vermehrt, und ihn vor dem hirn- und herzlosen Dahoois-mus, vor der Verachtung des weiblichen Charakters, und vor jener brutalen Gleichgültigkeit gegen die Leiden des anderen Geschlechts bewahrt, welche die schwerste Beleidigung und die härteste Strafe des vollendeten Ruchlosen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach, werden viele Zöglinge fortfahren, mit ihren Verwandten und Freunden zu leben; und wir gestehen, daß wir uns keine Lage denken können, welche noch angenehmer und heilsamer wäre. Eine von den allerschlimmsten Wirkungen des Collegiums-Lebens ist der Abscheu vor Häuslichkeit, den es unvermeidlich einflößt. Da das ganze System klosterartig ist, so bringt es auch mönchische Selbstsucht, Gleichgültigkeit

gegen das, was Anderen bequem oder angenehm ist, und Empfindlichkeit für kleine Entbehrungen hervor. Wir bezwecken hierin keinen Vorwurf. Es ist durchaus unmöglich, daß der liebenswürdigste Mann von der Welt sich gewöhne, Jahre lang unabhängig von seinen Nachbarn zu leben, und alle seine Entwürfe nur mit einem Rückblick auf sich selbst durchzusetzen, ohne, in einem gewissen Grade, ganz unpassend für eine Familie zu werden. Eine Erziehung, worin die Genüsse des häuslichen Lebens verbunden wären mit den Anregungen einer Universität, würde also mehr, als jede andere, den Charakteren Wohlwollen und Männlichkeit zugleich geben. Junge Leute, welche das älterliche Haus nicht verlassen, sind, wie man oft wiederholt, Müßiggänger und Taugenichte. Die Ursache liegt, wie wir glauben, in dem Mangel an Aufmunterung durch Mitbewerber. Daß ein, auf der Londoner Universität gebildeter Jüngling, durch den Umgang mit seiner Mutter und seinen Schwestern zum Müssiggänger und Taugenicht gemacht werden könne, scheint uns eben so unnatürlich, als daß die alten Krieger Deutschlands, oder die edlen Kämpen in den Turnieren des Mittelalters, durch die Gegenwart weiblicher Zuschauer zu Memmen geworden seien. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß sein Ehrgeiz zu gleicher Zeit belebt und geheiligt seyn werde durch den täglichen Verkehr mit denen, die ihm die theuersten sind, und sich am meisten aufgelegt fühlen, sich über seine Fortschritte zu freuen.

Die Lobredner der alten Universitäten verweilen mit Wohlgefallen bei den ruhmwürdigen Erinnerungen, welche damit verbunden sind. Nur allzu oft ist bemerkt worden,

daß ein junger Gelehrter sich von edler Begeißerung werde ergriffen fühlen, wenn er hinblickt auf so viele Stellen, die durch so große Namen geadelt sind: — daß er den Lehrstuhl, auf welchem Bentley saß; daß er den Baum, welchen Milton pflanzte; daß er die Wände, wo Wickliffe den Vorsitz führte; daß er die Bücher, welche die Handschrift berühmter Männer ziert; die Hallen, die mit ihren Bildern geschmückt sind; die Kapellen, wo ihre Särge aufbewahrt werden, nicht werden sehen können, ohne das Verlangen, ihnen, die er so sehr bewundert, gleich zu kommen, recht lebhaft zu fühlen. Es sei fern von uns, von dergleichen Empfindungen mit Mißachtung zu reden. Wohl ist es möglich, daß die Erinnerung an Männer, welche die Freiheit vertheidigt, oder die Herrschaft des Geistes erweitert haben, einen starken Eindruck mache auf eine sinnige und glühende Gemüthsstimmung. Allein diese Beispiele sind selten. „Coram Lepidis male vivitur!" Wenige Schritte von Newton's Grabe berauschen sich Studenten; und mit wie ernstem Blicke Erasmus auch auf sie herabschauen möge, so verhindert sie dies nicht, Sprachschnitzer zu machen. Es bedarf eines einfacheren Gefühls, einer näher liegenden Erinnerung für sie. Was uns betrifft — wenn es darauf ankommt, einen jungen Mann zur Ausdauer in seinen Bestrebungen aufzumuntern, oder ihn vor Verführungen zu sichern: so würden wir ihn weit lieber nach dem Kamin seiner eigenen Familie, als nach dem Aufenthalt längst verstorbener Philosophen senden — lieber zu jenen wohlwollenden Familien-Gesichtern, welche Freude und Leid mit ihm theilen, als zu dem Bildniß irgend eines Schrift-

stellers, der jemals eine Mütze und einen Doktor-Mantel trug.

Das Geschrei über die Londoner Universität ist durch die Stimmen mancher wirklich gewissenhaften Leute verstärkt worden. Freilich haben Viele aus muthwilliger Liebe zum Unfug eingestimmt; allein ursprünglich rührt dies Geschrei hauptsächlich von der Eifersucht Derjenigen her, welche eine Vorliebe für Cambridge und Oxford haben, entweder aus Eigennutz, oder weil es dem Menschen natürlich ist, den Ort zu lieben, wo er seine Erziehung erhalten hat: — ein Gefühl, das zur Achtung berechtigt ist, wenn es Entwürfen öffentlicher Nützlichkeit nicht entgegen wirkt. Von diesen unterhalten Manche, wie wir vermuthen, die, ihnen selbst nicht ganz klare Befürchtung, daß einige Gebrechen in der Verfassung ihrer Lieblings-Universitäten stärker ins Licht treten möchten durch den Kontrast, den das System des neuen Kollegiums herbeizuführen verspricht.

Daß in der Struktur der beiden Universitäten Fehler, und sogar große und radikale Fehler anzutreffen sind — dies, wir wollen es nicht leugnen, ist immer unsere Ueberzeugung gewesen; und die Eifersucht, welche mehrere ihrer Mitglieder hinsichtlich des neuen Instituts zur Schau getragen haben, hat uns in dieser Ueberzeugung nicht wenig bestärkt. Welcher Art diese Fehler sind, das wollen wir jetzt mit Freimüthigkeit, aber zugleich, wie wir glauben, mit Redlichkeit auseinandersetzen.

Wohl fühlen wir, daß wir uns auf ein gefährliches Werk einlassen. Es giebt vielleicht keinen Gegenstand, über welchen die Meinung der Mehrzahl, auch wenn sie

nicht wissen sollte, warum, unerschütterlicher ist. In einem solchen Falle endigt die Erörterung mit Possenreißerei; denn dies ist die letzte Zuflucht eines Disputanten, der nicht antworten kann, aber sich nicht ergeben will. Die Possenhaftigkeit Derer, die bei allen Gelegenheiten und gegen alle Opponenten, von Natur und aus Gewohnheit, aus Geschmack und weil ihr Gewerbe es so mit sich bringt, possenhaft sind, kann entweder nur die Fröhlichkeit oder das Bedauern eines wohlgeordneten Geistes anregen. Allein wir besitzen nicht den Grad von Philosophie, welcher uns gleichgültig machen würde gegen den Schmerz und die Empfindlichkeit solcher aufrichtigen und achtungswerthen Leute, gegen deren Vorurtheile anzukämpfen wir uns gedrungen fühlen; wir möchten ihn auch nicht besitzen. Nicht in der Bitterkeit des Partheigeistes, nicht in dem Muthwillen der Paradoxie und Deklamation möchten wir das Wohlwollen gelehrter und achtungswerther Männer aufs Spiel setzen. Soll ein solches Opfer dargebracht werden, so bedarf es dazu stärkerer Beweggründe für uns; und nur das Gefühl einer öffentlichen Pflicht könnte uns bestimmen. Ernstlich möchten wir also die Bewunderer der beiden Universitäten ersuchen, über die Wichtigkeit dieses Gegenstandes, über die Vorzüge einer ruhigen Erforschung, und über die Thorheit des Vertrauens auf bloßes Absprechen und Schimpfen in einem Zeitalter, wie das gegenwärtige, nachzudenken. Ruht das von ihnen beliebte und verehrte System auf richtigen Grundsätzen, so kann die Prüfung, welche wir anzustellen gedenken, nur dazu dienen, ihre Solidität zu beweisen. Sollte es sich mit den Grundsätzen anders verhalten, so werden wir uns

nicht den Gedanken erlauben, daß achtbare Männer wünschen können, eine Thatsache zu verhüllen, welche zum Besten des Vaterlandes und des ganzen menschlichen Geschlechts weit und breit bekannt werden muß. Mögen sie, anstatt Versicherungen zu wiederholen, welche die Frage genau da lassen, wo sie dieselbe gefunden haben — anstatt sich abzuwenden von jedem Beweisgrunde, gerade als ob der Gegenstand zu denjenigen gehörte, die man, ohne zu sündigen, nicht bezweifeln darf — anstatt der Selbstheit und dem Uebelwollen etwas zuzuschreiben, was im schlimmsten Falle ein harmloser Irrthum seyn kann: — mögen sie, sage ich, sich mit uns zur kalten Erforschung eines so anziehenden und gewichtigen Punktes vereinigen! Hierbei werden sie sich den größten Gefallen thun. Wir sprechen zu dem englischen Volke. Der öffentliche Geist hat, wenn wir uns nicht täuschen, die Reife der Mannheit erreicht. Er ist den Gängelbanden entwachsen und hat sein Spielwerk beseitigt. Er kann nicht länger durch eine Klapper belustigt, durch einen Gesang eingeschläfert, durch ein Feenmärchen in Schrecken gesetzt werden. Zu einer solchen Zeit dürfen wir nicht daran zweifeln, daß wir ein unpartheiisches Gehör finden werden.

Unsere Einwendungen gegen Oxford und Cambridge können in zwei Worte zusammengefaßt werden: ihr Reichthum und ihre Vorrechte. Ihr Wohlergehen hängt nicht ab von der öffentlichen Billigung. Es würde demnach seltsam seyn, wenn sie die öffentliche Billigung verdienten. Ihr Einkommen ist unermeßlich. Ihre Grade sind in einigen Professionen unumgänglich. Gleich Manufakturen, die ein Monopol genießen, arbeiten sie mit

so großem Vortheil, daß sie es wagen dürfen, schlechte Waare zu liefern.

Hoffentlich wird Jeder eingestehen, daß es eine Absurdität in sich schließen würde, wenn man ein akademisches System auf unveränderliche Grundsätze bauen wollte. Das Gebiet der Wissenschaft wird jedes Jahr durch die Erwerbung einer neuen Provinz erweitert, oder durch die Anlegung irgend eines bequemeren Weges verbessert. Wahrlich, die Veränderung, welche täglich in dem Zustande der Erkenntniß vorgeht, muß von einer entsprechenden Veränderung in der Methode des Unterrichts begleitet seyn. In mancherlei Fällen müssen die rohen und unvollkommenen Werke früherer Forscher, den vollständigeren und lichtvolleren Arbeiten Derer Platz machen, welche ihnen gefolgt sind. Selbst der komparative Werth der Sprachen ist großen Schwankungen unterworfen. Eine Sprache, welche, in einem gegebenen Zeitraume, an schätzbaren Geisteserzeugnissen reicher seyn kann, als jede andere, kann, wenige Jahrhunderte später, daran bei weitem ärmer seyn, als irgend eine andere. Und daß, bei solchen Umwälzungen, die Erziehung unverändert bleiben müsse, ist ein allzu abgeschmackter Satz, als daß er nur für einen Augenblick behauptet werden könnte.

Wenn es wünschenswerth ist, daß die Erziehung, vermöge einer allmähligen und standhaften Veränderung, sich den Umständen jeder Generation anpassen möge: wie wäre es wohl möglich, diesen Gegenstand zu sichern? Wir antworten: „nur durch die vollkommene Freiheit der Mitbewerbung.“ Bei einem solchen System muß jedes Bedürfniß seine Befriedigung finden: welche Sprache,

welche Kunst, welche Wissenschaft zu irgend einer Zeit zu kennen nützlich seyn möchte, die würden die Leute sicherlich lernen, ohne daß es ihnen dazu an Lehrern fehlte. Derjenige Professor, welcher seine Aufmerksamkeit standhaft nur solchen Zweigen zuwendete, welche unbrauchbar geworden sind, würde sehr bald von seinen Schülern verlassen werden. Von jeder Art des Unterrichts würde gerade so viel vorhanden seyn, daß der Professor seinen Nutzen und sein Vergnügen daran fände — und nicht mehr.

Doch die Reichthümer und die Vorrechte unserer Universitäten gestatten nicht, daß diese heilsame Nebenbulerei Raum gewinnen könnte. An ihre Stelle tritt ein unnatürliches System von Prämien, Verboten und Lehrjungenleben. Enorme Vergütigungen werden verschwendet an besondere Fertigkeiten; und dem zufolge ist unter unserer Jugend ein Ueberschwall von Griechisch, Lateinisch und Mathematik, und ein beklagenswerther Mangel an allem, was sonst noch wissenswerth ist.

Wir sind aber auf keine Weise geneigt, die Studien herabzuwürdigen, welche zu Oxford und Cambridge aufgemuntert werden. Mit gleicher Strenge würden wir ein System tadeln, wodurch ein gleich ausschließender Schutz ausgedehnt würde auf das Französische oder Spanische, auf Chemie oder Mineralogie, auf Metaphysik oder Staatswirthschaft. Einige von diesen Zweigen der Erkenntniß sind von der größten Wichtigkeit. Allein daraus folgt nicht, daß sie immer gleich wichtig bleiben werden. Nach fünf Jahrhunderten kann die burmanische Sprache vielleicht die schätzbarsten Bücher auf der Welt enthalten. Wissen-

schaften, für welche jetzt noch die Benennung fehlt, und deren Rudimente noch nicht entdeckt sind, können alsdann Gegenstände der stärksten Nachfrage seyn. Unser Einwurf gilt nur den Prinzipien. Wir verabscheuen geistige Perpetuitäten. Ein bebrieftes und reich ausgestattetes Kollegium, stark durch seinen Reichthum und durch seine Grade, hält es nicht für nöthig, das zu lehren was nützlich ist, weil es Leute remuneriren kann, welche lernen was unnütz ist. Jede Mode, welche um die Zeit seiner Stiftung im Schwange war, tritt in seine Verfassung ein, und theilt seine Unsterblichkeit. Seine Mißbräuche schmecken nach Realität; und seine Vorurtheile nehmen, wie seine Ländereien, die Gestalt der Unveräußerlichkeit an. In dem jetzigen Augenblick sind die Folgen davon notorisch. Wir sehen täglich stattliche Männer von vier und fünf und zwanzig Jahren, belastet mit akademischen Ehren und Belohnungen — mit Studentenwesen, Kameradschaften (fellowships), ganzen Kabinetten von Medaillen, ganzen Schränken von Prämienbüchern, ins Leben eintreten, ohne daß ihre Erziehung begonnen hätte; so unbekannt sind sie mit Geschichte und Literatur, und mit der Sprache ihres eigenen Vaterlandes, so unbekannt mit den ersten Prinzipien der Gesetze, unter welchen sie leben, so unbekannt mit den Rudimenten der Sittenlehre und politischen Wissenschaft! Wer kann leugnen, daß dies der wahre Zustand der Dinge ist? Und wer wagt es, ihn zu vertheidigen?

Diese Klage ist gar nicht neu. Die Gesellschaft hatte, in der Bahn ihrer Entwickelung, das Universitätswesen noch lange nicht so weit hinter sich gelassen, als es jetzt

der Fall ist: da schon wurde das Uebel bemerkt, und auf seine wahre Ursache zurückgeführt von dem großen Philosophen, welcher alle Regionen der Wissenschaft aufgenommen, und den menschlichen Verstand mit einer vollkommenen Reisecharte, die von ihm hergenommen ist, beschenkt hat.

„Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, sagt Lord Bacon, daß die Beschränkung der Stiftungen und Vergabungen auf Professor-Gelehrsamkeit nicht bloß einen schädlichen Einfluß auf den Anwuchs der Wissenschaften gehabt hat, sondern auch den Staaten und Regierungen nachtheilig geworden ist. Denn daher rührt es, daß die Fürsten sich nicht selten in großer Verlegenheit befinden, wenn sie geschickte Männer gebrauchen, die ihnen in Staatsangelegenheiten beistehen sollen. Die Erziehung auf den Kollegien ist nicht frei: denn sie erlaubt nicht, daß junge Männer, ihren Neigungen folgend, sich auf Geschichte, neuere Sprachen, Politik, Beredsamkeit und andere Dinge legen können, welche sie zur Führung von Staatsämtern geschickt machen würden." Die wärmsten Bewunderer des gegenwärtigen Systems werden schwerlich leugnen, daß, wenn dies im sechzehnten Jahrhundert ein Uebel war, es im neunzehnten ein noch viel größeres seyn muß. Die Literatur Griechenlands und Roms ist jetzt, was sie damals war. Dagegen hat die Literatur jeder neueren Sprache beträchtlichen Zuwachs erhalten. Und wahrlich, Bücher politischen Inhalts und Muster der Beredsamkeit, sind für einen englischen Gentleman der gegenwärtigen Zeit vollkommen eben so wichtig, wie sie es für einen Unterthan Jakobs des Ersten seyn konnten.

Wir wiederholen es: unsere Absicht geht keinesweges dahin, todte Sprachen oder strenge Wissenschaften zu verspotten. Wir sagen bloß, daß, wenn sie nützlich sind, es für sie keiner besonderen Aufmunterung bedarf, und daß, wenn sie unnütz sind, sie dergleichen nicht erhalten sollten. Die, welche behaupten, das gegenwärtige Erziehungs-System sei nothwendig, um das Studium klassischer und mathematischer Kenntniß zu befördern — thun sie noch etwas Anderes, als daß sie diese Studien wirklich herabsetzen? In Wahrheit, sie erklären stillschweigend, daß sie weder Genuß noch Gewinn bringen, und daß Niemand seine Zeit darauf verwenden würde, wenn er nicht erwarten könnte, daß sie ihm zu einer einträglichen Professur verhelfen möchten.

Die Nützlichkeit mathematischer Kenntnisse wird in allen Theilen des gesellschaftlichen Lebens empfunden, und von jedem Vernünftigen zugestanden. Folgt aber daraus, daß Leute bezahlt werden müssen, damit sie dieselben erwerben? An Personen, die fähig sind, Kalender zu machen, und das Land zu messen, wird es eben so wenig fehlen, als an Grobschmieden. In der That, nur wenige von unseren akademischen Mathematikern geben ihren Kenntnissen eine praktische Richtung. Da giebt es viele Virtuosen, die nie einen Quadranten berührt haben. Welchen besonderen Anspruch aber hat denn die bloß spekulative Kenntniß mathematischer Wahrheit auf eine so kostbare Remuneration? Man kennt die Antwort auf diese Frage. „Sie macht, sagt man, gute Vernünftler (reasoners); sie gewöhnt sie zu strenger Genauigkeit im Folgern.“ In dieser Behauptung steckt ganz zuverlässig einige Wahrheit.

Wer sich auf die Natur mathematischer Folgerungen versteht, welche, von allen, die geschlossenste ist, wird über nicht-mathematische Dinge, aller Wahrscheinlichkeit nach, besser räsonniren, als ein Anderer, so wie wer tanzen gelernt hat, gemeiniglich besser ausschreiten wird, als wer es nicht gelernt hat. Doch Niemand ist schlechter zu Fuß, als Tanzmeister; und Niemand räsonnirt noch schlechter, als bloße Mathematiker. Sie sind gewohnt, nur Eine Art von Evidenz zuzulassen; und dies ist gerade die, welche sich in den Vorkommnissen des gesellschaftlichen Lebens nicht antreffen läßt. Kommt es von Gewißheiten zu Wahrscheinlichkeiten, von einem Vernunftschluß zu einem Zeugniß, dann hat ihre Ueberlegenheit ein Ende. Sie haben die größte Aehnlichkeit mit einem Manne, der, nachdem er in seinem Leben nur Gegenstände gesehen hat, welche entweder schwarz oder weiß waren, aufgefordert wird, zwischen zwei Schatten von Grau zu unterscheiden. Daher die Erscheinung, daß diese gerühmten Demonstratoren über Fragen, welche das Kirchenthum, den Staat und das gemeine Leben betreffen, entweder ausschweifend leichtgläubig, oder ausschweifend zweifelsüchtig sind. Das geben wir zu, daß ihre Wissenschaft nothwendiges Ingredienz einer freisinnigen Erziehung ist. Allein sie ist nur ein Ingredienz; und zwar ein solches, das sehr gefährlich werden kann, wenn es nicht geschwächt und verdünnt wird durch eine reichliche Zumischung von anderen Ingredienzen. Sie durch solche Belohnungen aufmuntern, wie zu Cambridge ihr gereicht worden, heißt, ein gelegentliches Stärkungsmittel des Geistes zu seiner Morgen- und Abendnahrung machen.

Die Anhänger klassischer Literatur sind sowohl noch zahlreicher, als noch enthusiastischer, denn die Mathematiker; und die unwissende Heftigkeit, womit ihre Sache bisweilen angegriffen worden ist, hat ihre Popularität nur verstärkt. Was nun diesen Gegenstand betrifft, so sind wir überzeugt, daß wir aufs Wenigste unpartheiische Richter seyn werden. Wir fühlen die wärmste Bewunderung für die großen Ueberreste des Alterthums. Mit Dankbarkeit erkennen wir die Wohlthaten, welche das menschliche Geschlecht ihnen verdankt. Allein wir möchten eben so wenig gestatten, daß ein verderbliches System durch die ihnen gebürende Verehrung beschützt werde, als wir unsere Verehrung für einen Heiligen dadurch an den Tag legen würden, daß wir seine Behausung in ein Sanktuarium für Verbrecher verwandelten. Ein beredter Gelehrter hat gesagt: „die alte Literatur sei die Arche gewesen, worin, während der Sündfluth der Barbarei, alle Civilisation der Welt aufbewahrt worden." Dies geben wir zu. Allein wir lesen nirgend, daß Noah sich verbunden gefühlt habe, in der Arche fortzuleben, nachdem die Sündfluth aufgehört hatte. Als unsere Altvorderen das Studium der Klassiker, als den hauptsächlichsten Theil der Erziehung, zu betrachten begannen, da wurde in den neueren Sprachen wenig oder gar nichts angetroffen, was lesenswerth gewesen wäre. Eingestandener Maßen haben sich die Umstände verändert. Wäre es nun wohl unmöglich, daß auch eine Aenderung des Erziehungs-Systems wünschenswerth geworden sei?

Unsere Meinung von der lateinischen Sprache wird, fürchten wir, für ketzerisch gehalten werden. Gleichwohl können

können wir nicht umhin, ihr Wörterbuch für jämmerlich arm, und ihren Mechanismus für mangelhaft, sowohl in Kraft, als in Bestimmtheit, zu halten. Der Mangel eines definitiven Artikels, und der einer Unterscheidung des Präteritums und des Aoristus, sind an und für sich zwei Gebrechen, welche hinreichen, sie jeder Sprache nachzusetzen, mit der wir bekannt sind. In ihrer schönsten Periode wurde ihr Armuth des Ausdrucks zum Vorwurf gemacht. Zwar ließ Cicero sich durch patriotische Gefühle verleiten, diesen Vorwurf zu bekämpfen; allein die ewige Zuflucht zu griechischen Wörtern in seinen beschleunigtsten und vertraulichsten Briefen, und der häufige Gebrauch, den er, trotz allen Bemühungen, dergleichen zu vermeiden, in seinen philosophischen Werken davon macht, beweisen aufs Vollständigste, daß selbst dieser große Meister der lateinischen Sprache ein Uebel fühlte, das er vor Andern zu verbergen wünschte.

Ueber die römischen Schriftsteller in ihrer Gesammtheit urtheilen wir nicht viel vortheilhafter, als über die Sprache. Roms Literatur kam alt zur Welt. Sie hatte alle Zeichen der Altersschwäche, als sie noch in der Wiege lag. Vergeblich forschen wir nach dem süßen Gelispel und der anmuthsvollen Wildheit eines jugendlichen Dialektes. Eben so vergeblich sehen wir uns nach einem einzigen schöpferischen Geiste — nach einem Homer, einem Dante, einem Shakespear, oder einem Cervantes, um. Statt ihrer stoßen wir auf Autoren der vierten und fünften Klasse, auf Uebersetzer und Nachahmer ohne Ende. Das reiche Erbe griechischer Philosophie und Poesie war verderblich für die Römer. Sie würden mehr Reichthum

erworben haben, wenn sie weniger ererbt hätten. Anstatt neue geistige Schätze anzuhäufen, begnügten sie sich damit, diejenigen, welche ihnen vermacht waren, zu verbrauchen, sie in neue Gestalten umzubilden, oder durch unüberlegte Behandlung zu vermindern. Daher findet man in ihren Werken kaum irgend etwas Eigenthümliches, kaum irgend eine Originalität in den Gedanken, kaum irgend eine Eigenheit des Styls. Ihre Poesie schmeckt nach dem Treibhause. Sie ist aus Griechenland verpflanzt, und die Erde des Pindus klebt noch an ihren Wurzeln. In sorgfältiger Absonderung von der italiänischen Luft ist sie genährt. Der Gärtner zeigt sich bisweilen geschickt; aber die Frucht ist beinahe immer welk. Nur Eine kühne stachliche Staude von echtem lateinischen Gewächs verdient eine Ausnahme zu machen. Satyre war das einzige echte Produkt römischen Talents; und nach unserem Urtheile bei weitem das beste.

Man wiederholt uns nur allzu oft, die lateinische Sprache sei regelrechter, als die englische; und deshalb sei es nöthig, sie zu studiren, um das Englische mit Zierlichkeit und Genauigkeit zu reden. Dies ist eine von denjenigen Bemerkungen, welche so lange wiederholt werden, bis sie als Axiome dastehen; und zwar nur, weil sie so wenig Sinn haben, daß Niemand es für der Mühe werth hielt, sie zu wiederlegen bei ihrer ersten Entstehung. Verstehen die, welche behaupten, die lateinische Sprache sei grammatischer, als die englische, darunter nichts weiter, als daß sie regelmäßiger sei, und hinsichtlich der allgemeinen Gesetze der Ableitung, der Beugung und Konstruktion weniger Ausnahmen zulasse: so geben wir dies zu. Für

die Zwecke des Redners oder des Dichters ist dies zwar bei weitem mehr ein Mangel, als eine Vollkommenheit; doch Vollkommenheit oder Mangel, immer kann es, auf keine mögliche Weise, die Erwerbung einer anderen Sprache erleichtern. Mit eben so großem Rechte könnte man behaupten, die hohe Einfachheit des Code Napoleon mache das Studium der englischen Gesetze leichter, als früher. Wird darunter verstanden, die lateinische Sprache sei in strengerer Uebereinstimmung mit den allgemeinen Prinzipen der Grammatik gebildet, d. h. die Beziehungen, worin die Worte zu einander stehen, seien den Beziehungen der Ideen, welche sie darstellen, in der lateinischen Sprache entsprechender, als in der englischen: so wagen wir es, die Thatsache zu bezweifeln. Wir sind vollkommen überzeugt, daß von den zehn Tausenden Derer, welche die abgedroschene Bemerkung, von welcher hier die Rede ist, wiederholen, kein Einziger jemals darüber Betrachtungen angestellt hat, ob es Grundsätze der Grammatik giebt, welche ihrer positiven Vollziehung vorangehen — ob ein Sprachfehler, der ein malum in se ist, sich von einem malum prohibitum unterscheide. Oder, wenn wir annehmen, daß es wirklich dergleichen Grundsätze gebe, ist nicht der Umstand, daß eine besondere Regel in der einen Sprache angetroffen wird, und nicht in der andern, ein hinreichender Beweis, daß sie nicht einer von diesen Grundsätzen ist? Daß Jemand, der Latein gelernt hat, das Englische besser verstehen wird, als einer, der sich nicht in diesem Falle befindet, darüber streiten wir nicht. Doch dieser Vorzug ist nicht bloß dem Studium des Lateinischen eigen. Jede Sprache wirft Licht auf jede andere Sprache; und

es giebt keine einzige fremde Sprache, die einen Mann von Verstand nicht zu Betrachtungen über seine Muttersprache veranlassen könnte. Wir anerkennen ferner, daß ein großer Theil unserer Landsleute ihr Englisch vermöge ihres Lateinischen grammatisch behandeln lernen. Dies beweiset indeß — nicht die Brauchbarkeit ihrer Lateinischen, wohl aber die Thorheit ihrer anderen Lehrer. Anstatt eine Rechtfertigung des gegenwärtigen Erziehungs-Systems zu seyn, gereicht es demselben nur zum Vorwurfe. Wer die Kenntniß des Lateinischen für wesentlich nothwendig zur Reinheit des englischen Ausdrucks hält, hat entweder nie mit einem gebildeten Frauenzimmer gesprochen, oder verdient gar nicht, mit einem solchen umzugehen. Leute, die gewohnt sind, öffentliche Reden zu hören, müssen ganz zuverlässig bemerkt haben, daß diejenigen Redner, welche am häufigsten Latein anführen, am wenigsten Bedenken tragen, ihre Muttersprache zu verhunzen. Wir könnten mehrere Mitglieder des Parliaments anführen, welche nie ermangeln, ihre Brocken aus Horaz und Juvenal mit einem halben Dutzend falscher Accorde zu Markte zu bringen.

Die römische Sprache ist hauptsächlich schätzbar, als eine Einführung in die griechische: sie bildet den unbedeutenden Säulengang eines hehren und majestätischen Palastes. In dieser Beziehung wird unser Glaubensbekenntniß, wie wir hoffen, von den allerrechtgläubigsten Gelehrten gebilligt werden. Wir können unsere Bewunderung nicht versagen dieser wunderbarsten und vollkommensten Maschine menschlichen Gedankens — ihrer Biegsamkeit, ihrer Harmonie, ihrer Riesengewalt, ihrer ausnehmenden

Zartheit, ihrem unendlichen Wortreichthum, ihrer unvergleichlichen Fülle an Ausdruck, worin die Energie des Englischen, die Nettigkeit des Französischen, die süße und kindliche Einfachheit des Toskanischen vereinigt sind. Von allen Dialekten paßt sie am besten für die Zwecke der Wissenschaft und der schönen Literatur. Die philosophischen Wörterbücher des alten Rom und des neuen Europa sind entsprungen aus denen, welche Athen geliefert hat. Doch keine von den Nachahmungen erreichte jemals den Reichthum und die Bestimmtheit des Originals. Mit Leichtigkeit bezeichnet es Unterscheidungen, welche so zart sind, daß sie in jeder anderen Sprache verloren gehen. Es zieht Linien da, wo alle anderen Werkzeuge der Vernunft nur Klexse machen. Und nicht minder ausgezeichnet ist es durch die Bequemlichkeiten, die es dem Dichter gewährt. Selbst in den griechischen Wörterbüchern giebt es Seiten, die man durchaus nicht ohne Entzücken durchlaufen kann. Jedes Wort enthält ein gefälliges oder treffendes Bild, das, wie wenig es auch mit dem vorhergehenden oder nachfolgenden in Verbindung stehen möge, dieselbe Art von Vergnügen gewährt, welche wir bei Lesung der Adonais des armen Shelley, oder bei Betrachtung der zierlichen, obgleich absichtslosen Friese empfinden, wo das Auge längs einer Linie von schönen Gesichtern, anmuthigen Drapperieen, Hirschen, Wagen, Altären und Blumengewinden wandert. Die Literatur ist dieser Sprache nicht unwürdig. Sie hat vier Dichter aufzuweisen, welche zur ersten Klasse gehören: Homer, Aeschylus, Sophokles und Aristophanes; ferner den größten aller Redner, Demosthenes; endlich einen Aristoteles, welcher vielleicht denselben

Rang unter den Philosophen einnimmt, und einen Plato, der, wenn er auch als Philosoph nicht die meiste Befriedigung gewähren sollte, dennoch am meisten bezaubert. Dies sind die großen Namen Griechenlands; und ihnen könnte eine lange Liste von scharfsinnigen Moralisten, witzigen Schriftstellern und Rhetorikern hinzugefügt werden — so wie von Dichtern, welche in einer niedrigern Region ihrer Kunst das größte Lob verdienen, und von Geschichtschreibern, welche in dem Talent, zu erzählen, nie erreicht worden sind.

Sehr richtig bemerkte Karl der Fünfte, daß eine neue Sprache lernen, so viel heiße, als eine neue Seele erwerben. Wer nur mit den Schriftstellern seiner Muttersprache bekannt ist, steht immer in Gefahr, das Zufällige mit dem Wesentlichen zu verwechseln, und anzunehmen, daß ein Geschmack und eine Art von Gedanken, die nur seinem Zeitalter und seinem Vaterlande angehören, unzertrennlich sei von der Natur des menschlichen Geschlechts. Eingeweiht in fremde Literatur, findet er, daß Grundsätze der Politik und Moral, welche denen, die er bisher, weil er sie nie in Zweifel ziehen sah, für unbestreitbar gehalten hat, durchaus entgegen sind, von großen und erleuchteten Gemeinheiten vertheidigt worden; daß Gefühle, welche unter seinen Zeitgenossen so allgemein verbreitet sind, daß er sie für Instinkte hielt, ganzen Generationen unbekannt waren; daß Bilder, welche die, mit denen er zu leben gewohnt ist, immer zum Lachen gereizt haben, von Millionen für erhaben gehalten sind. Auf diese Weise entäußert er sich der chinesischen Sinnesart, der starren Verachtung dessen, was jenseits der Mauer des himmlischen Reichs gelegen

ist, welche die Wirkung seiner früheren Unwissenheit war. Neue Vergesellschaftungen finden Raum unter seinen Vorstellungen und Ideen. Er zweifelt, wo er früher absprach. Er duldet, wo er sonst verwünschte. Er hört auf, das, was in menschlichen Leidenschaften und Meinungen universel und ewig ist, mit dem zu vermengen, was darin örtlich und vorübergehend ist. Dies ist eine von den nützlichsten Wirkungen, welche aus dem Studium der Literatur anderer Länder hervorgehen: eine Wirkung, welche die Ueberbleibsel Griechenlands, geschrieben in einer entfernten Periode und in einem gesellschaftlichen Zustande, der von dem unsrigen himmelweit verschieden ist, ganz besonders hervorzubringen berechnet sind.

Allein, wie bereitwillig wir auch die Vortheile eingestehen, welche von dem Studium der griechischen Sprache hergeleitet werden können: so sind wir doch der Meinung, daß sie um einen allzu hohen Preis erworben werden. Namentlich glauben wir, daß sieben bis acht Jahre von dem Leben eines Mannes, der in einem Alter von 22 bis 23 Jahren in das Geschäftsleben eintreten soll, ein allzu hoher Preis sind. Die sind schlechte Wirthe, welche nur auf die Vortrefflichkeit des Artikels sehen, in dessen Besitz sie zu kommen wünschen, und niemals nach den Kosten fragen. In dem vorliegenden Falle ist der Kostenpreis nur allzu oft das Ganze des unschätzbaren Theils der Zeit, während welcher ein Kapital geistigen Vergnügens gesammelt, und der Grund zu Weisheit und Brauchbarkeit gelegt werden soll. Wer zweifelt wohl daran, daß von den Klassikern viel zu lernen ist? Es ist eben so gewiß, daß viel Gold in Spanien zu finden ist. Daraus aber folgt

keinesweges nothwendig, daß es weise sei, die spanischen Bergwerke zu bearbeiten, oder die alten Sprachen zu lernen. Vor der Entdeckungsreise Colombs versah Spanien ganz Europa mit edlen Metallen. Die Entdeckung Amerika's veränderte diesen Zustand der Dinge. Es wurden neue Bergwerke entdeckt, aus welchen Gold in größerer Fülle und mit weniger Arbeit gewonnen werden konnte. Die alten Werke wurden also aufgegeben; denn es lag am Tage, daß diejenigen, welche ihr Kapital fortdauernd auf dieselben anlegen wollten, sich zu Grunde richten würden. Auf gleiche Weise ist eine neue Welt von Literatur und Wissenschaft entdeckt worden. Offen liegen die Adern des geistigen Reichthums da. Doch ein sinnloses System von Vergütungen und Verboten zwingt uns, in dem dunkeln und beschwerlichen Schacht des Alterthums nach einigen glänzenden Körnern zu graben, anstatt in eine Region einzudringen, welche eine minder beschwerliche Forschung reichlicher belohnen würde. Hätte Spanien, nach der Eroberung Peru's, um die alten Minen zu einer Concurrenz mit den neuen zu befähigen, die Verordnung gemacht, daß für jede Unze Goldes, aus jenen gewonnen, hundert Pistolen gezahlt werden sollten: so würde die Parallele ganz vollständig seyn.

Wir wollen zugeben, daß die griechische Sprache schätzbarer sei, als die französische, die italiänische oder die spanische. Ob sie aber noch schätzbarer sei, als alle drei zusammengenommen, kann in Zweifel gezogen werden; und daß alle drei in halb so viel Zeit gelernt werden können, als nöthig ist, das Griechische vollständig zu können, verträgt sich mit keinem Zweifel. Hiermit aber ist noch

nicht Alles abgethan. Die neueren Dialekte des festen Landes erhalten nicht bloß weniger Aufmerksamkeit, als sie verdienen, sondern auch unsere eigene Sprache, welche nur der griechischen an Stärke und Reichthum nachsteht, unsere eigene Literatur, keiner von allen, die jemals da waren, nachstehend — so reich an Werken der Dichtkunst, der Beredsamkeit und der Philosophie — werden unverantwortlich vernachlässigt. Alle neunzehn Schauspiele des Euripides werden verdaut, von dem ersten trügerischen Schaum der Hekuba bis zu dem letzten abständigen Hefen der Elektra, während unser lieblicher Fletcher, der zweite Name im neueren Drama, trotz allem Schimmer seines Witzes und aller Schwelgerei seiner Zärtlichkeit, vernachlässigt wird und unberührt bleibt. Der Versuch über den menschlichen Verstand wird für einen Theoetus, einen Phädon hingegeben *). Wir haben einen Mann gekannt, welcher alle Data der kleinen Scharmützel des peloponnesischen Krieges sorgfältig aufzeichnete und dem Gedächtniß einprägte, und dabei der Meinung war, Hyde und Clarendom wären zwei verschiedene Personen! Daß ein Solcher für seine Gelehrsamkeit zu viel bezahlt hat, wird leicht zugegeben. Allein man wird sagen, er habe dafür auch etwas aufzuweisen. Unglücklicherweise hat er, um es zu erwerben, gerade das aufgeopfert, wodurch er es allein benutzen konnte. Er hat gehandelt wie Einer, der in einer kleinen Behausung lebt, und anstatt sein Geld auf Erweiterung seiner Zimmer, und auf die bequemste Einrichtung derselben anzulegen, alles auf Sachen ver-

*) Bekannte Dialogen des Platon.

wendet, die sich nur für Chatsworth oder Belvoir schicken. Seine engen Zimmer sind ausgestopft mit Ballen reicher Stoffe und Haufen vergoldeter Verzierungen, welche bei weitem mehr kosten, als er aufbringen kann, die er aber zu entfalten weder Raum noch Veranlassung hat. An und für sich zierlich und kostbar, sind sie hier gar nicht an ihrem Platze; und ihr Besitzer findet, daß er, für sein schweres Geld, nichts weiter hat, als was ihn hindert und ihn lächerlich macht. Wer hat denn nicht Leute gesehen, für welche alterthümliches Wissen ein unbedingter Fluch war; Leute, welche nur gearbeitet haben, etwas anzuhäufen, was sie nicht genießen können? Sie treten in die Welt mit der Erwartung, daß sie nur eine größere Universität finden werden. Was finden sie? Leute, welche nicht die mindeste Achtung für die Geschicklichkeit haben, womit sie Etymologieen entdecken und verderbten Stellen einen handlichen Sinn geben. Klassische Gelehrsamkeit wird freilich von allen einsichtsvollen Männern geschätzt; nur nicht eine solche, wie die ihrige ist. Um von dem Volke geschätzt zu werden, müßte sie von ihren gröberen Partikeln geläutert, bis zum Glanz polirt, in anmuthige Zierrathen umgestaltet oder in umlaufende Münze umgebildet seyn. Gelehrsamkeit, die noch mit allen Schlacken umgeben ist, bedeutet dem gemeinen Zuschauer gar nichts. Er zieht das wohlfeilste Flittergold vor, und überläßt den seltenen und schätzbaren Klumpen jenen Wenigen, welche das Geschick haben, seine Eigenschaften zu entdecken, und die Neugierde, ihn zu schätzen.

Wir geben zu, daß von Keinem ausgesagt werden könne, er habe eine vollständige und liberale Erziehung

erhalten, wenn ihm die alten Sprachen unbekannt geblieben sind. Allein kein Gentleman in den Funfzigern kann möglicherweise erhalten, was wir eine vollständige und liberale Erziehung nennen sollten. Dieser Ausdruck schließt nicht bloß die alten Sprachen, sondern auch das Französische, Italiänische, Deutsche und Spanische in sich. Er schließt ferner in sich: die Mathematik, die Erfahrungswissenschaften und die Moralphilosophie. Eine vertraute Bekanntschaft, sowohl mit den gründlichen, als mit den schönen Theilen der englischen Literatur ist unumgänglich. Von denen, welche sich für ein gewerbliches oder kommerzielles Leben bestimmen, können nur sehr Wenige Zeit finden für alle diese Studien. Daraus folgt nothwendig, daß man einen Theil derselben fahren lassen muß. Die Frage ist bloß: welchen? Wir antworten auf diese Frage: Sorge für deinen Geist gerade wie für deinen Körper — erst das Nothwendige, dann das Behagliche, zuletzt das Luxuriöse. In welche von diesen Kategorieen tritt das Griechische und das Lateinische? Ohne Zweifel in die letzte. Von allen Gegenständen der Belehrung, welche wir angeführt haben, erfordern beide Sprachen die meiste Zeit. Wer Zeit für sie übrig hat, so wie für die übrigen Gegenstände, ist vollkommen berechtigt, sie zu erwerben. Wer sich nicht in diesem Falle befindet, wird, wenn er weise ist, sich ohne sie behelfen. Wer im Stande ist, seine Studien bis zum 28sten Jahre, oder wohl gar bis zum 30sten Jahre fortzusetzen, der soll mit Gottes Hülfe Griechisch und Lateinisch lernen. Muß er sie mit dem 21sten Jahre beendigen, so werden wir ihm den Rath ertheilen, sich mit den modernen Sprachen zu be-

gnügen. Ist er genöthigt mit funfzehn bis sechzehn Jahren in das thätige Leben einzutreten, so würden wir es am heilsamsten für ihn finden, sich auf seine Muttersprache zu beschränken, und seinen Geist mit dem der besten Schriftsteller zu nähren!

Doch nein! Die künstlichen Beschränkungen und Aufmunterungen, welche unser akademisches System in Gang gebracht hat, haben diese natürliche und heilsame Ordnung der Dinge durchaus umgekehrt. Wir versagen uns das Nöthige, um uns das Ueberflüssige zu verschaffen. Wir gleichen dem Tagelöhner, der sich das Brot versagt, damit er sich von einer Zeit zur andern eine Flasche Erdbeerwein vergönnen möge. Cicero erzählt uns, in seinen Pflichten, eine wunderliche Anekdote von Cato dem Zensor. Es fragte ihn Jemand, wie man sein Kapital am vortheilhaftesten anlegen könne. Seine Antwort war: auf gutes Weideland, das man bewirthschaftet. — „Und demnächst?" — Auf die Bestellung von Mittel-Weideland. — „Und dann?" Auf die Bestellung von schlechtem Weideland. — Nun scheinen uns die Begriffe, welche hinsichtlich der klassischen Gelehrsamkeit in England vorherrschen, in einem sehr hohen Grade denjenigen zu gleichen, welche der alte Römer über die beste Kapitals-Anlage unterhielt. Ist ein junger Mann im Stande, die für den Durchgang durch das Universitäts-Leben erforderliche Zeit zu ersparen? Nun so bildet ihn zu einem klassischen Gelehrten! Doch ein Zweiter muß, anstatt auf der Universität zu verweilen, in das Geschäft eintreten, wenn er die Schule verläßt. Macht ihn denn zu einem erträglichen klassischen Gelehrten! Ein Dritter hat noch weit weniger Zeit, Wissenschaft einzu-

sammeln; denn er ist schon als Knabe zu thätigen Verrichtungen bestimmt. Macht ihn zu einem schlechten klassischen Gelehrten! Wird aus ihm nicht ein Flaminius oder ein Buchanan, so bringt er es doch vielleicht dahin, sinnlose Verse zu machen. Kommt er nicht bis zum Horaz, so mag er das erste Buch von Cäsars Kommentarien lesen. Ist selbst nicht Zeit für einen solchen Grad von Ausbildung übrig, so kann er doch wenigstens durch den unfürdenklichen Vorhof der Gelehrsamkeit gepeitscht werden. Quis docet? Wer lehrt? Magister docet. Der Meister lehrt. Wollte Gott er lernte etwas, das des Behaltens würdiger ist!

Alle diese Uebel haben ihren letzten Grund in dem Zustande unserer Universitäten. Wo sie den Ausschlag geben, da müssen Diejenigen folgen, welche Zöglinge für sie vorbereiten. Bei einem freien System würden die alten Sprachen weniger gelesen, aber sie würden deßhalb nicht weniger genossen werden. Wir würden nicht so viele junge Leute sehen, welche eine oberflächliche Kenntniß vom Latein und Griechischen haben, die ihnen keinen Genuß gewährt, und die sie, so schnell als nur möglich, aufgeben, wenn sie zur Freiheit gelangen. Allerdings würde es dann auch weniger junge Männer geben, welche mit den alten Sprachen gründlich vertraut sind. Allein, es würde weit mehr geben, welche nützliche und angenehme Belehrung eingesammelt hätten. Die, welche genöthigt wären, ihre Studien schneller zu beendigen, würden ihre Aufmerksamkeit Gegenständen zuwenden, die sich leicht erreichen lassen. Die, welche für literärische Muße mehr Zeit hätten, würden noch immer nicht unterlassen, sich in den klassischen

Sprachen zu üben; sie würden dieselben studiren, nicht um irgend einen direkten Vortheil von dieser Erwerbung zu ziehen, sondern um ihres inneren Werthes willen. Ohne allen Zweifel würde die Zahl kleiner seyn, als die der gegenwärtigen Aspiranten auf klassische Ehren ist. Allein sie würden nicht, wie die meisten dieser Aspiranten, den Homer und den Demosthenes in Staub umkommen lassen, sobald ihr vorübergehender Zweck erreicht ist. Es würde weniger gute Gelehrte von fünf und zwanzig Jahren geben; allein wir glauben, daß die Zahl der funfzigjährigen nicht geringer seyn würde, als sie jetzt ist.

Bisher haben wir in der Voraussetzung gestritten, welche die günstigste für die Universitäten ist; wir haben nämlich angenommen, daß die Aufmunterungen, welche sie gewissen Studien darbieten, ganz ehrlich denjenigen zu Theil werden, die sich darin auszeichnen. Es ist indeß Thatsache, daß jene Aufmunterungen besonderen Grafschaften, Kirchspielen, oder Namen zugewendet werden. Die Wirkung des ersteren Systems ist, Studien von untergeordneter Wichtigkeit auf Kosten derjenigen aufzumuntern, welche vorgezogen zu werden verdienen. Die Wirkung des letzteren ist — gänzlichen Müssiggang aufzumuntern. Es ist zwar auch behauptet worden, daß auf gewissen Universitäten die Vertheiler der Kameradschaften sich vom Partheigeist, oder persönlicher Feindschaft haben bestimmen lassen; doch dies ist ein Punkt, den wir nicht weiter erörtern wollen, weil wir nicht die Gebrechen der Personen, sondern nur die des Systems ins Licht zu stellen wünschen. In der That, bei allem, was wir bisher niedergeschrieben haben, hat uns ein Kollegium vorgeschwebt,

das das von uns bekämpfte System in dem vortheilhaftesten Lichte zeigt: — ein Kollegium, auf welchem die von uns bezeichneten Nachtheile, so viel als immer möglich, durch eine erleuchtete und liberale Verwaltung vermindert werden — ein Kollegium, nicht minder ausgezeichnet durch Wohlhabenheit und Glanz, als durch die hervorragenden Talente der Mehrheit seiner Glieder, durch die Freiheit und Unpartheilichkeit seiner Wahlen, durch die Geneigtheit, die es immer bewiesen hat, Verbesserungen, welche nicht unverträglich mit seiner ursprünglichen Verfassung sind, anzunehmen, und durch den edlen Geist, womit er die Sache der bürgerlichen und religiösen Freiheit unterstützt hat.

Wir haben bisher auch gesprochen, als ob die Studenten auf unseren Universitäten nur das lernten, was die Universitäten zu lehren bekennen. Dies ist indeß bekanntlich nicht der Fall; — und die Ursache springt in die Augen. Alle, welchen es um Grade zu thun ist, müssen auf dem Kollegium verweilen; doch nur Diejenigen, welche Preise und Kameradschaften zu erhalten glauben, legen sich mit angestrengterem Fleiße auf die klassischen und mathematischen Studien. Die große Mehrheit hat keinen Beruf, von welcher Art er auch sei, ihre Kräfte zu üben. Sie haben nicht die Hoffnung, die Prämie zu erhalten; und ohne diese hat die Wissenschaft für sie keinen Werth. Für die Erwerbung anderer Arten von Erkenntniß, gewähren die Universitäten keine Gelegenheit. Daher der allgemeine Müssiggang der Studenten. Von zehn macht nicht einer merkliche Fortschritte in denjenigen Studien, welchen alles Uebrige aufgeopfert wird. Viele unter ihnen bringen von

der Universität weniger alte Literatur zurück, als sie mitgenommen haben. Einen solchen Zustand der Dinge der Trägheit und dem Leichtsinne der Jugend zur Last legen zu wollen, würde abgeschmackt seyn. Aehnliches wird nirgendwo anders wahrgenommen. Ohne Zweifel giebt es junge Müßiggänger unter denen, welche die Hospitäler besuchen, am Schreibepult der Bankiers sitzen und hinter dem Zahlbrette der Kaufleute stehen. Allein, welches ist, bei dem allen, der Grad ihres Müßigganges, und in welchem numerischen Verhältniß stehen sie zu denen, welche thätig sind? Ist es nicht etwas Gewöhnliches, daß junge Männer, welche auf dem Kollegium ihre Zeit vertändelt haben, die größte Energie beweisen, wenn sie nun endlich ins Geschäftsleben eintreten, und gründliche Rechtsgelehrte, geschickte Aerzte und ausgezeichnete Schriftsteller werden? Wie will man Erscheinungen dieser Art anders erklären, als mit der Voraussetzung, daß die, welche genöthigt waren, auf Universitäten zu verweilen, keinen Beweggrund hatten, das zu lernen, was daselbst gelehrt wird? Wer hielt sich jemals vier Jahre lang einen französischen Sprachmeister, ohne Fortschritte in der französischen Sprache zu machen? Der Grund ist klar. Wer einen solchen Sprachmeister hält, thut es, weil er mit der Sprache bekannt zu werden wünscht; und eben dieser Wunsch bestimmt ihn, sich ernstlich mit der Sache zu beschäftigen. Von denen hingegen, welche unsere Universitäten beziehen, wird ein sehr großer Theil nicht von dem Verlangen nach dem, was daselbst studirt wird, wohl aber von dem Wunsche geleitet, gewisse Privilegien zu erwerben, welche der Aufenthalt den Müßiggängern eben so gut gewährt, wie den Fleiß-

Fleißigen. Man mache denselben Versuch mit der französischen Sprache. Man erhebe die Lehrer zu einer Korporation; man ertheile ihnen die Macht, Grade zu bewilligen; man verordne, daß Niemand, der nicht ein Zertifikat darüber aufweisen kann, daß er eine gewisse Anzahl von Jahren auf dieser Akademie zugebracht hat, die Erlaubniß erhalten soll, einen Laden zu halten; und wir wagen, es vorherzusagen, daß es, nach kurzer Zeit, Tausende geben wird, die, nachdem sie ihr Geld und ihre Zeit in formeller Beiwohnung der Vorlesungen und Prüfungen verschwendet haben, nicht wissen werden, was parlés-vous François heißt.

Unter denen, welche einen Mißbrauch beschützen, ist nichts so allgemein hergebracht, als demselben all' das Gute zuzuschreiben, was troz diesem Mißbrauche zum Vorschein kommt. So nehmen denn auch die Vertheidiger unserer Universitäten es für ganz ausgemacht an, daß wir ihnen all' das Talent verdanken, das sie zu zerstören nicht im Stande gewesen sind. Werden ihre Verdienste einer Erörterung unterworfen, so ist nichts gewöhnlicher, als daß sie mit großem Pomp alle die ausgezeichneten Männer aufzählen, die sie hervorgebracht haben, als ob große Männer nicht bei jedem Erziehungs-System zum Vorschein kämen. Große Männer sind in den Schulen der griechischen Sophisten, der arabischen Astrologen, der Jesuiten und der Jansenisten gebildet worden. Es gab große Männer, als nichts weiter gelehrt wurde, denn Schul-Theologie und kanonisches Recht; und es würde noch immer große Männer geben, wenn auch nichts weiter gelehrt würde, als die Narrheiten eines Spurzheim

und eines Schwedenborg. Eine lange Liste von berühmten Namen ist eben so wenig ein Beweis von der Vortrefflichkeit akademischer Institutionen, als die Handelswohlfahrt eines Landes ein Beweis ist von der Nützlichkeit der Handelsbeschränkungen. Keine Finanz-Verordnungen, wie abgeschmackt und verderblich sie auch seyn mögen, können ein Volk verhindern, wohlhabend und reich zu werden, wenn das Eigenthum desselben gesichert, und folglich der Wunsch, dies Eigenthum zu vermehren, stark ist. Die Energie, womit jeder Einzelne vorwärts zu kommen strebt, überbietet die verzögernde Kraft, und bringt ihn weiter, wiewohl etwas langsamer, als wenn er volle Freiheit gehabt hätte. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Beschränkungen, welche den Verstand verhindern, die Richtung zu nehmen, welche vorhandene Umstände anweisen. Freilich schaden sie. Allein sie können andere Ursachen nicht abhalten, das Bessere zu bewirken. Wo die öffentliche Meinung stark ist, wo Talente, gehörig geleitet, ihren Inhaber unfehlbar auszeichnen — in einem solchen Lande werden glühende, von ihrem Ziel erfüllte Geister alle die Hindernisse überwinden, die ihrer Bahn entgegengestellt werden. Unter Leuten, welche in einem öffentlichen und professionalen Leben befangen sind, wird sich das Genie, nach allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, schnell entwickeln. Von diesen wird ein ansehnlicher Theil nothwendig auf unsere Universitäten gesendet. Es würde daher höchst seltsam seyn, wenn diese Universitäten sich nicht bedeutender Männer rühmen könnten. Bei dem allen sind wir ungewiß darüber, ob, wenn wir die Parliaments-Häuser, und die englischen und schottischen Ge-

richtsfäle mustern wollten, das Resultat der Erforschung für Oxford und Cambridge so günstig seyn würde, wie man wohl annimmt. Nur dessen sind wir gewiß, daß viele von denen, die, nachdem sie zu Ruf und Ruhm gelangt sind, immer als Beweise von der wohlthätigen Tendenz der englischen Erziehung angeführt werden, während ihres Aufenthalts auf der Universität nur für Windbeutel galten, die, in fremdartige Leserei verliebt, die ihnen dargebotenen Studien vernachlässigten. Die Namen noch lebender Personen zu nennen, würde unzart seyn; aber umständlicher dürfen wir von längst verstorbenen zu reden wagen. Es ist wahrlich spaßhaft, zu bemerken, daß bei Erörterungen dieser Art, Namen angeführt werden, von welchen wir zwar eingestehen, daß sie glorreich sind, deren sich aber nur die Universitäten nicht rühmen sollten. Z. B. Bacon's Name, welcher ihre Fundamental-Einrichtung verwarf. Ferner Dryden's, welcher seiner Alma mater abschwor und nichts so sehr bejammerte, als daß er seine Jugend unter ihrem Schutze verlebt hatte. Ferner Locke's, welcher zensirirt und vertrieben wurde. Endlich Milton's, der auf der einen Universität persönlich beleidigt wurde, während man auf der andern seine Schriften den Flammen übergab.

Daß, in besonderen Fällen, eine Universitäts-Erziehung gute Wirkungen hervorgebracht haben könne, dies mögen wir nicht bestreiten. Hinsichtlich der großen Masse Derer, welche diese Erziehung erhalten, tragen wir dagegen kein Bedenken, zu behaupten, daß ihre Geister anhaltend davon leiden. Die ganze Zeit, welche sie auf Erwerbung spekulativen (theoretischen) Wissens anlegen könn-

ten, geht für sie verloren, und sie müssen ohne dasselbe ins thätige Leben eintreten. Sie sehen sich also genöthigt, sich in die Einzelnheiten der Geschäfte zu stürzen; und da mögen sie sich denn ihre allgemeinen Grundsätze bilden, so gut sie können. Nach allem, was wir gesehen und gehört haben, sind wir geneigt, trotz unseren patriotischen Vorurtheilen, zu vermuthen, daß die jungen Männer Englands (das Wort im engsten Sinne genommen) in ihrer Gesammtheit den jungen Männern Frankreichs, Deutschlands und Rußlands nicht gleich kommen. Sie urtheilen minder richtig; und die Gegenstände, über welche sie sich auslassen, sind weniger männlich. So wie sie älter werden, verbessern sie sich ohne Zweifel. Umgeben von einem freien Volke, erleuchtet von einer freien Presse, mit allen, ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, ihre Einsicht zu vermehren, und mit allen den Belohnungen, welche der nützlichen Kraftentwickelung harren, würden sie in der That Hohlköpfe seyn, wenn sie die verlorne Ueberlegenheit nicht wieder gewönnen. Die vollendeten Männer in England halten, das geben wir zu, jede Vergleichung mit denen irgend eines anderen Volkes aus. Allein unsere Vorzüge sind nicht so groß, daß wir einige derselben aufzuopfern berechtigt wären. Wir schreiten nicht so schnell vor, daß wir klüglich das Beispiel von Leichtfuß im Ammenmärchen nachahmen könnten, welcher sich nie in einen Wettlauf einließ, ohne seine Beine zusammen zu schnüren. Die schlimmen Wirkungen unseres Universitäts-Systems lassen sich zuletzt in vielen ausgezeichneten und achtungswerthen Männern wiederfinden. Sie haben große Geschicklichkeit in Geschäften erlangt; sie haben große Vor-

räthe von Belehrung angelegt. Aber dabei fehlt noch immer Eins. Die Superstruktur ist groß und glänzend; allein die Grundlagen sind schwach und krank. Es ist einleuchtend, daß ihre Kenntniß nicht in Ordnung gebracht ist — daß, wie richtig sie auch über einzelne Punkte urtheilen mögen, sie nicht den Umfang und die Unerschrokkenheit des Verstandes haben, welche die Erziehung zunächst hervorgebracht hat. Sie hassen abstraktes Wissen. Der bloße Name „Theorie" ist ihnen abscheulich. Sie scheinen zu glauben, daß der Nutzen der Erfahrung nicht sowohl darin bestehe, die Menschen zur Kenntniß allgemeiner Grundsätze zu leiten, als vielmehr, sie von allem Nachdenken über allgemeine Grundsätze abzuhalten. Sie können Versteck spielen mit der Wahrheit; allein sie können sie nie in allen ihren Verhältnissen anschauen lernen. Und die Ursache von allem Diesen ist, wie wir glauben, daß sie diejenigen Jahre, während welcher der Geist sehr oft den ihm bleibenden Charakter gewinnt, mit Studien zugebracht haben, die, wenn sie ausschließlich getrieben werden, ihn weder zu kräftigen noch zu dehnen vermögen!

Von diesen radikalen Gebrechen der alten Institute ist die Londoner Universität frei. Sie kann kein Studium begünstigen; und sie kann eben so wenig eins ausschließen. Sie hat kein Bestechungsmittel, Jemand dahin zu bringen, daß er etwas lernt, was für ihn ohne Nutzen ist, und einen Andern, der überall nichts lernt, zu einem scheinbaren Fleiße zu nöthigen. Um selbst zu gedeihen, muß sie nützlich seyn.

Wir möchten uns nicht übertriebenen Erwartungen

hingeben. Allein es giebt Zeichen der Zeit und Prinzipe der menschlichen Natur, denen wir eben so fest vertrauen, wie jemals ein alter Astrolog den Regeln seiner Wissenschaft vertraute. Nach diesen Zeichen und Prinzipen urtheilend, wollen wir es wagen, der jugendlichen Institution das Horoskop zu stellen. Wir sagen vorher, daß das Geschrei, womit man ihre Geburt angefallen hat, dahin sterben wird — daß sie zu einem langen, ruhmvollen und wohlthätigen Daseyn bestimmt ist — daß, so lange der Geist des Systems unverändert bleibt, die Einzelheiten mit den wechselnden Nothwendigkeiten und Begünstigungen jedes Zeitalters sich ändern werden — daß sie das Muster für viele künftige Einrichtungen seyn wird — daß selbst jene stolzen Stiftungen, welche gegenwärtig mit Verachtung auf sie hinblicken, ihren wohlthätigen Einfluß in gewissem Grade empfinden werden — daß die Billigung eines großen Volks, zu dessen Weisheit, Thatkraft und Tugend ihre Anstrengungen reichlich beigetragen haben werden, ihr eine Würde ertheilen wird, gebietender, als irgend eine, die ihre Quelle in einem einträglichen Patronat, oder in dem allerglänzendsten Ceremonial hat.

Selbst die, welche unsere Hoffnungen für ausschweifend halten, müssen zugeben, daß man sich kein positives Unheil, als wahrscheinliches Ergebniß dieses Instituts, denken kann. Alle Sünden, welche man seinen Urhebern zuschreibt, sind — Unterlassungs-Sünden. Wie man nun auch darüber denken möge: immer ist es besser, daß etwas wegbleibe, als daß etwas gar nicht gethan werde. Die Universitäten kann das neue Institut nur dadurch verletzen,

daß — es sie übertrifft. An diese Gefahr aber glaubt kein aufrichtiger Bewunderer der alten Stiftungen. Was nun Diejenigen betrifft, welche in der vollen Ueberzeugung, daß der Entwurf wirklich auf das Beste des Landes abzwecke, nicht aufhören, denselben zu verläumden — und daß es Solche giebt, glauben wir ernstlich: — so haben wir ihnen nichts zu sagen. Bekehren würden wir sie nicht; und Vorwürfe mögen wir ihnen deshalb nicht machen. Mögen sie also witzeln, deklamiren, verhöhnen, verleumden. Sie sind bestraft durch das, was sie sind.

Was uns betrifft, so haben wir unsere Parthei genommen; und wir werden ihr männlich treu bleiben. Wir nähren die feste Ueberzeugung, daß, wie in dem Regiment und im Handel, so auch im Erziehungswesen, die Grundsätze der Freiheit für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts von der höchsten Wichtigkeit sind. Auf den Triumph dieser Grundsätze blicken wir hin — zwar nicht mit fanatischem Vertrauen, aber doch mit froher, standhafter Hoffnung. Ihr Wesen kann mißverstanden, ihre Fortschritte können verzögert, sie können verschwärzt, verlacht, zu gewissen Zeiten ausgepocht und scheinbar vergessen werden. Allein wir sind im Innersten unseres Herzens überzeugt, daß sie stark sind durch die Stärke, daß sie lebendig sind durch die Lebenskraft, der Wahrheit; daß, wenn sie fallen, sie sich wieder erheben; daß, wenn sie zurückweichen, dies nur geschieht, um mit größerer Schnellkraft wieder hervor zu springen; daß, wenn sie zu sterben scheinen, der Same zur Wiederverjüngung in ihrer Hinfälligkeit liegt; — daß ihr Einfluß fortfahren wird, entfernte Geschlechter zu beglücken,

wenn die Bosheit selbst aufgehört hat, die Kunstgriffe und Namen derjenigen von der Vergessenheit zu erretten, die sich ihnen widersetzt haben — den Betrogenen, den Heuchler, den Frömmling, den Miethling — den Schalksnarren und den Spott — den Lügner und die Lüge.

Wie weit reicht die Gefährlichkeit der Jesuiten im neunzehnten Jahrhundert?

(An den Herrn Superintendenten J — r zu B .... w.)

Sie irren, mein sehr werther Freund, wenn Sie glauben, daß ich das Mémoire à consulter des Grafen von Montlosier, und den Jesuitisme devoilé des Abbé Henry Lemaire, mit Zufriedenheit aus den Händen gelegt habe. An Andacht habe ich es bei Lesung dieser Schriften freilich nicht fehlen lassen; aber die Erbauung, welche daraus hätte hervorgehen sollen, ist gänzlich ausgeblieben. Was ich beiden Verfassern zum Vorwurf mache, ist der durchaus unphilosophische Geist, worin sie geschrieben haben. Das Einzige, was ich ihnen einräumen kann, ist, daß sie leidenschaftliche Gallikaner und warme Patrioten sind. Allein liegt nicht gerade hierin der Hauptgrund der durchaus falschen Behandlung des großen Gegenstandes, den sie ihrer Erörterung unterwarfen? Ich bin gewiß kein Freund der Jesuiten; aber ich würde mich selbst für einen höchst begränzten Protestanten halten, wenn ich in dem Mémoire à consulter noch etwas Anderes sähe, als den Versuch eines versteinerten Edelmannes, das gewichtige Schwert des Reichsbarons an die Stelle des von ihm so sehr verabscheuten Weihwedels zu bringen, und wenn der Jesuitisme devoilé mir in einem besseren Lichte

erschiene, als in dem einer durchaus leeren Deklamation, wodurch man die Aufmerksamkeit der großen Menge gewinnen, und, wenn das Glück gut ist, zu einer einträglichen Bischofsstelle gelangen will. Weder der Graf von Montlosier, noch der Abbé Lemaire hat sich jemals die Frage vorgelegt, was aus dem Gallikanismus geworden seyn würde, wenn ihm die Sonderung von der römisch-katholischen Religion — diese zugleich ihrer Lehre und ihrem Organismus nach aufgefaßt — gelungen wäre. Beide affektiren zwar eine starke Vorliebe für die gallikanische Kirche und ihre Diener; doch schlecht belehrt über die Bedingungen, welche der Wirksamkeit dieser Kirche zum Grunde liegen, würden sie durch ihren Abscheu vor dem Ultramontanismus, wie ich fest überzeugt bin, den Gegenstand ihrer Liebe nur zerstören können, wenn man ihnen den Willen ließe. Mit Einem Worte: es wird einen Gallikanismus geben, so lange es einen römischen Katholizismus giebt; sollte dieser aber jemals untergehen, so würde, von Stund' an, auch jener alle Haltung verloren haben, und so lange hin und her schwanken, bis nichts von ihm übrig wäre.

Sie sind erstaunt, dies aus meinem Munde zu hören? Liebster Freund, nichts ist besser begründet, als diese Behauptung, die sich nur allzu leicht in eine Demonstration verwandeln läßt. Es verhält sich ja mit den kirchlichen Dogmen nicht wie mit anderen Wahrheiten, die man ihrer eigenen Evidenz überlassen kann. Kirchliche Dogmen wollen von einer großen Autorität unterstützt seyn, wenn sie für wahr gehalten werden sollen. Fällt diese Autorität weg, so verschwinden jene ganz von selbst.

Handelt es sich also um die Frage, ob der Gallikanismus durch sich selbst bestehen könne: so ist diese Frage sogar lächerlich; denn er würde mit einem Minimum von Autorität bestehen wollen müssen, und dies würde ganz unmöglich seyn. Woran Bossuet im Jahre 1682 gedacht hat, als er der gallikanischen Kirche ihre gegenwärtige Gestalt geben half, das weiß ich freilich nicht; das aber weiß ich wohl, daß, wenn ich, als geborner Katholik, irgend einen Rang in der Hierarchie einnähme, ich, unter jeder Bedingung, zu den Ultramontanen gehören, d. h. mein Interesse nie von dem des Chefs der allgemeinen Kirche trennen würde. Ich bedaure keinesweges, als Protestant geboren und erzogen zu seyn; allein mich dünkt, daß, welchem kirchlichen Systeme man auch angehören möge, die erste Pflicht eines rechtschaffenen Mannes darin bestehe, ihm nicht halb anzugehören, was meiner Meinung nach bei allen Gallikanern der Fall ist.

Herr von Montlosier — um vorzüglich bei ihm stehen zu bleiben — sagt in seiner, 317 Oktav-Seiten starken, Anklage: je vais denoncer un système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône. Ich habe Mühe, in diesen Worten irgend einen Sinn zu finden; denn was wäre das wohl für ein religiöses und politisches System, das darauf abzweckt, die Religion, den Staat und den Thron über den Haufen zu werfen? Der Widerspruch, der in den Worten selbst liegt, braucht nicht erörtert zu werden. Herr von Montlosier zieht gegen die Jesuiten und ihre Gehülfen (die Kongreganisten) zu Felde. Gut! Was war denn aber zu allen Zeiten die Bestimmung der Jesuiten und

des Anhangs, den sich dieser Orden in der Gesellschaft zu verschaffen wußte? Doch wohl keine andere, als eben die Lehre aufrecht zu erhalten, zu welcher sich Herr von Montlosier bekennt? Hat nun diese Lehre einen Werth, so bilden die Jesuiten und ihre Gehülfen so wenig einen Gegenstand der Anklage, daß man es vielmehr darauf anlegen sollte, ihr Verdienst in das gehörige Licht zu stellen. Welche Voraussetzung, daß der Papst, daß das Cardinals-Collegium, daß alle italiänischen Erzbischöfe und Bischöfe, daß die Mehrzahl der französischen Erzbischöfe und Bischöfe, hinsichtlich des Thuns und Treibens der Jesuiten mit Blindheit geschlagen seyn sollten, wenn die Wahrheit auf Seiten des Herrn von Montlosier wäre, d. h. wenn die Jesuiten und ihr Anhang wirklich keinen anderen Zweck verfolgten, als die Religion, den Staat und den Thron umzustürzen! Muß man nicht vielmehr voraussetzen, daß von Seiten des angeklagten Ordens nichts geschieht, was nicht von jenen gebilligt ist, die ein so starkes Interesse haben, auf ihrer Huth zu seyn gegen jede Verfälschung des von ihnen vertheidigten Systems?

Ich fürchte sehr, daß die ganze katholische Klerisei, vom Papste an bis herab zu dem unbedeutendsten Bischof, wofern er nur ein Ultramontan ist, den Herrn von Montlosier einer frechen und unerhörten Anmaßung beschuldigen werden; und zwar nicht mit Unrecht. Denn handelt es sich bloß um die Erhaltung des Katholizismus, so kann man nicht in die Geschichte zurückgehen, ohne das Verdienst der Jesuiten in dieser Beziehung ganz unermeßlich zu finden. Vorzüglich haben die französischen Katholiken alle Ursache, Loyola's Schöpfung zu segnen. Zwar muß man

sich in den Mantel der Impassibilität hüllen, wenn man den, von diesem Orden angewendeten Mitteln näher treten will; allein das Drastische in denselben ist doch zuletzt nur das Verdienstliche, weil, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß. Auf wessen Rechnung kommt die Bluthochzeit, die, nach den Angaben der besten Geschichtschreiber, einer Million französischer Protestanten das Leben kostete? Auf Rechnung der Jesuiten, die eine leidenschaftliche Königin-Mutter und einen unerfahrenen Karl den Neunten für ihren Entwurf gewonnen hatten. Auf wessen Rechnung kommt jene Proskription unter Ludwig dem Vierzehnten, welche die natürliche Folge der Aufhebung des Vertrags von Nantes war, und den französischen Boden zum zweiten Male von einer Million sogenannter protestantischer Ketzer befreiete? Auf Rechnung der Jesuiten, welche in der Frau von Maintenon das Mittel gefunden hatten, einen hochstolzen König von Frankreich nach ihrem Willen zu beugen. Man werfe sich doch die Frage auf, wie viel Katholizismus in dem gegenwärtigen neunzehnten Jahrhunderte für Frankreich übrig geblieben seyn würde, wenn die Jesuiten nicht im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert unter den Protestanten so stark aufgeräumt hätten! Es ist wahr, daß, wie durchgreifend ihre Mittel auch seyn mochten, es ihnen doch nie gelang, das Unkraut mit der Wurzel auszuraufen; allein war das ihre Schuld? Was konnten sie dafür, daß der Geist des Jahrhunderts eine angemessenere Lehre forderte, als die der katholischen Kirche war? Sie hatten keine andere Bestimmung, als diesem Geiste entgegen zu wirken; und da sie dies immer mit unermüdlichem Eifer, ja mit Aufopfe-

rung aller menschlichen Gefühle gethan haben: so ist es wenigstens nicht an Denen, die auf die alte Lehre einen unermeßlichen Werth legen, und sie durch alle Zeiten erhalten wissen wollen, ihnen deshalb Vorwürfe zu machen. Solche sollten es sich vielmehr zur Ehre anrechnen, daß sie das Verdienst der Jesuiten zu würdigen und anzuerkennen verstehen; anstatt ihre stumpfen Waffen gegen ihre wahren Freunde zu richten, sollten sie, von Grunde ihres Herzens, sich mit ihnen darüber beklagen, daß — alle Retrograden, sie mochten wirken zu welcher Zeit sie wollten, immer nur Ein Schicksal gehabt haben, nämlich das, nie ans Ziel zu kommen.

Es ließen sich, meine ich, anziehende Betrachtungen darüber anstellen, weßhalb zwei Partheien (die katholische Geistlichkeit und der alte Adel), welche, unmittelbar nach der Restauration, so sehr Ein Herz und eine Seele waren, daß sie jenes berühmte Jungamus dexteras, gladium gladio copulemus wiederholten, und die Besorgniß erregten, sie könnten die Zeiten Ludwigs des Eilften zurückführen — weshalb, sage ich, diese gegenwärtig so sehr auseinander gefahren sind, daß sie sich gegenseitig der Herrschsucht anklagen. Zwei Dinge haben daran gewiß einen sehr wesentlichen Antheil: die Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Ansprüche der Geistlichkeit, und der elfjährige Friede, den Europa seit dem Jahre 1815 genießt: ein Friede, der, wie wohlthätig er auch in jeder Hinsicht seyn möge, dem Geschmack einer Klasse entgegen ist, welche ihr ganzes Verdienst auf die Leitung der Waffen stützt. Doch ohne mich hierüber in eine genauere Auseinandersetzung einzulassen, bleib' ich bei der Frage

stehen: wie weit reicht die Gefährlichkeit der Jesuiten und ihres Anhanges?

Unstreitig ist diesem Orden, wo nicht Großes, doch Ungeheures und Abscheuliches gelungen: im sechzehnten Jahrhundert die Bartolomäus-Nacht, im siebzehnten jene zahlreiche Proskription, welche Frankreich in allen seinen Theilen betrübte. Nach diesem Maßstabe nun ist man freilich berechtigt, sich auf eine neue große Katastrophe gefaßt zu halten. Allein ist dies ein sicherer Maßstab? Ich meine, daß er es nicht ist. Schon das ist kein übles Zeichen, daß die Bartolomäus-Nacht des sechzehnten Jahrhunderts sich im siebzehnten, bei aller Aufforderung zur Wiederholung, in eine Proskription verwandelte, wodurch zum Wenigsten das Leben der Verurtheilten verschont wurde: es kündigt sich darin ein Fortschritt in der Zivilisation an, der sich nicht verkennen läßt. Noch auffallender aber ist dieser Fortschritt im achtzehnten Jahrhundert, wo derselbe Orden, dessen Verdienst um die Reinheit des katholischen Glaubens, so wie um die Erhaltung des ganzen katholischen Kirchenthums, so unbestreitbar ist, auf den Antrag sämmtlicher westeuropäischen Regierungen von Klemens dem Vierzehnten aufgehoben ward, bloß weil dieser Papst befürchtete, das Kirchenreich möchte sich, wenn er anders handelte, wesentlich vermindern.

Wie diese Aufhebung gemeint war, kann gegenwärtig keinem Zweifel mehr unterliegen. Es erfolgte, unmittelbar darauf, die gewaltsame Aufhebung so vieler anderer Mönchsorden, die man als eine unnütze Last der Gesellschaft betrachtete. Verlassen von so vielen Stützen seines früheren Ansehns, hatte der Papst alle nur denkbare

Ursache, zu fürchten, seine Herrschaft gehe gänzlich zu Ende. Indem nun der Jesuiten-Orden sich von jeher durch ein höheres Maß von Weltklugheit und Geschicklichkeit ausgezeichnet hatte: so führte Pius der Siebente, die Infallibilität seiner Vorgänger Preis gebend, ihn aus der Dunkelheit und Rechtlosigkeit, worin er bis zum Jahre 1814 geschmachtet hatte, in die westeuropäische Welt zurück. Seine Voraussetzung hierbei war, wie sie von Seiten eines Papstes immer gewesen ist und seyn wird; nämlich, daß die Lehre der römisch-katholisch-apostolischen Kirche einen unbedingten Werth habe, wodurch sie allen gesellschaftlichen Verhältnissen und allen nur denkbaren Entwickelungs-Graden trotzet. Doch grade die Falschheit dieser Voraussetzung ist es, was den Jesuiten der gegenwärtigen Zeit Pflichten auflegt, welche kaum zu erfüllen sind. Wäre in der Gesellschaft noch eben so viel Muße, wie in den früheren Jahrhunderten; hätte die Zeit nicht einen so hohen Werth erhalten durch Bedürfnisse, die nur durch eine weitgetriebene Arbeitsamkeit befriedigt werden können; ließe es sich auch nur denken, daß die Regierungen nachlassen könnten in den Forderungen, die sie zur Erhaltung des gesellschaftlichen Gebäudes zu machen genöthigt sind: ja, dann könnte man dem schweren Geschäft des Jesuiten-Ordens, sofern es darauf ankommt, alles um und für dieselbe Lehre zu vereinigen, einen glücklichen Fortgang versprechen. Allein je unerfüllbarer jene Bedingungen sind, desto schneller müssen die Jünger Loyola's mit ihrer ganzen Thätigkeit ins Leere gerathen. Seit mehr als drei Jahrhunderten fühlt die Welt das Bedürfniß, die Lehre zu haben, bei welcher sie ausruhen kann; und was der Täuschung auch

auch gelungen seyn möge, dies Bedürfniß wächst mit jedem Tage. Da nun kein Kampf ins Unendliche fortgeführt werden kann: so muß auch derjenige zum Stillstand kommen, in welchen sich die Jesuiten in der Voraussetzung eingelassen haben, es bedürfe nur der Klugheit und Verschmitztheit, um der gesellschaftlichen Entwickelung beliebige Richtungen zu geben, und alles auf derjenigen Höhe zu erhalten, die dem Wunsche der Machthaber entspricht. Ihr Thun und Treiben ist seinem Ende näher, als sie glauben. Sie können noch die eine und die andere Verwirrung anrichten; allein diese wird immer unbedeutend bleiben in Vergleich mit dem, was sie früher zu Stande gebracht haben. Es bedarf ja nur eines Hauches, und sie sind verschwunden. Die weltliche Macht, wie nachsichtig sie sich auch gegen sie beweisen möge, kann sich gegenwärtig nicht mehr von ihnen leiten lassen, weil ihre eigenen Aufgaben solcher Art sind, daß sie, um dieselben mit Erfolg zu lösen, sich vor allen Dingen jeder Täuschung entziehen muß. Inzwischen wächst das, was dem priesterlichen Ansehn zu allen Zeiten den meisten Abbruch gethan hat, immer furchtbarer an; ich meine die Kenntniß der natürlichen Gesetze, auf welche Priester sich nicht einlassen können, wenn sie bleiben wollen, was sie sind. Nach wenigen Jahren, dies läßt sich mit Bestimmtheit vorhersagen, wird von dem Jesuiten-Orden in Frankreich nicht mehr die Rede seyn. Alle Versuche, die gallikanische Kirche in mehr Uebereinstimmung mit den ultramontanischen Grundsätzen zu bringen, werden sich dadurch ganz von selbst legen, daß man die Idee dieser Kirche, als unhaltbar für das gesellschaftliche System der Gegenwart, auf-

giebt, und sich darüber zurechtfindet, daß man mit einer und derselbe Lehre nicht zwei Zuständen angehören kann, welche durch eine Reihe von Jahrhunderten geschieden sind. Nicht bloß meine Wünsche, sondern auch meine, auf das Studium der Vergangenheit gegründete Erwartungen, lassen mich voraussehen, daß diese große Katastrophe mit keiner Art von Lärm verbunden seyn wird. Die Jesuiten werden also auf eine ganz andere Weise ausscheiden, als die Janitscharen vor unseren Augen ausgeschieden sind. Hätte ich ihre Grabschrift anzufertigen, so würde sie in den drei Worten ausgedrückt werden: umbra taciturnius exierunt.

Dies, mein sehr werther Freund, sind die Gedanken, welche die Schriften des Grafen von Montlosier und des Abbé Henry Lemaire in mir entwickelt haben; beide Schriftsteller haben, in meiner Ansicht, den eigentlichen Gegenstand, um welchen es sich handelt, vollständig verkannt, und, ganz im Geiste der Retrograden, das angeklagt, was sie hätten vertheidigen sollen, und was sie vertheidigt haben würden, wenn sie in ihrer eigenen Meinung weniger geschwankt hätten. Kurz: ich begreife die Nothwendigkeit des Jesuitismus, wenn die gallikanische Kirche aufrecht erhalten werden soll; was ich aber nicht begreife, ist die Nothwendigkeit des Gallikanismus in einem gesellschaftlichen Zustande, der darüber hinaus ist, und einer ganz anderen Lehre bedarf, als der des funfzehnten Jahrhunderts. Hierüber werden die nächsten Erscheinungen in der französischen Welt die nöthigen Aufschlüsse geben; und ich sehe diesen um so vertrauensvoller entgegen, weil ich immer die Ueberzeugung gehabt habe, daß die Uebereinstimmung

der öffentlichen Lehre mit dem politischen Systeme das Einzige ist, was vor Umwälzungen bewahren kann.

Um minder räthselhaft zu endigen, füge ich noch Folgendes hinzu:

Stände es um das Materielle des gallikanischen Kirchenthums noch, wie vor dem Jahre 1789 — d. h. — wäre die französische Geistlichkeit noch ausgestattet mit liegenden Gründen und Menschenkräften, welche dieselben verwerthen, und würde dabei die Weltgeistlichkeit unterstützt von einer zahlreichen und überall verbreiteten Ordensgeistlichkeit: so würden die Jesuiten unstreitig sehr überflüssig seyn. Dieser Orden hat keine andere Bestimmung, als das zu ersetzen, was den gegenwärtigen Trägern der gallikanischen Kirche an Autoritäts-Mitteln abgeht; und wenn er es darauf anlegt, die Unwissenheit der großen Menge als die beste Grundlage für den Fanatismus zu benutzen: so thut er nur, was ihm, für die Erfüllung seiner Bestimmung, nach allen seinen Erfahrungen, als das Wirksamste erscheint. Wie weit er nun mit seinen Bemühungen kommen, oder wie viel ihm gelingen wird: dies ist etwas, das abgewartet seyn will. In dem Gesellschafts-Zustande, der seine Wurzel in der Revolution hat, ist ihm nichts günstig. Wird also dieser Zustand nicht, zum Vortheil der Geistlichkeit und des Adels, dahin abgeändert, daß Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit wiederkehren; — ist dies, wie Viele glauben, unmöglich geworden: so läuft der Jesuiten-Orden die größte Gefahr, Mühe und Oel zu verlieren, und obendrein auf eine wenig ehrenvolle Weise auszuscheiden.

Was mich selbst betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß

ich ganz unfähig bin, zu begreifen, wie die gallikanische Kirche, ihrer Lehre nach, fortdauern will in den, durch die Revolution gebildeten Verhältnissen der französischen Staatsgesellschaft. In den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens giebt es eben so wenig einen Zufall, als in den Welterscheinungen überhaupt; alle hangen mit Gesetzen zusammen, die verkannt werden können, die aber deßhalb nicht aufhören anhaltend wirksam zu seyn. Es würde aber, in Wahrheit, zu den allerunbegreiflichsten Wundern gerechnet werden müssen, wenn eine Doktrin, die nur für die einfachen Beziehungen des frühern Mittelalters paßte, und deren Kraft für den aufgeklärtesten Theil der Gesellschaft schon seit Jahrhunderten erschöpft war — wenn, sag' ich, diese Doktrin in einer Zeit fortdauern sollte, wo unberechenbare Kräfte ihr entgegen wirken, während das Ganze der Gesellschaft kein stärkeres Bedürfniß kennt, als die Lehre zu erhalten, die seinem Wesen in der Zeit entspricht. Seien Sie also unbekümmert um Alles, was von den Jesuiten ausgehen kann. Der Ausgang der Sache wird zeigen, daß dieser Orden, als Werkzeug in den Händen der Natur, keine andere Bestimmung hat, als durch seinen Antagonismus das herbeiführen und ausbilden zu helfen, was er, nach seinen Vorsätzen und Einsichten, abwenden möchte. So hat er immer gewirkt; denn, was hätte wohl den Protestantismus groß gezogen, wenn es nicht der Jesuiten-Orden gewesen wäre?

Ich bin 2c.

B.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Drei und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Gegenstandes.

Schwerlich darf man sich darüber wundern, daß, während des achtzehnten Jahrhunderts, in den politischen Verbindungen so wenig Treue und Glauben anzutreffen war. Die unverkennbare Ursache dieser Erscheinung lag in der Idee eines politischen Gleichgewichts, d. h. in einer Idee welche, auf den rein physischen Antagonismus gegründet, jedes sittliche Prinzip ausschloß, und es folglich darauf ankommen ließ, wie gut oder wie schlecht sich dieses in bloßer Folge sittlicher Anlagen geltend machen werde. Bei dieser Beschaffenheit der leitenden Idee, hatte die Klugheit den freiesten Spielraum; und da das allgemeine Interesse Europa's nichts, das Partikular-Interesse der einzelnen Staaten hingegen alles war — wie hätte es wohl ausbleiben mögen, daß jeder Fürst nur mit seinem privativen Vortheile zu Rathe ging, und sich in seinen Handlungen

auf das beschränkte, was diesem Vortheile entsprach? Weil diese selbstische Denkweise allgemein war: so war es ja nicht einmal erlaubt, sich davon auszuschließen. Nicht daß das sittliche Ideal darüber ganz verschwunden wäre; dieses ist zu tief in die ganze menschliche Organisation verwebt, als daß es irgend einem politischen Systeme jemals gelingen könnte, es zu ertödten. Allein das sittliche Ideal war in politischen Dingen kraftlos, weil man noch nicht dahin gelangt war, seine unbedingte Nothwendigkeit in völkerrechtlichen Beziehungen zu erkennen. Diese Nothwendigkeit nur ahnend, schuf man für die politischen Verbindungen, in welche man trat, das Wort „Koalition," als hätte man sich durch dasselbe eine verstärkte Verbindlichkeit auflegen wollen; doch dies Wort wurde nur zu einer Satyre für die Sache, die dadurch bezeichnet werden sollte, und das ganze achtzehnte Jahrhundert verstrich, ohne daß der Geist politischer Verbindungen sich im Mindesten veredelte. Als endlich ein Uebermaß von Noth, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, eine wahre Koalition zu Stande brachte, da zeigten sich auch sogleich die Wirkungen des sittlicheren Geistes, der sie gestiftet hatte; und je weniger man sich gegen diese Wirkungen verblenden konnte, desto schneller gelangte man dahin, die Idee des politischen Gleichgewichts aufzugeben, und — wie unvollkommen dies auch bisher gelungen seyn möge — das Sittengesetz in die Behandlung der Völkerverhältnisse zurückzuführen.

Wir haben durch diese Bemerkung Friedrichs Verfahren nach der Schlacht bei Czaslau zugleich erklären und entschuldigen wollen. Eigentlich sollten wir sagen:

„rechtfertigen;" doch die Rechtfertigung würde nur in der sittlichen Unvollkommenheit seines Zeitalters liegen; und da diese etwas ist, was in sich selbst nicht gerechtfertigt werden kann, so bleibt nichts anderes übrig, als sich auf die Entschuldigung zu beschränken.

Als Friedrich vom Kriegsschauplatze abgetreten war, hatte die österreichische Kriegsmacht das Uebergewicht gewonnen, dessen sie bedurfte, um Böhmen von der Gegenwart der Baiern und Franzosen zu befreien. Auf allen Punkten gedrängt, sahen diese sich nur allzu schnell zu einem Rückzuge nach Prag genöthigt. Hier von einem Heere eingeschlossen, das sich, nach und nach, auf 70,000 verstärkte, hatten sie kaum eine andere Aussicht, als die auf Hunger und Ergebung; denn die mit Menschen angefüllte Hauptstadt Böhmens war keinesweges mit den, für eine langwierige Belagerung nothwendigen Lebensmitteln versorgt. Sehr bald traten nun die französischen Marschälle Belle-Isle und Broglio mit dem Vorschlage auf, daß sie Prag und überhaupt die Staaten der Königin von Ungarn und Böhmen räumen wollten, wenn man ihnen freien Abzug mit Waffen, Geschütz und Gepäck verstatte; und die lothringischen Prinzen — denn auch der Großherzog von Toskana war im Lager angelangt — nahmen diesen Vorschlag nicht ungern an; denn sie erwogen die Folgen, welche eine hartnäckige Vertheidigung Prags, sowohl für die Bewohner dieser Stadt, als für das belagernde Heer haben könnte. Allein der englische Gesandte in Wien drang, im Namen seines Hofes, auf die Gefangennehmung des französischen Heeres in Prag; und nicht ungern stimmte Maria Theresia ein, meistens aus Erbitte-

rung gegen Belle-Isle, von welchem sie wußte, daß er ganz Deutschland gegen ihr Haus aufzuwiegeln versucht hatte. Die Königin von Ungarn und Böhmen verbot also ihrem Gemahl, auf irgend eine Bedingung einzugehen, wodurch die Vernichtung der französischen Truppen in Deutschland verhindert würde. Der Erfolg schien unfehlbar, vermöge des Mangels und der Vertheurung, die sich in Prag einstellten, sobald die Belagerer mit ihren Werken weit genug vorgeschritten waren. Broglio sah sich genöthigt, wöchentlich 150 Pferde schlachten zu lassen, während hundert Kanonen und sechs und dreißig Mörser gegen den Hradschin donnerten, um den Augenblick der Ergebung zu beschleunigen. Nichts desto weniger behielten die Franzosen und Baiern guten Muth. Die Quelle desselben war die unerschöpfliche Einbildungskraft des Grafen von Belle-Isle, über welche kein Unfall etwas vermochte. Von seiner Freitafel (welche übrigens nur Pferdefleisch, Brot und Wein gewährte) kehrten die Offiziere auf ihre gefährlichen Posten mit so viel Munterkeit zurück, als ob der Weg in einen Tanzsaal geführt hätte. Es wurden Ausfälle gemacht; nur daß sie mehr von Erfolg, als von Nutzen waren. Zur Nachtzeit stellte man die am Tage zerstörten Werke wieder her; und dies dauerte fort, bis die Nachricht anlangte, daß der Marschall Maillebois im Anzuge sei, um Prag zu entsetzen, und die Belagerten zu befreien.

Wirklich erschien der Marschall Maillebois im Oktbr. 1742 an der Spitze von 50,000 Mann, um über das von Franzosen besetzte Eger in Böhmen einzudringen; schon zeigten sich seine Vorposten vor Ellbogen. Unter

diesen Umständen blieb dem österreichischen Oberfeldherrn keine andere Wahl, als die Belagerung von Prag aufzuheben, um dem neuen Feinde entgegen zu ziehen. Die Franzosen und Baiern, welche die Besatzung Prags bildeten, waren jedoch hierdurch noch nicht gerettet; denn als Karl von Lothringen die Belagerung aufgab, ließ er 10,000 Mann unter den Fürsten Lobkowitz zurück, welche die Bestimmung erhielten, jede Bewegung der Eingeschlossenen zu beobachten. Die französischen Generale benutzten nun zwar die Entfernung der österreichischen Hauptmasse, um hinauszurücken und frische Lebensmittel in die Stadt zu schaffen; allein in einem Umkreise von mehreren Meilen waren Menschen und Vieh entfernt worden, so daß in dieser Beziehung nichts zu verbessern war. Jetzt stellte sich Broglio, den Marschall Maillebois erwartend, mit 12,000 Mann bei Teplitz auf. Doch auch dies war vergeblich: denn Maillebois, welcher von seinem Hofe die gemessensten Befehle hatte, nichts Entscheidendes zu wagen, erwog nur die Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er durch Hohlwege und waldige Anhöhen in Böhmen eindrang, ohne vorher den Feind in einem allgemeinen Kampfe geschlagen zu haben. Mit Erstaunen sah man ihn auf Eger zurückgehen, von wo er sich in Baiern vertiefte. Ihm folgte Karl von Lothringen, und beide Heere nahmen ihre Winterquartiere in Baiern.

Mitten unter diesen Vorgängen hatte sich Broglio für seine Person von Prag entfernt, um den Oberbefehl über Maillebois Heer zu übernehmen. Belle-Isle, aufs Neue von dem Fürsten von Lobkowitz in Prag eingeschlossen, erhielt von Paris aus den Befehl, die Hauptstadt

Böhmens, es koste was es wolle, zu räumen. Ob dies möglich sei, war im Rathe des französischen Monarchen schwerlich anders, als sehr oberflächlich, erwogen worden. Indeß blieb der Graf von Belle-Isle sich selbst darin getreu, daß er auch diese Aufgabe für lösbar hielt. Vor allen Dingen verheimlichte er den erhaltenen Befehl, und traf seine Anstalten so, als ob er die Stadt den ganzen Winter hindurch behaupten wollte. Hierdurch täuschte er den Fürsten von Lobkowitz um so sicherer, als dieser sich nicht vorstellen konnte, daß ein erschöpftes Heer, ohne Lebensmittel und erwärmende Bekleidung, durch ein größtentheils verwüstetes Land auf beschwerlichen und gefahrvollen Wegen, die er theils schon besetzt hatte, theils durch seine zahlreiche Reiterei ohne Mühe besetzen konnte, einen Zug von mehr als zwanzig Meilen nach der Gränze Böhmens hin zu unternehmen wagen würde. Der Fürst von Lobkowitz war hiervon so überzeugt, daß er den größten Theil seiner Kriegsmacht jenseits der Moldau in Gegenden verlegt hatte, welche weniger verwüstet waren. Diesseits dieses Flusses lagen nur 5000 Husaren in den Dörfern zerstreut. Gerade dies paßte zu Belle-Isle's Wünschen. Sein gefährliches Unternehmen noch mehr zu sichern, ließ er, wenige Tage vor der Ausführung desselben, aussprengen, als wolle er, um Lebensmittel einzuholen, nach Königsaal ziehen. Als nun die von ihm festgesetzte Stunde geschlagen hatte, zog er in der Nacht vom 17. Dez. mit 11000 Mann zu Fuß und etwas über 3000 Reitern, mit 5 bis 6000 Zugpferden, dreißig Stücken schweren Geschützes und vielen Wagen und Karren zum Reichsthore und Karlsthore hinaus. Zurück blieben einige tausend

Schwache, von welchen sich annehmen ließ, daß sie die Beschwerden des Marsches nicht bestehen würden; ihre Bestimmung war, die Kranken in den Spitälern zu decken, welche Belle-Isle noch besonders dadurch beschützte, daß er vierzig von den reichsten und vornehmsten Einwohnern Prags als Geißeln mit sich führte. Den Feind irre zu führen, ging er nicht, wie seine erste Absicht zu seyn geschienen hatte, über Rackonitz und Pilsen nach Eger, wohl aber auf einem anderen Wege, der in der Mitte beider Straßen lag. Diesseits der Moldau brachen die Kroaten und Husaren zwar zeitig genug auf, um bald in den Nachtrab, bald in die Seiten zu fallen; doch der Verlust, den er auf diese Weise erlitt, war nur gering, und ehe der Fürst von Lobkowitz sich in Bewegung setzen konnte, hatte er bereits einen Vorsprung von vier und zwanzig Stunden gewonnen. Nur Hunger und Frost wurden seinem Heere verderblich. Man rechnet, daß 1200 Mann umkamen, ehe er Eger erreichte. Eine noch größere Zahl starb nach ihrer Ankunft daselbst an Erschöpfung der Kräfte. Immer hatte Belle-Isle etwas Außerordentliches geleistet, auch wenn sein Rückzug aus Böhmen nicht mit dem der zehntausend Griechen unter Xenophon verglichen werden konnte. Das Auffallendste in der ganzen Sache war, daß der Fürst Lobkowitz dem Obersten Chevert, Befehlshaber der kranken und geringen Besatzung Prags, einen ehrenvollen Abzug gestattete, als dieser drohete, den Hradschin anzuzünden, und sich unter den Trümmern Prags zu begraben, wenn man seine Forderung nicht erfüllen würde.

So endete das Jahr 1742 für Oesterreich.

Inzwischen war in Rußland eine Thron-Umwälzung

zu Stande gebracht worden, welche mit den Begebenheiten des österreichischen Erbfolgekrieges, so weit wir denselben bisher erzählt haben, in dem innigsten Zusammenhange stand.

Die Kaiserin Anna Iwanowna hatte, kurz vor ihrem im Jahre 1740 erfolgten Tode, den jungen Iwan, Sohn ihrer Nichte Katharina Christina (einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg Schwerin, welche mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig vermählt war) zu ihrem Nachfolger auf dem russischen Thron ernannt, und ihrem Günstlinge Biron die Regentschaft während der Minderjährigkeit dieses Nachfolgers übertragen, der bei dem Tode seiner Groß-Tante erst sechs Wochen alt war. Unwillig über die Zurücksetzung, welche diese Anordnung für sie und ihren Gemahl in sich schloß, fand die Mutter Iwans des Sechsten in dem Beistande des Feldmarschalls Münnich das Mittel, sich des Günstlings ihrer Tante zu bemächtigen, ihn nach Sibirien zu schicken, sich selbst aber als Großfürstin und Regentin zu proklamiren. Dies geschah um eben die Zeit, wo Friedrich der Zweite zuerst in Schlesien einrückte. Die Minister der Großfürstin Regentin waren in ihren Meinungen wegen des österreichischen Erbfolgekrieges getheilt: einige unterstützten die Parthei des Königs von Preußen, mit welchem Rußland noch vor kurzem seine Allianz-Traktaten erneuert hatte; andere hingegen erklärten sich für Oesterreich, als den alten Bundesgenossen Rußlands. Da die letztere Meinung obsiegte, Frankreich aber, um freien Spielraum in Deutschland zu behalten, die russischen Heere von jeder Unterstützung der Königin von Ungarn zu entfernen bemüht seyn mußte:

so wurde am Versailler Hofe der Entschluß gefaßt, die Russen in einem Kriege mit den Schweden zu beschäftigen. Diese in die Waffen zu bringen, war für Frankreich um so weniger schwierig, weil die, um diese Zeit in Schweden herrschende Parthei — die der Hüte genannt — jener Krone gänzlich ergeben war. Unterstützt von dem jungen Adel, der nur Krieg athmete, erneuerte sie, allen Einsprüchen der Gegenparthei, welche die Benennung der Mützen führte, zum Trotz, den Subsidien-Traktat mit Frankreich; und sobald dies geschehen war, erklärte ein nach Stockholm zusammenberufener außerordentlicher Reichstag im Monat August 1741 den Krieg an Rußland aus Beweggründen, die nur die Leidenschaft gutheißen konnte: denn alles drehete sich um die Ausschließung der Prinzessin Elisabeth, Tochter Peters des Großen, von dem Throne, und um die Ermordung des schwedischen Majors Sinclair, der, auf einer Reise von Konstantinopel nach Stockholm, in Schlesien getödtet worden war — wie die Schweden behaupteten, durch russische Emissarien.

Die Voraussetzung der schwedischen Regierung war, daß bei dem Zustande, worin das russische Reich sich befand, nichts leichter seyn werde, als die vielfachen Verluste zu ersetzen, welche Schweden unter Karl dem Zwölften erlitten hatte; und man darf sagen, daß diese Voraussetzung sich bewährt haben würde, wenn die Parthei der Hüte mit mehr Ueberlegung und Besonnenheit zu Werke gegangen wäre. Der größte Fehler, den sie beging, bestand darin, daß sie einen Mann zum Oberfeldherrn wählte, dessen einziges Verdienst Ergebenheit für die herrschende Parthei war; dies war der Graf von Löwenhaupt.

Außerdem aber hatte sie unerwogen gelassen, daß das von ihr ins Feld gestellte Heer des Krieges nicht gewohnt war; und um ihre Uebereilung noch tadelnswerther zu machen, hatte sie sogar die Anlegung von Magazinen in dem Lande, wo der Krieg geführt werden mußte, d. h. in Finnland, vernachlässigt. Die Folgen von diesen Fehlgriffen und Unbesonnenheiten konnten nicht ausbleiben. Nur allzu vortheilhaft endigte das erste Gefecht bei Wilmansstrand am Saima-See (3. Sept. 1741) für die Russen; denn es wurden nicht nur eine große Menge Schweden getödtet und gefangen genommen, sondern auch die Stadt Wilmansstrand mit dem Degen in der Faust von jenen erobert.

Der doppelte Beistand, auf welchen die Schweden gerechnet hatten, indem sie ein eben so großes Vertrauen in die Freigebigkeit der französischen Regierung, als in die Hülfe der Türken setzten, blieb für sie aus; und ihre Lage würde verzweiflungsvoll gewesen seyn, wenn es dem französischen Gesandten am Petersburger Hofe nicht gelungen wäre, eine Thronumwälzung zu ihrem Vortheil zu Stande zu bringen. Dies war der Marquis von Chetardie. Von ihm unterstützt, brachte die Prinzessin Elisabeth, Tochter Peters des Großen, eine Kompagnie der Preobraczinskischen Leibwache auf ihre Seite, und bemächtigte sich unter dem Beistande derselben (in der Nacht vom 5. Dez. 1741) nicht nur der Regentin, sondern auch ihres Gemahls und des jungen Kaisers Iwan, welche auf der Stelle ins Elend geschickt wurden. Die Prinzessin Elisabeth bestieg hierauf den russischen Thron; und da die Schweden zu ihrer Erhebung beigetragen zu haben glaub-

ten, so knüpften sie auf der Stelle Unterhandlungen mit ihr an. Diese würden in der neuen Lage der Kaiserin Elisabeth einen glücklichen Erfolg gehabt haben, wenn die Forderungen der schwedischen Regierung minder hoch gespannt gewesen wären. Die Besprechungen wurden also abgebrochen und der Krieg fortgesetzt.

Obgleich die schwedische Kriegsmacht der russischen in dem Feldzuge von 1742 ungefähr gleich kam: so wagte es jene doch nicht, sich im Felde zu behaupten. Einen vortheilhaften Posten nach dem andern aufgebend, zog sie sich, nach und nach, bis nach Helsingfors, diesseits des Kymmene-Flusses, zurück, wo sie, zu Wasser und zu Lande belagert, sich nach kurzer Zeit zu einer Kapitulation genöthigt sah. Der Krieg war von jetzt an beendigt: die eigentlichen schwedischen Truppen gingen nach Schweden zurück, die finnländischen Regimenter streckten das Gewehr und ganz Finnland gerieth in die Hände der Russen.

Noch lebte der Gemahl jener Ulrike Eleonore, welche ihrem Bruder Karl dem Zwölften in der Regierung gefolgt war; doch dieser Friedrich der Erste, aus dem Hause Hessen-Kassel, war nur ein Schattenkönig, beherrscht von der Aristokratie des schwedischen Reichs, und ohne allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten desselben. Da seine Ehe mit der Schwester Karls des Zwölften kinderlos geblieben war: so fand die schwedische Aristokratie in diesem Umstande das glückliche Mittel, die Gewogenheit der Kaiserin von Rußland zu gewinnen; nur daß sie sich dabei noch einmal verrechnete. Ihre Voraussetzung war, daß sie sich Elisabeth am Unfehlbarsten verpflichten würde, wenn sie ihren Neffen, den Herzog Karl Peter Ulrich

von Holstein-Gottorp, auf den schwedischen Thron beriefe. Arge Täuschung! Eben diesen Neffen hatte Elisabeth zu ihrem Nachfolger auf dem russischen Thron erkoren; und da er so eben die griechische Religion angenommen hatte, so lag hierin nur ein Beweggrund mehr, den Antrag des schwedischen Reichstags auszuschlagen. Die Bestürzung des schwedischen Adels über diese Weigerung war nicht gering. Indeß kam er, wie es zu geschehen pflegt, durch einen Umweg doch zum Ziel. Er stellte nämlich den Kronprinzen von Dänemark, den Herzog von Zweibrücken und den Fürst Bischof von Lübeck, Oheim des neuen Großfürsten von Rußland, als Thronkandidaten auf, und gab sich dabei das Ansehn, als ob er vorzüglich zu dem Kronprinzen von Dänemark hinneige, weil dies das sicherste Mittel sei, der politischen Schwäche Schwedens durch Zurückführung der Union der nordischen Reiche ein Ende zu machen. Diese Heuchelei blieb nicht ohne Wirkung. Elisabeth, welche lieber zwei schwache Nachbarn, als einen starken haben wollte, ließ von der ersten Strenge ihrer Friedensforderungen nach, indem sie sich erbot, einen großen Theil der von ihr eroberten Länder an die Schweden zurückzugeben, wenn diese den Prinzen Adolph Friedrich von Holstein Gottorp, Bischof von Lübeck, ihren Thron antragen wollten. Freudig nahmen die Schweden diese Bedingung an. Der genannte Prinz wurde den 3. Juli 1743 für sich und alle seine Nachkommen gewählt; und den 18. Aug. desselben Jahres wurde ein Definitiv-Friede zwischen Schweden und Rußland geschlossen, worin jenes ganz Finnland wieder erhielt, bis auf die Provinz Kymmene-Gard mit den Städten und Festungen Friedrichsham

und Wilmansstrand, und dem Kirchspiel Pyttis, östlich am letzten Arme des Kymmene; denn diese Theile Finnlands mußten, wie die Stadt und Festung Nyslot, an Rußland abgetreten werden.

Dieser Ausgang einer Fehde, bei welcher Frankreich nichts Anderes im Auge gehabt hatte, als die Beschäftigung Rußlands innerhalb seiner eigenen Gränze, eröffnete den politischen Bewerbungen ganz neue Bahnen; und wir werden weiter unten sehen, wer auf denselben das Meiste erreichte. Wir kehren jetzt nach Deutschland zurück, um den Fortgang des Kampfes zwischen den Oesterreichern auf der einen, und der Franzosen und der Baiern auf der andern Seite zu beobachten.

Zu Anfang des Jahres 1743 starb zu Paris der Kardinal Fleuri, seit 17 Jahren erster Minister Ludwigs des Funfzehnten, in einem so hohen Alter, daß sich nicht wohl annehmen läßt, der Kummer über die Unfälle der französischen Heere in Deutschland habe seinen Hintritt beschleunigt. Seine Stelle blieb unbesetzt, weil der französische Monarch den kühnen Gedanken hegte, daß ein erster Minister ihm entbehrlich sei, wenn er selbst arbeiten wolle. Als so viel Eifer nach den ersten acht Tagen verdampft war, sah sich Frankreich von vier Subaltern-Königen regiert, welche von einander unabhängig waren. Dies waren die vier Minister, mit welchen Ludwig der Funfzehnte sich vorgenommen hatte zu arbeiten. Eine sehr gewandte Feder *) schilderte den Kriegsminister als einen Mann,

*) Friedrichs des Zweiten Feder. Man s. Histoire de mon temps. Tom. II. p. 7. sq.

der in den Schriften der Rechtsgelehrten vollkommen bewandert gewesen sei, und den Finanz-Minister als einen guten Dragoner-Offizier, was er früher wirklich gewesen war; der See- und der Justiz-Minister werden nicht vortheilhafter dargestellt. Mit Einem Worte: eine Minister-Aristokratie entschied über Frankreichs Geschick; und wenn die Kriegführung in Deutschland darunter litt, so war dabei so wenig etwas zu verwundern, daß nur das Gegentheil davon der Verwunderung würdig gewesen seyn werde.

Sobald Böhmen von den Franzosen geräumt war, wendete sich der Prinz von Lothringen mit ganzer Macht gegen Baiern. Hier schlug er (9. Mai) eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres bei Simpach, und ging dann über die Isar und Donau auf München los, wo Karl der Siebente seit dem April seinen Einzug gehalten hatte. Des Prinzen Ankunft sprengte den Schattenkaiser zum zweitenmale nach Frankfurt am Main. Seckendorf, Karls des Siebenten Oberfeldherr, schloß einen Vertrag, nach welchem er das Kurfürstenthum räumte; und nun, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, errichtete Maria Theresia, trotz allen Einsprüchen des flüchtigen Kaisers, in Baiern eine österreichische Landes-Regierung, nicht ohne sich von den Ständen eben so huldigen zu lassen, wie Karl im Laufe des abgewichenen Jahres die Huldigung der Böhmen verlangt und erhalten hatte. Die französischen Generale sahen diesem Schauspiele um so kaltblütiger zu, weil sie die Ankunft eines Feindes beschäftigte, der in der That ihre ganze Aufmerksamkeit verdiente.

Dies war Georg der Zweite, König von England,

der bisher an dem Kriege nur durch Unterhandlungen und Subsidien Theil genommen hatte, und jetzt zeigen wollte, daß er fähig sei, Heere zum Siege zu führen. In einer früheren Periode seines Lebens hatte dieser Fürst der Schlacht bei Oudenarde beigewohnt, und sich an der Spitze einer hannöverschen Schwadron ausgezeichnet; und von dieser Zeit an war ihm sein Haß wider die Franzosen geblieben. Als Gewährleister der pragmatischen Sanktion wünschte er, dieselbe persönlich gegen Frankreichs Angriffe zu vertheidigen. Sobald also Friedrich der Zweite vom Kriegsschauplatze abgetreten war, traf jener Anstalten zur Sammlung eines Heeres, das stark genug wäre, den Franzosen die Stirne zu bieten. Flandern war das Land, wo 16,000 Hannoveraner sich an 17,000 Engländer anschlossen. Zu diesen sollten im Vorrücken 10,000 Oesterreicher und 6000 Hessen stoßen. Lord Stairs führte den Oberbefehl über diese Kriegsmacht, so lange Georg der Zweite in England blieb. Als dieser in Flandern angelangt war, brach man nach dem Niederrhein auf.

Um mit den Franzosen unter dem Herzoge von Noailles (dem der Oberbefehl über diesen Theil der französischen Kriegsmacht übertragen war) handgemein zu werden, mußten die Verbündeten über den Main gehen. Die Schwierigkeiten, welche Noailles ihnen entgegen stellte, führten große Verlegenheiten herbei, welche zuletzt nur dadurch abgekürzt wurden, daß der französische Marschall Dettingen nahm, und zwei Brücken über den Main schlagen ließ. Die Voraussetzung hierbei war, daß die Verbündeten, wenn sie aus Mangel an Lebensmitteln nicht auseinander gehen wollten, genöthigt seyn würden, ihre

Gegner in einer starken Stellung anzugreifen, wo die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges für sie nur allzu groß war. Nun war zwar diese Voraussetzung gegründet; allein im entscheidenden Augenblick wurden die Vortheile der Stellung von den Franzosen aufgegeben, und die Verbündeten gewannen dadurch etwas, worauf sie nicht hatten rechnen können: — ein so beschränktes Erdreich, wo ihnen in ihrer Stellung von 7 bis 8 Linien nicht wohl beizukommen war, während ihr eigener Stoß unwiderstehlich wurde. Den Verlust der Schlacht für die Franzosen entschied ein unbesonnener Angriff des Herrn von Harcourt und von Grammont, auf den linken Flügel der Verbündeten, wo die Oesterreicher ihnen so kräftig widerstanden, daß die französischen Garden auf ihrem Rückzuge in den Fluthen des Main umkamen. Georg der Zweite, dessen Pferd scheu geworden war, stritt zu Fuß an der Spitze eines englischen Bataillons, und wußte eben deßhalb so wenig von dem, was vorging, daß der Prinz Ludwig von Braunschweig Mühe hatte, ihn zum Vorrücken zu bewegen. Als dies geschehen war, zogen sich die Franzosen über den Main zurück, und die Schlacht war — zum Ruhm Georgs des Zweiten beendigt.

Die Schlacht bei Dettingen wurde den 27. Juni 1743 geliefert. Ihr Ausgang bestimmte den Herzog von Noailles, bei Oppenheim über den Rhein zurückzugehen. Gleichzeitig trieb der Prinz von Lothringen die Franzosen aus Baiern über den Rhein zurück. Während sein Heer sich in drei Abtheilungen den Gränzen des Elsas näherte, begab er selbst, begleitet von dem Feldmarschall Khevenhüller, sich zum englischen Heere, um mit Georg dem

Zweiten die nöthigen Verabredungen zu treffen. Dieser Fürst, angeregt von dem Siege bei Dettingen, drang auf eine Fortsetzung des Krieges, deren nächster Gegenstand die Wiedereroberung Lothringens wäre. Selbst das Elsaß wollte er wieder von Frankreich trennen, um die Quelle zu verstopfen, wodurch Frankreichs Einfluß auf Deutschland bisher genährt worden war. Zu diesem Endzweck wollte er selbst bei Mainz über den Rhein gehen, und sich gegen das Elsaß wenden; der Prinz von Lothringen aber sollte jenen Fluß bei Basel überschreiten, Lothringen besetzen, und seine siegreichen Truppen so vertheilen, daß sie ihre Winterquartiere theils in Burgund, theils in Champagne erhielten. Dieser umfassende Plan kam nicht zur Ausführung. Zwar rückte Georg der Zweite über den Rhein bis nach Worms vor; allein der Prinz von Lothringen sah sich zurückgetrieben von der Rhein-Insel, welche er besetzt hatte, und beschloß den Feldzug, dessen Anfang so glänzend gewesen war, im Breisgau, wo er Verstärkung erwartete.

Das Hauptquartier des Königs von England zu Worms war, den ganzen Ueberrest des Jahres hindurch, der Mittelpunkt der Unterhandlungen. Frankreich und der deutsche Kaiser ermangelten nicht, Friedensanerbietungen zu machen; am wenigsten der letztere, nachdem es dahin mit ihm gekommen war, daß er zu Frankfurt am Main von französischen Gnadengeldern leben mußte. Doch ein plötzlicher Friede paßte weder zu den Entwürfen des Königs von England, noch zu denen der Königin von Ungarn. Jener wollte die Umstände benutzen, um französische Kolonieen zu erobern, und sich durch die Wegnahme

von französischen Handelsschiffen zu bereichern: eine Art von Kriegführung, welche im Geschmack der Engländer war. Diese hoffte durch die Verbindung mit England in den Besitz von Lothringen und Elsaß zurückzutreten, und dadurch der deutschen Kaiserwürde, welche durch Karl den Siebenten nur allzu sehr verdunkelt worden war, neuen Glanz zu geben. Die Anerbietungen Frankreichs und des Kaisers fanden also gar keinen Eingang: die Verbündeten dachten nur darauf, wie sie ihre Zwecke erreichen wollten.

Um sich gegen die Angriffe zu beschützen, welche von den Spaniern und Franzosen von Italien her gemacht werden konnten, beredeten sie den König von Sardinien zur Entsagung seiner Ansprüche auf das Mailändische. In dem Traktat von Worms, welcher den 13. Sept. 1643 unterzeichnet wurde, trat Maria Theresia an den König von Sardinien jenen Strich des Gebiets Pavese, welcher zwischen dem Po und dem Tessino liegt, ferner einen Theil des Herzogthums Piacenza und der Grafschaft Anghiera, und endlich die Rechte ab, welche sie an der Markgrafschaft Finale zu haben behauptete; der König von Sardinien dagegen machte sich anheischig, 45,000 Mann zum Dienst der Königin Maria Theresia zu unterhalten, wenn England ihm dabei mit einer Subsidie von 200,000 Pf. St. zu Hülfe kommen wollte, wozu Georg der Zweite sehr bereit war. Es blieb aber nicht bei diesem Vertrage. Ein zweiter wurde mit dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen geschlossen, und die Art und Weise, wie der Wiener Hof und dieser Fürst sich gegenseitig ihre Erbländer verbürgten, gab nur allzu deutlich zu erkennen, daß die Abtretung Schlesiens an Preußen von jenem als

das Werk einer vorübergehenden Nothwendigkeit betrachtet wurde, die er im Kriege mit Frankreich zu beseitigen hoffte.

Man sieht, das Blatt hatte sich gewendet. Frankreich, in allen seinen Erwartungen getäuscht, an seinen Ostgränzen angefallen, mit seinen Friedensanträgen zurückgewiesen — Frankreich trat jedoch in seinen alten Stolz zurück. Es erklärte denselben Krieg, den es bisher als Bundesgenosse des Kurfürsten von Baiern geführt hatte, im eigenen Namen, und gleichsam für seine eigene Rechnung an Oesterreich und an England *); es schloß neue Verträge mit Spanien; es bestimmte den König beider Sicilien, jene Neutralität zu brechen, die er im Jahre 1742 den Engländern hatte geloben müssen, um sich loszukaufen von dem Bombardement, womit ein brittisches Geschwader Neapel bedrohet hatte, wenn die Truppen, welche nach der Lombardei aufgebrochen waren, nicht zurückgerufen würden. Auch hierbei blieb Ludwig der Funfzehnte nicht stehen. Er, der seinen Palast bisher nie verlassen hatte, beschloß, auf Zureden der Frau von Chateauroux, welche um diese Zeit seine Geliebte war, sich an die Spitze seines Heers zu stellen, um dasselbe mit neuem Geiste zu beleben. Den Krieg wollte er in den österreichischen Niederlanden führen. Außerdem unterhandelte er zu Frankfurt am Main einen Unionstraktat zwischen dem Kaiser und einigen der vornehmsten Reichsstände, namentlich mit dem Könige von Preußen, als Kurfürsten von Brandenburg, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem

*) Die Kriegserklärungen erfolgten den 15. März und den 26. April des Jahres 1744.

Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessen-Kassel. Der Zweck dieses Unions-Traktats war, die Königin von Ungarn theils zur Anerkennung des Kaisers, theils zur Wiedereinsetzung desselben in seine Erbstaaten zu zwingen.

Welche Folgen dies Alles gehabt haben würde, wenn Friedrich der Zweite sich nicht, in einem wahrhaft europäischen Sinne, für Frankreich erklärt hätte, läßt sich nicht wohl bestimmen. Nichts bewog ihn dazu mehr, als der Geist der Hinterhaltigkeit, welcher der Politik dieser Zeiten eigen war. Obgleich Georg der Zweite den Frieden von Breslau gewährleistet hatte, so war von ihm doch ein Schreiben an die Königin von Ungarn vorhanden, worin er die Abtretung Schlesiens an Preußen als einen Gegenstand behandelte, der keine Schwierigkeiten darbieten würde, sobald man nur mit Frankreich fertig wäre. Dieselbe Gesinnung war in den Verträgen von Worms und Warschau ausgesprochen; und die Denkart des sächsischen Hofes, durch die des Grafen von Brühl bestimmt, machte den letzten Vertrag nur allzu gefährlich für den König von Preußen, dessen Hauptstadt durch eine innige Verbindung zwischen Sachsen und Oesterreich nur allzu sehr bedroht war. Gerüstet war Friedrich, wie nicht leicht ein anderer Fürst. Er hatte seit zwei Jahren sein Heer beträchtlich vermehrt, die schlesischen Festungen verstärkt, einen Schatz zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gesammelt, und die Begebenheiten im Norden benutzt, um sich, wo nicht Bundesgenossen, doch Freunde zu erwerben; denn er hatte seine eigene Schwester Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger, und die Tochter des Fürsten von Anhalt Zerbst mit dem Großfürsten Peter vermählt, welcher bestimmt war,

der Nachfolger der Kaiserin Elisabeth von Rußland zu werden. Gern hätte er Deutschlands Fürsten zu einer allgemeinen Theilnahme an dem Schicksale des Kaisers beredet; dies war der Zweck einer Reise, welche er im Frühling des Jahres 1744 nach Baireuth machte, als wollte er seine älteste Schwester besuchen. Doch er kam nach seiner Hauptstadt mit der Ueberzeugung zurück, daß das Sprichwort „Kein Geld, kein Schweizer,“ sich auch auf Deutschlands Fürsten anwenden lasse *). Zwar fehlte es mehreren unter ihnen nicht an den guten Willen, der Sache des Kaisers mit dem Blute ihrer Unterthanen zu dienen; allein, da Frankreich sich nicht entschließen wollte, die nöthigen Subsidien zu zahlen, so traten der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg, der Kurfürst von Köln, der Kurfürst von der Pfalz und der Bischof von Bamberg, die man gewonnen hatte, in ihre Neutralität zurück. Hiernach blieb nichts anderes übrig, als, im Vertrauen auf die eigene Stärke, jene Sicherheit zu suchen, welche der politische Geist des Jahrhunderts versagte. Der österreichische Successions-Krieg war zu einer allgemeinen Angelegenheit der europäischen Welt geworden; und Friedrich begriff, daß sich in dieser Angelegenheit eine vorwiegende Rolle spielen lasse.

Der Krieg von 1744 nahm seinen Anfang in Italien, wo der Prinz von Conti das Heer des Königs von Sardinien bei Coni schlug, ohne diese Festung erobern zu

*) S. Histoire de mon Temps Tom. II. p. 58, wo gesagt wird: il falloit acheter leur assistance; point d'argent, point de prince d'Allemagne.

können. Im Mittelländischen Meere traf die spanisch-französische Flotte auf die brittische unter Mathews, und es erfolgte ein Kampf, der damit endigte, daß die Spanier und Franzosen sich nach Carthagena, die Engländer sich nach Port-Mahon zurückzogen. England zu einer Abberufung seiner Truppen aus Flandern zu nöthigen, hatte die französische Regierung den Entwurf gebildet, den Prinzen Eduard, Sohn des Prätendenten, nach Schottland zu versetzen, wo jene Einverständnisse angeknüpft hatte, deren Erfolg in dem Geiste der Bergschotten gegründet war. Zu diesem Endzweck mußte der Graf von Sachsen (ein Sohn Augusts des Zweiten, welcher in französische Dienste getreten war) sich, an der Spitze von 10,000 Franzosen, nach Dünkirchen begeben, wo der Prinz Eduard sich einschiffen sollte. Das Unternehmen blieb zwar für den Augenblick ohne Erfolg, weil der französische Admiral Roquefeuille es nicht wagte, im Angesicht einer überlegenen Flotte über den Kanal zu gehen; gleichwohl brachte es die Wirkung hervor, daß 6000 Holländer, und eben so viel Engländer unter Lord Stairs nach England aufbrachen, um dies Königreich gegen eine Ueberraschung zu sichern. Ludwig der Funfzehnte, an der Spitze seines Heeres, eröffnete den Feldzug in Flandern mit der Belagerung von Menim, das sich nach kurzem Widerstande ergab. Dem Falle dieser Festung folgte der von Ypern. Auf Seiten der Verbündeten kam es, vor allen Dingen, darauf an, den Rhein zu überschreiten, um sich Lothringens und des Elsasses zu bemächtigen. Dies gelang ihnen durch die fehlerhaften Anstalten, welche der französische Obergeneral (Herr von Coigni) traf, um den Uebergang

zu verhindern. Frankreichs Integrität, so wie diese durch die letzten Friedensschlüsse bestand, war von jetzt an gefährdet, und das Einzige, was sie wirklich rettete, war die Diversion, welche Friedrich der Zweite zum Vortheil Ludwigs des Funfzehnten machte.

Unmittelbar nach der Vermählung seiner Schwester Ulrike mit dem schwedischen Thronerben, brach Friedrich in drei Kolonnen nach Böhmen auf. Die auf dem linken Elbufer führte er selbst; die auf dem rechten wurde von dem Fürsten Leopold von Anhalt Dessau geführt; die dritte rückte unter dem Feldmarschall Schwerin von Schlesien aus über Braunau in Böhmen ein. Prag, zum Sammelpunkt bestimmt, ergab sich nach einem kurzen Widerstande. Nach diesem nicht unbedeutenden Ereignisse handelte es sich um nichts Geringeres, als um die Frage, wie weit man vorgehen sollte. Dem Kurfürsten von Sachsen war kein Krieg erklärt worden; gleichwohl konnte er nur in dem Lichte eines Feindes betrachtet werden. Ein noch größerer Fehler, den Friedrich beging, bestand, nach seinem eigenen späteren Eingeständniß, darin, daß, anstatt den österreichischen Feldherrn Bathyani, welcher aus Baiern mit zwölf tausend Mann herbeigeeilt war, an der Anlegung von Magazinen zu verhindern, er sich auf die Eroberung von Tabor, Budweiß und Frauenberg einließ: Festungen, die sich zwar ohne Widerstand ergaben, von deren Besitz aber kein Vortheil zu ziehen war. Durch alle diese Mißgriffe wurde der Prinz Karl von Lothringen in den Stand gesetzt, mit gutem Erfolge in Böhmen aufzutreten, wohin er sich vom Rhein her gezogen hatte. Nach dem Tode Khevenhüllers, welcher im Laufe des abgewichenen

Jahres gestorben war, hatte Maria Theresia den alten Feldmarschall Traun zum Führer ihres Schwagers, des Prinzen Karl, bestellt; und Traun war klug genug, eine allgemeine Schlacht zu vermeiden, und durch kleine Vortheile, die er davon zu tragen verstand, die Verlegenheit des Königs von Preußen in einem Lande zu vergrößern, wo alles vor ihm in einem so hohen Grade zurückwich, daß er Mühe hatte, irgend einen treuen Kundschafter zu finden. Es kam, nach und nach, dahin, daß Friedrich die Wahl hatte, sich entweder von Schlesien abgeschnitten zu sehen, oder Böhmen und Prag aufzugeben. Er wählte das Letzte.

Der Rückzug war mit einem bedeutenden Verluste verbunden; denn, als die Besatzung von Prag (ungefähr 7000 Mann stark) am 21. Nov. abzog, mußten hundert und dreißig Kanonen und vierzehn Mörser zurückgelassen werden, weil Oesterreichs leichte Truppen gleichzeitig durch drei Thore in die Stadt eindrangen, und die Bürger gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten. Am 13. Dezbr. stand Friedrich wieder an der Gränze Schlesiens, nicht wenig beschämt von dem Ausgange einer gewaltigen Rüstung, welche Böhmen hätte verschlingen und Oesterreich überschwemmen können. Diesen Feldzug sein Lehrgeld, den Feldmarschall Traun seinen Lehrer nennend, gestand er sich zweierlei: erstens, daß einem Feinde der Krieg nirgends schwerer zu führen sei, als in Böhmen; zweitens, daß zur Behauptung Prags ein Heer erforderlich sei, so daß keine Macht stark genug bleiben könne, um in dem übrigen Lande dem Gegner die Spitze zu bieten. Um diesen Preis hatte er Ludwig den Funfzehnten in den Stand gesetzt,

über den Rhein vorzudringen und Freiberg im Breisgau zu belagern; und gleichzeitig war das kaiserliche Heer nach Baiern zurückgegangen, um München wieder zu besetzen, das Karl der Siebente noch einmal als seine Hauptstadt begrüßte, um bald darauf gänzlich von der Lebensbühne abzutreten.

Ihrem Glücksstern folgend, drangen die Oesterreicher am Schlusse des Jahres in Oberschlesien und die Grafschaft Glatz ein; doch nur auf kurze Zeit, weil ihre Verpflegung in diesen armen Gegenden mit allzu viel Schwierigkeiten verbunden war, als daß ihr Aufenthalt daselbst hätte von langer Dauer seyn können.

Der erste Monat des folgenden Jahres bewirkte in Maria Theresia's Lage eine Veränderung, die nicht vorhergesehen werden konnte, weil sie von einem unerwarteten Ereignisse abhing. Dies war der Hintritt Karls des Siebenten, welcher, in einem Alter von 47 Jahren, den 20. Januar 1745 zu München starb. Ein großes Hinderniß war hierdurch aus dem Wege geräumt. Welchen Rath dieser Schattenkaiser auch seinem Sohne und Nachfolger im Kurfürstenthume gegeben haben mochte (denn hierüber sind die Stimmen getheilt): der junge Maximilian Joseph verlor keinen Augenblick, sich mit der Königin von Ungarn und Böhmen zu vergleichen; und durch einen Partikular-Frieden, den er den 22. April zu Füßen mit ihr schloß, erhielt er gegen die Entsagung, womit er auf die Ansprüche seines Vaters Verzicht leistete und die pragmatische Sanktion aufs Neue unterzeichnete, seine Erbstaaten zurück. Die erste Folge dieses Friedensschlusses war, daß die Franzosen Deutschland gänzlich räumten,

ohne jedoch den Zwecken zu entsagen, für welche sie bisher gekämpft hatten. Ihr nächstes Bestreben ging dahin, zu verhindern, daß der Großherzog von Toskana, den Maria Theresia zum Mitregenten ihrer Erbstaaten angenommen hatte, zum Kaiser gewählt werde; dies war jedoch ein um so schwierigeres Unternehmen, weil unter den deutschen Kurfürsten kein einziger war, dem nach der Kaiserkrone gelüstet hätte.

In Karls des Siebenten Tode war der Vorwand erloschen, unter welchem Friedrich Krieg führte. Doch wie sogleich zu einem vortheilhaften Frieden gelangen? Dies war um so schwieriger, weil Maria Theresia, in Gemeinschaft mit England und Holland, seit dem 8. Januar, zu Warschau mit dem Könige von Polen ein Bündniß geschlossen hatte, wodurch August der Dritte, als Kurfürst von Sachsen, verpflichtet war, 30,000 Mann zur Unterstützung der Königin von Ungarn und Böhmen marschiren zu lassen. Ein Manifest, auf diesen Vertrag gestützt, sagte aufs Bestimmteste aus, daß, weil der König von Preußen den Breslauer Frieden gebrochen habe, Schlesien als dem Hause Oesterreich wieder heimgefallen betrachtet werde. Es handelte sich also mehr, als jemals, um den Besitz dieser schönen Provinz, die Maria Theresia unstreitig keinen Augenblick verschmerzt hatte, die sie aber jetzt so glücklich war, unter dem Vorwande des Rechts, an der Spitze eines zahlreichen Heeres zurückfordern zu können.

Im Anfange des Mai brach Prinz Karl von Lothringen, von Königgrätz mit dem freiesten Muthe auf, um durch die Pässe von Landshut in Schlesien einzudringen; und noch im Laufe des eben genannten Monats, besetzten die

Kroaten Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg. Gegen Ende des Monats fiel selbst die Festung Kosel in die Hände der Oesterreicher. Da Friedrich ihren Einbruch in Schlesien nicht hatte verhindern können, so stellte er sich furchtsam, und bezog den 1. Juni zwischen Schweidnitz und Striegau ein Lager, das wegen der vielen Anhöhen in dieser Gegend, dem Auge des Feindes fast verborgen blieb. Die Oesterreicher und die Sachsen noch mehr zu täuschen, verbreitete er durch einen Doppelt-Späher die Nachricht, daß er sich nur unter den Mauern Breslau's vertheidigen werde. Feldmarschall Traun hatte aufgehört, der Mentor des Prinzen Karl von Lothringen zu seyn; an seine Stelle war der Fürst von Lobkowitz getreten. Daher die Fahrlässigkeit in dem österreichischen Heere. Die Vorhut war am 3. Juni bis in die Dörfer vorgerückt, welche auf der Landstraße von Jauer bis nach Landshut gelegen sind. Hier wurden sie am folgenden Morgen mit Tagesanbruch von dem preußischen Heere überfallen, das, in schönster Schlachtordnung, auf den Höhen von Strigau wie hervorgezaubert erschien. Früh um 5 Uhr erbebte das Gebirge rings umher von dem Donner des preußischen Geschützes. Während hieb die Reiterei ein, und von diesem Augenblicke an war der Vortheil des Kampfes ununterbrochen auf Seiten der Preußen. Wir vermeiden hier eine umständliche Beschreibung der Schlacht, als ungehörig für unsere Zwecke; und bemerken bloß, daß, um neun Uhr Vormittags, der Sieg aufs Vollständigste durch die Niederlage von 5000 Erschlagenen und 7000 Gefangenen entschieden war, ohne daß der Prinz Karl von Lothringen erfahren hatte, daß die Schlacht begonnen sei. Sie wird

die Schlacht bei Hohenfriedberg genannt, weil hier Entscheidung erfolgte. Keine Anstrengung, keine Tapferkeit der Oesterreicher vermochte etwas wider den Ungestüm und die Gewandheit der Preußen; und wäre es möglich gewesen, den Prinzen Karl auf seinem Rückzuge nach Böhmen zu erreichen, so würde der ganze Krieg an einem einzigen Tage beendigt worden seyn.

Ungern und wider seinen Willen folgte Friedrich seinem Gegner nach Böhmen; ein Friedensvertrag würde ihm lieber gewesen seyn, nachdem die Franzosen sich aus Deutschland zurückgezogen hatten, und ihre Unternehmungen, sowohl in Italien als in den Niederlanden, ohne Einfluß auf die Begebenheiten an den Gränzen Böhmens und Schlesiens geworden waren. Da der Prinz von Lothringen ein festes Lager bei Königsgrätz bezogen hatte: so sah der König von Preußen sich genöthigt, ihm gegenüber zu lagern. Dies geschah Anfangs bei Chlum, in der Folge bei Jaromiets. Der Krieg beschränkte sich mehrere Monate hindurch auf bloße Scharmützel, weil Friedrich nichts Großes unternehmen wollte, um nicht den Erfolg der Unterhandlungen zu unterbrechen, in welche er mit Georg dem Zweiten, der sich um diese Zeit in Hannover aufhielt, getreten war. Die Verwickelungen wurden in dieser Periode von Tag zu Tage größer. Denn aufgemuntert und unterstützt von dem französischen Hofe, machte Karl Eduard, Sohn des englischen Prätendenten, im Aug. 1745 wirklich eine Landung in Schottland, wo er, unter dem Beistande zahlreicher Anhänger, seinen Vater erst zu Perth und dann zu Edinburg, als König ausrufen ließ, und für sich selbst den Titel eines Prinzen von Wales und Re-

genten der drei Königreiche annahm. Ein zu Preston-Pans über die Truppen des Königs von England davongetragener Sieg machte ihn vollends zum Herrn von Schottland; und da weder Georg der Zweite, noch sein Sohn, der Herzog von Cumberland, in England anwesend waren: wie hätte es dem Sohne des Prätendenten nicht gelingen sollen, Carisle zu nehmen, und durch ein entschlossenes Vorgehen bis nach Derby, selbst die Hauptstadt des Königreichs in Bestürzung zu bringen? Ein Auftritt dieser Art war ganz dazu geeignet, Georg dem Zweiten den Aufenthalt in Deutschland zu verleiden, nachdem dieser ihm aus manchen anderen Gründen lästig geworden war. Da nun Friedrich der Zweite die Beendigung des Krieges eben so sehnlich wünschte, wie der König von England: so war wohl nichts natürlicher, als daß zwischen beiden ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem Georg der Zweite sich verbindlich machte, die Königin von Ungarn und Böhmen zum Frieden zu bewegen, dem Bündnisse gegen Friedrich zu entsagen, und dem letzteren die Gewährleistung der übrigen Mächte hinsichtlich Schlesiens auszuwirken.

Dieser Vertrag wurde den 26. Aug. 1745 geschlossen. Ein doppelter Umstand verminderte jedoch seine Wirksamkeit: der eine war, daß Georg der Zweite im Begriff stand, Deutschland zu verlassen; der andere, daß Maria Theresia gerade um diese Zeit zu Frankfurt am Main, wegen der Wahl ihres Gemahls zum deutschen Kaiser, mit voller Aussicht auf glücklichen Erfolg unterhandelte. Als diese Wahl, nach einigen Wochen, ohne die Zustimmung des Königs von Preußen, ihrem Wunsch gemäß entschieden war, erklärte

die entschlossene Fürstin, daß sie lieber den Rock vom Leibe missen, als Schlesien aufgeben wolle. Zugleich verstärkte sie das Heer des Prinzen von Lothringen, dem sie den Befehl ertheilte, den König von Preußen durch eine Schlacht aus Böhmen zu vertreiben. Dieser stand im Begriff, Böhmen freiwillig zu verlassen, weil die Verpflegung seiner Kriegsmacht immer größere Schwierigkeiten fand, als am 30. Sept., gerade in dem Augenblick, wo er die Zelte abbrechen lassen wollte, die Nachricht anlangte, der Feind rücke in voller Schlachtordnung an. Wollte Friedrich nicht den Nachtrab seines Heeres preisgeben: so blieb ihm keine andere Wahl, als mit seinen 18,000 Mann — denn mehr hatte er nicht um sich her versammelt — einen Kampf mit dem 40,000 Mann starken Heere des Prinzen von Lothringen zu bestehen. Unter dem Kanonenfeuer von zwei österreichischen Batterien mußten sich die Preußen zur Schlacht reihen. Ihr Verlust war Anfangs nicht gering; doch kaum hatte sich ihre Reiterei auf die österreichische geworfen, so entschieden die Nachtheile der Aufstellung, welche die letztere nicht hatte vermeiden können. So eng war der Raum, wo sie hinter Vertiefungen in drei Linien aufmarschirt war, daß, sobald die erste dieser Linien von den Preußen war geworfen worden, sie sich auf die zweite stürzte, welcher nun keine andere Wahl blieb, als sich auf die dritte zu werfen. Die Verwirrung ward um so größer, weil es an einem Platz fehlte, wo sich die funfzig geworfenen Schwadronen wieder hätten bilden können. Ermuthigt durch diesen Erfolg, warf sich das preußische Fußvolk auf die Batterien des Feindes, und nahm eine derselben. Von jetzt an entstand

ein wechselreicher Kampf, dessen einzelne Erscheinungen in einem, von Höhen und Tiefen bezeichneten Erdreich gegründet waren. Nach jenen strebten die Oesterreicher auf, um ihrer Verwirrung abzuhelfen; doch vergeblich, weil die Preußen ihnen allenthalben entgegen traten, und sie von der einen Höhe zur andern warfen. Lange konnte ein so ungleicher Kampf nicht dauern; auch hoben die Oesterreicher sehr bald ihren Rückzug an, ohne den Befehl dazu abzuwarten. Ihre Rettung war jetzt das durchschnittene Erdreich, auf welchem sie von der Reiterei nicht verfolgt werden konnten. Friedrich, hoch erfreut über den neuen Sieg, den er davon getragen hatte, begnügte sich mit 2000 Gefangenen und 20 Kanonen; und ohne die Verfolgung des Feindes über das Dorf Sora, von welchem die Schlacht ihre Benennung erhielt, hinaus zu erstrecken, verweilte er fünf Tage lang auf dem Schlachtfelde, und verließ hierauf Böhmen, ohne die Genugthuung, daß Maria Theresia zum Frieden geneigter seyn werde.

Georg der Zweite hatte um diese Zeit Deutschland bereits verlassen, um seinen in England selbst angegriffenen Thron zu vertheidigen. Nimmt man alle die Auftritte zusammen, welche der Widerstand gegen die pragmatische Sanktion Karls des Sechsten herbeigeführt hatte: so muß man gestehen, daß es Zeit war, einen Kampf zu beendigen, dessen Gestalt sich von einem Tage zum andern immer mehr veränderte, ohne daß sich absehen ließ, wo er stille stehen werde. Für Friedrich stand freilich der Entschluß fest, Schlesien nicht fahren zu lassen; doch, wie viel fehlte daran, daß die Kaiserin Maria Theresia, nach-

dem sie so viel erreicht hatte, über einen Punkt nachgegeben hätte, bei welchem, seit der Wahl des Großherzogs von Toskana, ihres Gemahls, zum Kaiser, die Ehre ihres Hauses auf dem Spiele zu stehen schien! Das Verhältniß, worin sie durch den letzten Traktat von Warschau mit dem Kurfürsten von Sachsen getreten war, schloß große Aufmunterungen zur Fortsetzung des Krieges in sich; und diese wurden nicht wenig verstärkt durch die Empfindlichkeit des Grafen von Brühl, der sich wegen persönlicher Beleidigungen rächen wollte, die Friedrich ihm in seinem letzten Manifeste zugefügt hatte, und der außerdem nicht begriff, wie Sachsen, nach seiner Theilnahme an dem schlesischen Kriege, anders als durch die Demüthigung Preußens gerettet werden konnte. Von diesem Minister rührte ein Entwurf her, dessen wir sogleich gedenken werden.

In zwei Kolonnen war Friedrich von Böhmen nach Schlesien zurückgegangen, sobald Mangel an Lebensmitteln ihm den längeren Aufenthalt in jenem Königreiche erschwert hatte. Die linke Kolonne, von dem Prinzen Leopold geführt, langte über Trautenbach bei Schatzlar an, ohne einen Feind gesehen zu haben. Nicht so die rechte, welche der König selbst führte: ihr Nachtrab hatte in den tiefen Hohlwegen, durch welche man zog, mit den Panduren zu kämpfen, welche die Anhöhen besetzten, und mancher tapfere Grenadier verblutete auf diesem Zuge ungerächt sein Leben, weil jeder Widerstand unmöglich war. Nach seiner Ankunft in Schatzlar vertheilte Friedrich sein Heer zwischen Ronstock und Schweidnitz, so daß es in sechs Stunden zusammengezogen werden konnte. In dieser Stellung vernahm er am 24. Oktober, daß der Prinz von

von Lothringen seine Kriegsmacht in drei Korps gesondert habe; und da er hieraus schloß, daß er, bei der Annäherung des Winters, keinen neuen Angriff zu befürchten habe: so übertrug er den Oberbefehl über das ganze Heer dem Prinzen Leopold, und ging nach Berlin zurück, um daselbst die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, und wenn diese fehlschlagen sollten, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges vorzubereiten.

Die in den letzten Schlachten erbeuteten Trophäen waren am 8. Nov. in der Garnison-Kirche zu Berlin niedergelegt worden, als Friedrich durch den freundschaftlichen Verrath des schwedischen Gesandten zu Dresden erfuhr, was wider ihn im Werke war: in Wahrheit nichts Geringeres, als ein Ueberfall in seiner Hauptstadt, wodurch man ihn zwingen wollte, Schlesien an Oesterreich zurück zu geben, und außerdem das Herzogthum Magdeburg, Kottbus und Peiz an Sachsen abzutreten. Zu diesem Endzweck sollte der Prinz von Lothringen mit seiner ganzen Macht aus Böhmen aufbrechen, und in Gemeinschaft mit den Sachsen durch die Lausitz nach Berlin vordringen, während der, vom Rhein abberufene österreichische General Grünne, vereinigt mit dem sächsischen Heere unter Rutowsky, auf dem kürzesten Wege eben dahin vorgehen und den großen Schlag vollziehen sollte. Urheber dieses kecken Entwurfs war der Graf von Brühl; das Wiener Kabinet aber hatte ihn genehmigt, und der Prinz Karl von Lothringen, so wie der General Grünne, waren in voller Bewegung, Brühls Gedanken ins Werk zu richten.

Friedrich fühlte, daß er einem so vernichtenden Schlage nur durch die geheimste und äußerste Schnelligkeit entgehen

könne. Ihm zuvor zu kommen, befahl er dem alten Fürsten von Dessau, mit seinem Heere, das sich bei Halle zusammenzog, nach Sachsen zu eilen. Er selbst brach (am 14. Nov.) ohne Zeitverlust nach Schlesien auf, zog seine Truppen — dreißigtausend wohlversuchte Krieger — schleunig zusammen, drang mit ihnen nach der Lausitz vor, wo er bei Katholisch-Hennersdorf vier sächsische Regimenter in die Flucht schlug, und bei Zittau dem Nachtrabe des österreichischen Heeres eine solche Niederlage beibrachte, daß Prinz Karl, mit dem Verluste von 5000 Mann, nach Böhmen zurückgehen mußte. Inzwischen war auch der alte Fürst von Dessau nicht unthätig geblieben. Nachdem er Leipzig am 29. Nov. mit Kapitulation eingenommen hatte, ging er über Torgau nach Meißen, weil ihm der Befehl geworden war, nach Dresden vorzurücken. Bei Leitmeritz war der Prinz Karl über die Elbe zurückgegangen, um Dresden zu vertheidigen; doch, indem die sächsische Kriegsverwaltung die Oesterreicher noch mehr fürchtete, als die Preußen, waren ihm, allen seinen Gegenvorstellungen zum Trotz, so ausgedehnte Quartiere angewiesen worden, daß er vier und zwanzig Stunden gebrauchte, um seine Truppen zusammen zu ziehen. Selbst der Graf Rutowsky lehnte des Prinzen Beistand ab, weil er sich in seiner Verbindung mit dem General Grünne stark genug glaubte, um jeden Angriff abzuschlagen, der auf seine Stellung bei Kesselsdorf gemacht würde. Wirklich war diese Stellung mit Einsicht gewählt; nur daß Rutowsky dabei vergessen hatte, welcher Feind gegen ihn im Anzug war. Vereinigt mit dem General Lehwald, drang der Fürst von Dessau vor, und langte am 15. Dez. gegen die Mittagsstunde bei den An-

höhen an, wo die Sachsen und die Oesterreicher in Schlachtordnung standen. Wie abschreckend auch die Schwierigkeiten waren, welche hier überwunden werden mußten: so schob der preußische Feldherr doch den Angriff nicht länger auf, als gerade nöthig war, um ihn mit einigem Erfolge zu machen. Die Schlacht nahm ihren Anfang Nachmittags um zwei Uhr. Schon waren, nach der nächsten Stunde, zwei Angriffe zurückgeschlagen, als Rutowsky die Unvorsichtigkeit beging, sich in eine Verfolgung einzulassen, die ihn vor sein Geschütz brachte. Diesen Augenblick benutzte der Fürst von Dessau, Kesselsdorf mit Sturm zu nehmen. So wurde die Niederlage der Sachsen entschieden, welche den frühen Eintritt der Nacht benutzten, um sich nach Dresden zurück zu ziehen. Hier bot ihnen der Prinz von Lothringen seinen Beistand an, wenn sie sich entschließen könnten, die Schlacht zu erneuern; doch Rutowsky hatte genug.

Friedrich, welcher den Ausgang dieser Schlacht zu Meißen erfuhr, brach gleich am folgenden Tage auf, sich mit dem Fürsten von Anhalt zu vereinigen. Den 18. Dez. hielt er seinen Einzug in Dresden, wo er den zurückgebliebenen Theil der kurfürstlichen Familie besuchte, alle aufs Freundlichste tröstete und einen nahen Frieden versprach. Dieser konnte um so weniger ausbleiben, da der König von Preußen auf Einen Schlag das ganze Kurfürstenthum erobert hatte, und folglich berechtigt war, seine Friedensbedingungen zu steigern. Sehnsuchtsvoll wünschte August der Dritte die Beendigung eines Krieges, welcher angefangen hatte, ihn in seinen gewohnten Genüssen zu unterbrechen. Schon von Prag aus (wohin er sich zurück-

gezogen hatte) war er seinem Gegner mit Anträgen entgegen gekommen, auf welche dieser jedoch nicht hatte eingehen können, weil sie ihm gerade während der Schlacht bei Kesselsdorf von dem englischen Gesandten am dresdener Hofe mitgetheilt wurden. Eben diese Anträge wurden nach der Einnahme Dresdens die Grundlage der Unterhandlungen; und da Friedrich seinen Forderungen keinen anderen Zusatz gab, als daß der König von Polen ihn, wegen gehabter Kriegskosten, mit Einer Million Thaler entschädigen sollte, so rückte das Friedensgeschäft nur um so schneller vor. Von Wien her erschien Graf Harrach mit Vollmachten zu einer zweiten Abtretung Schlesiens; dies heischte die Verlegenheit des Kurfürsten von Sachsen, dies die ganze Lage der Kaiserin-Königin. Der Friede kam also noch vor dem Schlusse des Jahres 1745 zu Stande. In ihm wurde Franz von Lothringen, als rechtmäßiger römischer Kaiser, von Preußens König anerkannt.

Nach einem Kriege, der volle fünf Jahre gedauert hatte, war auf diese Weise der Frieden für Deutschland wieder hergestellt. Nur in den Niederlanden und in Italien dauerten die Bewegungen fort, welche Karls des Sechsten Hausgesetz verursacht hatte; und wir werden im nächsten Kapitel sehen, wie sie auch hier, wenn gleich sehr allmählig, zum Stillstand gebracht wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Grafen von St. Simon.

Erster Artikel.

An den Herausgeber.

Paris den 15. Juli 1826.

„Ob ich würdig bin, über den Grafen von St. Simon zu reden oder zu schreiben, dies ist, die volle Wahrheit zu gestehen, mir selbst sehr zweifelhaft. Ich würde aber ein Heuchler seyn, wenn ich leugnen wollte, daß mir jede Veranlassung, über diesen außerordentlichen Mann zu sprechen, im höchsten Grade willkommen ist. Sie, mein Freund, haben mir also eine wahre Wohlthat erwiesen durch Ihre Aufforderung, Sie mit dem eigenthümlichen Geiste und Charakter meines Helden näher bekannt zu machen. Ich erscheine mir dabei wie jener enthusiastische Schüler des Sokrates, dessen Platon und Xenophon in ihren Schriften gedenken — wie jener Apollodoros, der den Beinamen des Tollen erhielt, weil ihn alles anekelte, was über oder unter der Lehre seines vortrefflichen Meisters stand. Unstreitig würde ich mich noch mehr gerechtfertigt fühlen, wenn ich zu St. Simons unmittelbaren Zöglingen gehört hätte. Dies ist nun freilich nicht der Fall gewesen; denn der Vortreffliche war schon todt, als ich hier anlangte, um mich mit seinen Lehren vertraut zu machen. Allein, wie könnte dieser Umstand mich verhin-

dern, auf die vertraute Bekanntschaft, die ich mit mehreren seiner vorzüglichsten Schüler gemacht habe, den Ausspruch zu thun: „der Graf von St. Simon werde, als Schöpfer einer neuen, alle Keime echter Philanthropie entwickelnden Lehre, nach einigen Jahrhunderten ungefähr eben so dastehen, wie Sokrates und andere Helden der Wissenschaft, die das menschliche Geschlecht seiner erhabenen Bestimmung näher gebracht haben!" Dies ist, in den wenigsten Worten, mein Glaubensbekenntniß über den Stifter der neuen Wissenschaft, die sich die gesellschaftliche nennt; und irre ich nicht sehr, so wird der Inhalt dieses Aufsatzes, dessen Ende ich in diesem Augenblick nicht bestimmen kann, mein Glaubensbekenntniß rechtfertigen. — Ich gehe, ohne weitere Einleitung, auf den Mann selbst ein, den Sie kennen zu lernen wünschen; machen Sie sich aber darauf gefaßt, mehr als Einen Artikel über ihn zu lesen."

S...

Henri, Graf von St. Simon, gehörte einer Familie an, welche zu den vornehmsten des Landes gerechnet wird; denn sie leitet ihre Abkunft von keinem Geringeren her, als — von Karl dem Großen selbst. Mit vorzüglichen Anlagen geboren, und mit großer Sorgfalt erzogen, fühlte er, in seinen Jünglingsjahren, den Beruf, sich auszuzeichnen; nur schwankte er, ungefähr wie Herkules am Scheidewege, über die Art von Ruhm, die er zu erwerben habe. „Ich war, so drückte er sich in der Folge darüber aus, ungewiß, ob ich durch die Pforte der Helden, oder durch die der Wissenschaft, in den Tempel des Ruhms eintreten sollte."

Das Schicksal leitete ihn auf eine eigenthümliche Weise. Im Jahre 1779 zog er in den amerikanischen Krieg. Hier zeichnete er sich unter den Befehlen Bouillé's und Washingtons aus; hier aber lernte er auch Franklin kennen. Was die philosophische Richtung seines Geistes vielleicht noch mehr entschied, war die Beobachtung des politischen Zustandes der Amerikaner. Wie es sich damit auch verhalten mochte: genug, seit seiner Zurückkunft nach Frankreich, fühlte er sich nur zu den Arbeiten des Friedens hingezogen. Er betrachtete, von jetzt an, jede weltliche Laufbahn, sie mochte eine militärische oder eine industrielle seyn, nur als etwas, das ihm die Mittel gewähren sollte, eine große Stiftung öffentlicher Nützlichkeit zu Stande zu bringen. „Vermögen — so sagt er in einem Vorwort über sein Leben — wünschte ich mir nur als Mittel, ein großes Betriebsamkeits-Etablissement ins Werk zu richten; ich wollte eine wissenschaftliche Schule für Vervollkommnung aller Art stiften; mit einem Worte, ich wollte zu den Fortschritten der Aufklärung und zur Verbesserung des Schicksals der Menschheit beitragen; dies waren die einzigen Zwecke meines Ehrgeizes."

Verbunden war er mit einer großen Anzahl berühmter Gelehrten, von welchen einige ihm beträchtliche Unterstützungen verdankten. Monge, welcher, als Professor zu Metz, den jungen St. Simon, damals im Range schon weit vorgerückt, sich bescheiden auf die Bänke seiner Zöglinge niederlassen sah, liebte ihn ganz besonders. Von allen zu lernen, ohne seinem eigenthümlichen Zwecke zu entsagen, dies war St. Simons Sache. Ueber viele Dinge stand seine Meinung fest; zum Beispiel über die

bedingte Nützlichkeit des Geldes. Er schüttelte den Kopf, wenn seine gelehrten Freunde behaupteten, daß es ihnen nur an Geld fehle, um große philosophische Entwürfe zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung ins Werk zu richten. Eines Tages stellte er hunderttausend Thaler zu ihrer Verfügung; und aus den unnützen Besprechungen, welche die beste Anwendung dieser Summe herbeiführte, nahm er ganz bestimmt ab, daß es seinen Freunden nicht sowohl an Geld fehle, als an allgemeinen Ideen, und zwar an neuen philosophischen Ideen. Von jetzt an war sein Entschluß gefaßt: er verließ die Finanz-Laufbahn, in welche er während der Revolution getreten war, um Ideen zu verfolgen: denn die Ueberlegenheit der wissenschaftlichen Kraft über die Kraft des Geldes war ihm nicht länger zweifelhaft.

Auf eine direkte Weise auf die Sittlichkeit des menschlichen Geschlechts einzuwirken, ward sein Lieblingsgedanke. „Es galt, sagt er, einem allgemeinen Schritt zur Wissenschaft; es kam darauf an, der französischen Schule neue Richtungen zu geben. Dies Unternehmen forderte vorläufige Arbeiten; und ich mußte damit anfangen, mich von der Lage menschlicher Kenntnisse zu unterrichten und die Geschichte der Entdeckungen zu studiren. Um dahin zu gelangen, beschränkte ich mich nicht auf Untersuchungen in den Büchersammlungen. Ich schlug meine Wohnung der polytechnischen Schule gegenüber auf; ich trat in Freundschaftsverhältnisse mit den Professoren dieser Schule; ich wendete drei Jahre dazu an, mich in den Besitz der Kenntnisse zu bringen, welche über die Physik der rohen Körper erworben sind. Mein Geld hatte keine andere

Bestimmung, als zur Wissenschaft zu verhelfen. Eine gut besetzte Tafel, vortrefflicher Wein und die höchste Gefälligkeit gegen Professoren, die meines Geldbeutels bedürfen konnten, verschaffte mir alle Erleichterungen, die ich nur wünschen konnte. Bei dem Allen hatte ich große Schwierigkeiten zu überwinden: mein Gehirn hatte viel von seiner Malleabilität verloren; ich war nicht mehr jung. Indeß genoß ich von einer anderen Seite einen großen Vortheil: lange Reisen, den Umgang mit einer großen Anzahl fähiger Leute, auf welche ich gestoßen war, eine erste Erziehung, welche Dalembert geleitet hatte: eine Erziehung, die mein ganzes Gedanken-System zu einem metaphysischen Gewebe gemacht hatte, wodurch keine wichtige Thatsache dringen konnte u. s. w."

„Im Jahre 1801 entfernte ich mich von der polytechnischen Schule, und schlug meinen Wohnsitz neben der medizinischen auf. Ich trat in Verhältniß mit den Physiologen, und ich verließ sie nicht eher, als bis ich mir eine genaue Kenntniß von ihren allgemeinen Ideen über die Physik der organisirten Körper erworben hatte."

„Der Friede von Amiens gestattete mir, nach England zu reisen: der Zweck meiner Reise war, zu erforschen, ob die Engländer neue allgemeine Ideen entdeckt hätten. Ich kehrte mit der Ueberzeugung zurück, daß keine neue Haupt-Idee bei ihnen auf dem Ambos war. Nicht lange darauf begab ich mich nach Genf, von wo ich einen Theil von Deutschland durchreisete. Von dieser Reise hab' ich die Gewißheit mitgebracht, daß die allgemeine Wissenschaft in diesem Lande noch in der Kindheit ist, weil sie auf mystische Prinzipe gegründet wird; allein ich habe die Hoff-

nung gefaßt, daß die Wissenschaft Fortschritte machen werde, weil die große deutsche Nation voll Leidenschaft in ihrer wissenschaftlichen Richtung ist."

St. Simon beschränkte sich nicht darauf, die Wissenschaften und die Gelehrten philosophisch zu studiren; auch die Künstler wollte er kennen lernen, um Versuche anzustellen über ihr Genie in Vergleich mit dem Genie wissenschaftlicher Spekulanten. Ein ganzes Jahr hindurch war sein Haus ein Mittelpunkt, wo sich alles vereinigte, was die Hauptstadt Frankreichs von berühmten Namen in beiden Gattungen in sich schließt. Diesen Zusammenkünften wohnte er nur als Beobachter bei, an der Unterhaltung scheinbar gar keinen Antheil nehmend. Muß ich sagen, daß dies Experiment ihm theuer zu stehen kam? Es kostete ihn den Rest der Summen, welche er aus seiner Finanz-Liquidation gerettet hatte.

Auf diese Weise berichtigte unser Philosoph seine Erziehung; durch solche vorläufige Studien, ganz unabhängig von dem Beobachtungsgeiste, der ihn sein ganzes Leben hindurch beherrscht hat, bereitete er seine tiefen Meditationen vor.

Es muß nun gezeigt werden, welches die Resultate eines Plans von Studien und philosophischen Nachforschungen gewesen sind, der so gut kombinirt und mit so viel Beharrlichkeit verfolgt wurde.

St. Simons erstes Werk erschien im Jahre 1807. Es führt den Titel: E i n l e i t u n g i n d i e w i s s e n s c h a f t l i c h e n A r b e i t e n d e s n e u n z e h n t e n J a h r h u n d e r t s, zwei Bände in Quart, von welchen nur hundert Exemplare abgezogen sind, weil dies Werk, nach dem Wunsche

seines Verfassers, nur einer geringen Anzahl von Denkern mitgetheilt werden sollte, die im Stande wären, die Wichtigkeit desselben zu würdigen, und ihm nützliche Bemerkungen darüber zu machen. Die Analyse dieses Produkts ist nicht leicht. Es zeichnet sich übrigens eben so sehr durch seine Zusammensetzung, wie durch seine erhabenen und originalen Gedanken aus. Betrachten muß man es, als den Abgangspunkt für alle späteren Arbeiten St. Simons; denn man findet darin fast alle Ideen wieder, welche er später genauer begränzt und entwickelt hat.

Mit Begeisterung faßte St. Simon alles auf, was eine gewisse Allgemeinheit in den Ideen und den Gesinnungen ankündigte. Eben deswegen war er auch ein unverstellter Bewunderer alles Grandiosen und Umfassenden in den ersten Handlungen der kaiserlichen Regierung. Indeß hat, wie er im Jahre 1709 schrieb, seine Bewunderung für das Genie Napoleons ihn nicht beschränkt, die Unabhängigkeit seines Gedankens nicht gestört. Die Einleitung in die wissenschaftlichen Arbeiten des 19. Jahrhunderts trägt gleichwol sehr das Gepräge der Bewunderungsgefühle, welche er damals für den Kaiser hegte; und es wird sich sehr bald zeigen, welches die Triebfedern seiner Begeisterung waren.

Sowohl in diesem Werke, als in allen denjenigen, welche darauf gefolgt sind, läßt sich bemerken, daß dieser Philosoph, welcher in die Vergangenheit und in die Zukunft des menschlichen Geistes so tief eingedrungen war, selbst indem er die Formen seiner Ideen unaufhörlich verbesserte, nie auf eine gestoßen ist, die sich der Gegenwart genau anschloß: ein Resultat, das ihm wahrscheinlich

nicht persönlich eigen ist, und das man lieber auf die Rechnung der radikalen Unmöglichkeit setzen möchte, zwischen neuen Ideen von hoher Allgemeinheit, und zwischen denen, in deren Besitz die Masse der Geister seit langer Zeit ist, irgend eine wirkliche Mittheilungsweise auszumitteln. St. Simons Irrthum in dieser Hinsicht bestand darin, daß er, für die Feststellung seines Systems, von den umgebenden Umständen Nutzen ziehen wollte. Fortgezogen von seiner Hitze, hat er dem augenblicklichen Erfolg immer allzu viel zugetraut. Doch hat er seine Ideen nie nach den Begebenheiten des Tages gemodelt. Auf diese Weise ist es geschehen, daß er in seiner Einleitung zu den wissenschaftlichen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts, einige Ideen Napoleons auffassend und durch seinen Gedanken sogar erweiternd, den Helden auffordert, die Ausführung eines wissenschaftlichen Denkmals zu befehlen und zu leiten, dessen Größe und Pracht von keinem seiner Nachfolger jemals erreicht werden würde. Dieses von den berühmtesten Gelehrten des Erdballs ausgeführte Denkmal würde eine wahrhaft philosophische Encyklopädie gewesen seyn, die für die Organisation eines neuen wissenschaftlichen Systems bestimmt gewesen wäre.

Napoleon, unter welchem, nach St. Simons Wunsche, sich alle Gelehrten versammeln sollten, hatte zu dem Institut gesagt: „Legt mir Rechenschaft von den Fortschritten der Wissenschaft seit 1789; sagt mir, in welchem Zustande sie sich gegenwärtig befindet, und welche Mittel angewendet werden müssen, damit sie Fortschritte mache.“ Die Antwort des Instituts auf diese Frage ist in mehrere historische Berichte getheilt, denen man die Gerechtigkeit

widerfahren lassen muß, daß sie zwar sehr gut abgefaßt, die aber durch keine allgemeine Idee verbunden sind. Diese Antwort gab demnach nicht das Mittel an, der Wissenschaft zu einem allgemeinen Vorschritt zu verhelfen. St. Simon versuchte diese Lücke auszufüllen; und so entstand sein Werk als eine wahrhaft philosophische Antwort auf die Frage des Kaisers. Doch, da um diese Zeit eine lebhafte Nebenbulerei zwischen England und Frankreich im Gange war: so wollte St. Simon, zum Vortheil der Philosophie, selbst diese patriotischen Stimmungen wenden, welche er später, als er sich direkt mit politischen Ideen beschäftigte, tadeln mußte. Hier folgen einige Stellen aus dem Vorbericht zu dem ersten Theile des Werks, das wir hier erforschen:

„Ich schreibe, weil ich neue Dinge zu sagen habe; ich werde meine Ideen so darlegen, wie mein Geist sie geschmiedet hat. —"

„Wissenschaftliche Umwälzungen folgen dicht auf politische Umwälzungen. Newton hat die Thatsache der allgemeinen Gravitation wenige Jahre nach dem Tode Karls des Ersten gefunden. Ich sehe vorher, ich ahne, daß unabtreiblich eine große wissenschaftliche Umwälzung eintreten wird."

„Ich habe einen Entwurf erdacht, dessen Ausführung die französische Nation mit Ruhm bedecken wird; ihre Nebenbulerin wird eingestehen müssen, daß sie die Benennung „große Nation" verdient."

„Decartes entriß das Zepter der Welt den Händen der Einbildungskraft, und legte es in die Hände der Vernunft; er sagte: Gebt mir Materie und Bewegung, und

ich will euch eine Welt machen. Er wagte es, die Erklärung des Mechanismus des Weltalls zu übernehmen. Das System der Wirbel ist bewunderenswerth, wenn man es aus dem Gesichtspunkt betrachtet, in welchen man sich stellen muß, um es aufzufassen. Dies System hat das unschätzbare Verdienst, daß es die erste reine allgemeine Anschauung ist. Keine theologische Idee ist in ihre Elemente eingedrungen."

„Newton darf nicht höher gestellt werden, als Descartes. Ja, er darf diesem nicht einmal gleichgestellt werden; denn er ist nicht heraus gekommen aus dem wissenschaftlichen Lande, das der große Mann entdeckt hat, den die Franzosen so glücklich sind, zu ihren Ahnen rechnen zu können."

„Es giebt zwei Arten wissenschaftlicher Arbeiten: durch die eine sucht man Thatsachen, durch die andere räsonnirt man über Thatsachen. Das letztere heißt, die Theorieen verbessern. Und gerade mit der Vervollkommnung der wissenschaftlichen Theorie hat sich Descartes hauptsächlich befaßt. Die Schule war der Richtung, die er ihr gegeben hatte, über die natürlichen Gränzen hinaus gefolgt; sie verlor sich in dem Labyrinth der Metaphysik; sie vernachlässigte die Erforschung der Thatsachen, als Locke und Newton auftraten."

„Beide nahmen eine neue Richtung: sie suchten Thatsachen und sie fanden Hauptthatsachen. Der eine hat die der Gravitation, der andere die der Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes gefunden."

„Die Schule ist Newtono-Lockisch geworden. Seit beinahe einem Jahrhundert folgt sie der Richtung, welche

diese beiden großen Männer ihr gegeben haben. Sie beschäftigt sich mit der Auffindung der Thatsachen, und sie vernachlässigt die Theorieen."

„Zum Besten der Wissenschaft, zum Wohle der Menschheit, zum Ruhm des französischen Volks sollte das Institut an der Vervollkommnung der Theorie arbeiten; es sollte in die Bahn Descartes zurücktreten."

„Meinen Gedanken noch mehr ins Licht zu stellen, will ich eine Vergleichung gebrauchen. Sobald Descartes in dem von ihm entdeckten Lande der Wissenschaft angelangt war, stellte er sich auf den höchsten Berg; und da hat er sein ganzes Leben zugebracht, das Land zu untersuchen, von welchem er uns einen allgemeinen Begriff gegeben hatte. Locke und Newton sind von der Spitze dieses Berges herabgestiegen, und haben ihr Leben damit zugebracht, die unteren Regionen zu durchstreifen. Erst gegen das Ende ihrer Laufbahn haben sie sich wieder zum Gipfel erhoben; allein jetzt fehlte es ihnen an Schärfe des Gesichts, um das Ganze des Landes aufzufassen, von welchem jeder überdies nur die Hälfte entdeckt hatte."

„Seit einem Jahrhundert hat die Schule das Land der Wissenschaft in allen Richtungen durchstreift; sie hat es in allen seinen Einzelnheiten erforscht. Es ist Zeit, uns wieder in den allgemeinen Gesichtspunkt zu stellen. Das heißt so viel, als die seit hundert Jahren gefertigten Charten in Uebereinstimmung bringen müssen. Wir besitzen die nöthigen Materialien, um die General-Charte anzulegen."

So St. Simon in seinem Vorbericht mit sichtbarer Vorliebe für Descartes.

Untersuchen wir jetzt das Werk selbst.

Der Verfasser beginnt damit, daß er auf die Entgegengesetztheit allgemeiner Ideen hinweiset, welche sich, in der Physik der anorganischen Körper, noch immer in der Theorie des Flüssigen und in der des Festen findet. Er fragt, weshalb die Schule, empört von dieser Entgegengesetztheit, nicht darauf hinarbeitet, sie verschwinden zu lassen. Der ganze Ueberrest des ersten Bandes ist eine Erklärung dieses Weshalb: eine Erklärung, welche der Verfasser aus einem allgemeinen Ueberblick des Ganges der wissenschaftlichen Arbeiten herleitet. Indem er, auf diese Weise, eine große Unvollkommenheit des gegenwärtigen wissenschaftlichen Systems ins Licht stellt, findet er das Mittel, die Aufmerksamkeit auf die Vergleichung der verschiedenen Systeme und auf die Gesetze ihrer Bildung und ihrer Entwickelung zu richten. Und gerade dies ist der Hauptgegenstand seines Nachdenkens.

Durchlaufen wir schnell die verschiedenen Kapitel des Werks.

Für den menschlichen Geist giebt es nur zwei allgemeine Arten des Verfahrens: die Synthesis und die Analysis, das a priori und das a posteriori. Durch die erste Art steigt man von einer allgemeinen Thatsache zu besonderen Thatsachen herab; durch die zweite steigt man von besonderen Thatsachen zur allgemeinen Thatsache hinauf. Diese beiden Verfahrensarten wechseln unvermeidlich im Individuum und im Geschlecht, mit dem Unterschied der Zwischenräume ihrer successiven Vorherrschaft: Zwischenräume, welche für das Geschlecht weit länger dauern, als für das Individuum. Bacon hatte diese bei-

beiden Verrichtungen der Intelligenz vollkommen unterscheiden; allein diese Unterscheidung, von der Entwickelung der Intelligenz des Individuums auf die Entwickelung der gesellschaftlichen Intelligenz übergetragen, ist unter St. Simons Händen zu einer Mutter-Idee von der höchsten Wichtigkeit geworden. Auch ist es seine Lieblings-Idee. In allen seinen Schriften kommt er darauf zurück: er dehnt sie aus, er stellt sie auf tausendfache Weise dar, und zieht daraus die allermerkwürdigsten Folgerungen für die Verbindung der allgemeinen Thatsachen der Vergangenheit.

Diese beiden Richtungen des Geistes haben keine bezügliche Ueberlegenheit; der Mensch räsonnirt in der einen nicht besser, als in der andern, und beide sind das Ergebniß der Gränzen unserer Intelligenz, die, weil sie nicht zugleich eine klare Vorstellung von der Universalität der Thatsachen und von ihrer Verkettung haben kann, unaufhörlich von allgemeinen Betrachtungen zu besonderen Betrachtungen übergeht, und unablässig die einen durch die anderen verbessert.

Die Vortheile und die Nachtheile dieser beiden allgemeinen Verfahrensarten sind schnurstracks entgegengesetzt. Der Vortheil des synthetischen Ganges besteht darin, daß man die allgemeinen Prinzipe gut koordinirt; sein Nachtheil darin, daß daraus keine genügende Erklärung der besonderen Phänomene hervorgeht, welche für alle, im gewöhnlichen Laufe des Lebens, die anziehendsten sind. Das Gegentheil geschieht im analytischen Gange.

Die wissenschaftliche Werkstätte ist im Ganzen, und in ihren Hauptzweigen, abwechselnd einer von diesen Richtungen gefolgt.

Die größte Entdeckung, welche das Genie jemals machen kann, kann demnach kein größeres Ergebniß haben, als das, wodurch die Richtung der wissenschaftlichen Werkstätte verändert wird. Daher rührt es, daß die großen Entdeckungen durch lange Zwischenräume getrennt, und abwechselnd die Frucht einer oder zweier Personen sind.

Der erste Theil dieses Satzes ist klar. Was den zweiten betrifft, so muß bemerkt werden, daß die Einheit der zur Feststellung der Grundlagen eines neuen Systems nothwendigen Kombination das Eigenthum eines Einzigen ist, und daß es folglich immer ein einziger Mann ist, der, auf den Gipfel der Wissenschaft gestellt, die Schule von der Richtung der besonderen Thatsachen zu der synthetischen Richtung hinüber führt.

Die allgemeine Theorie — sie, welche die Kenntniß der anorganischen Körper mit der Kenntniß der organischen verbindet — kann immer nur dann als mangelhaft erscheinen und aufgegeben werden, wenn man in der einen oder andern dieser Spezialitäten wichtige Thatsachen antrifft, die außerhalb der bis dahin angenommenen Theorie liegen. Da nun diese beiden Zweige der allgemeinen Wissenschaft, hinsichtlich ihrer Entwickelung, der Gegenstand der Arbeiten zweier verschiedenen Geister sind: so sind die Entdeckungen, welche die Schule von dem allgemeinen Gesichtspunkte entfernen, um ihre Aufmerksamkeit auf die Untersuchung neuer Thatsachen zu richten, nothwendig die Frucht zweier Personen.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen untersucht St. Simon die wissenschaftlichen Arbeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Das siebzehnte Jahrhundert ist ausgefüllt durch Bacon und Descartes.

„Bacon hat die letzte große Epoche der Geschichte der Wissenschaft durch seine Arbeiten ausgezeichnet: er hat die gute Methode eingesehen; er hat sich ganz besonders darauf gelegt, die großen Verrichtungen der Intelligenz zu beobachten; er hat den synthetischen Gang von dem analytischen unterschieden; er hat diese abstrakte Beobachtung, vermittels der scharfsinnigen Vergleichungen, die er gebraucht hat, dem gemeinsten Menschenverstande einleuchtend gemacht.“

„Bacon hat den synthetischen Gang zu dem seinigen gemacht: er hat sich in den allgemeinen wissenschaftlichen Gesichtspunkt gestellt; er hat die Wissenschaft mit einem Blick umfaßt; er hat die Masse der erworbenen Kenntnisse methodisch getheilt und wieder getheilt; er hat, um seinen eigenen Ausdruck beizubehalten, ein neues Organ unserer Intelligenz entwickelt.“

„Kurz: Bacon hat folgende zwei Ideen aufgefaßt und dargestellt:“

„1) daß man zur Organisation eines neuen wissenschaftlichen Systemes vorschreiten müsse;“

„2) daß man synthetisch dabei zu Werke gehen müsse.“

„Nicht lange nach Bacon trat Descartes als Schriftsteller auf. Er folgte dem Antriebe, den jener Neuerer der allgemeinen Philosophie gegeben hatte; er klärte die Erschauungen desselben auf; er vervollkommnete seinen Entwurf; er hat diesen zur Ausübung gebracht; er ist zur Organisation eines neuen wissenschaftlichen Systemes vor-

M 2

geschritten; er hat das System der Wirbel geschaffen: ein erhabener Gedanke, dem wir den Aufflug verdanken, den die positiven Wissenschaften genommen haben."

„Descartes ist es, der die wissenschaftliche Insurrektion in Gang gebracht hat. Er hat die Abgränzungslinie zwischen den alten und den neuen Wissenschaften gezogen. Er hat die Fahne aufgepflanzt, um welche sich die Physiker zum Angriff auf die Theologen vereinigt haben. Er hat den Händen der Einbildungskraft das Zepter der Welt entrissen, und dieses in die Hände der Vernunft gelegt. Er hat das berühmte Prinzip aufgestellt: der Mensch muß nichts glauben, was die Vernunft nicht für wahr erkennt, und was nicht von der Erfahrung bestätigt wird. Ein Prinzip, das den Aberglauben niedergeschmettert, und die sittliche Gestalt unseres Planeten verändert hat."

„Descartes hat angefangen, zu beweisen, daß die erworbenen Kenntnisse bis auf ihn nur einen Materialien-Werth hätten; er hat diesem Beweise den bescheidenen Titel eines methodischen Zweifels gegeben; er hat hierauf die kecke Stellung seines Geistes gemahlt, indem er sagte: gebt mir Materie und Bewegung, und ich werde euch eine Welt bilden."

„Bis zum Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, ist die Schule dem von Bacon und Descartes gegebenen Antriebe gefolgt. Faßt man ihre Arbeiten während dieses Zeitraums zusammen, so findet man:"

„1) daß sie die wesentlichen Gebrechen des alten Systems ins Licht gestellt hat, und daß dies immer nur ein kirchliches war."

„2) daß sie das erste Gerüst aufgeführt hat, um den Aufbau eines neuen Systems zu beginnen.“

„Die Akademie der Wissenschaften ist gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gestiftet worden. Also schon vor dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts hatte das Korps gelehrter Neuerer einen Anfang von politischer Existenz.“

Gehen wir nun zu den Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts über. St. Simon theilt sie in zwei Klassen. Wir beschäftigen uns zunächst mit der ersten.

Im achtzehnten Jahrhundert verändert sich der Gang der wissenschaftlichen Arbeiten. Der Schatz menschlicher Erkenntnisse war noch nicht hinreichend mit beobachteten Thatsachen versehen; als Descartes die Aufführung eines neuen wissenschaftlichen Gebäudes übernahm, fehlte es noch an den dazu nöthigen Materialien. Eben deswegen konnte der Erfolg seiner Bemühungen nur gering seyn. Die Schule trat in die Richtung der Thatsachen zurück; und indem sie dem analytischen Gange folgte, theilten zwei hochberühmte Meister, Newton und Locke, die Schule in zwei wichtige Abtheilungen, welche vereinigt die Kartesianer angriffen. Bei dieser Erörterung gab man den allgemeinen wissenschaftlichen Gesichtspunkt auf. Die Schule betrachtete Locke's und Newton's Arbeiten als in direktem Gegensatze stehend mit den Arbeiten Descartes, während sie ihre Untersuchung hätte darauf beschränken sollen: wie die ersteren die letzteren hätten erzeugen können. Statt dessen erörterte sie, ob der synthetische oder der analytische Weg der bessere sei: „ein Gedanke — sagt St. Simon — der eben so ausschweifend ist, als wenn man

untersuchen wollte, ob es für die Wirksamkeit der Pumpe besser sei, den Stöffel zu heben, oder ihn herabzulassen: eine Frage, auf welche die unfehlbare Antwort erfolgt: Befindet sich der Stöffel in dem oberen Theil des Pumpenkörpers, so muß man ihn senken; befindet er sich im unteren Theil, so muß man ihn heben; seine wechselnde Bewegung von oben nach unten, und von unten nach oben, unterhält die Wirksamkeit der Pumpe."

„Der Schule ist es entgangen, daß sie abwechselnd verallgemeinern und partikularisiren, daß sie sich abwechselnd den Betrachtungen a priori und den Betrachtungen a posteriori hingeben mußte. Sie hat dagegen dekretirt, daß die Gelehrten der Bahn folgen müßten, welche Locke und Newton beschrieben hatten. Sie hat ein Umstands-Prinzip aufgestellt, indem sie ein allgemeines Prinzip aufzustellen glaubte."

Vier wichtige Werke von Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts scheinen, nach St. Simon, die Folge und die Vervollkommnung der gesonderten Anschauungen Newton's und Locke's zu bilden: auf der einen Seite die Theorie der Funktionen von Lagrange, und die Mechanik des Himmels von la Place; auf der andern, die Abhandlung Condillac's von den Sensationen, und der Abriß eines historischen Gemäldes von den Fortschritten des menschlichen Geistes, dessen Urheber Condorcet ist. Jedem dieser vier Werke weihet St. Simon einen besonderen Abschnitt in seinem Werke. Geist und Richtung werden genau angegeben, und das eigene Urtheil unterstützt der Verfasser durch Anführung der am meisten philosophischen

Stellen. Auf folgende Weise drückt er sich über Condorcet aus.

„Locke hatte in seinen philosophischen Versuchen von der Entwickelung des individuellen Verstandes, von der Vervollkommnung des menschlichen Geistes geredet."

„Condillac hatte die Betrachtungen Locke's über den individuellen Verstand kommentirt."

„Die Doktoren Price und Priestley hatten angefangen, Locke's Ideen über die Vervollkommnungs-Fähigkeit des menschlichen Geistes aufzuhellen."

„Condorcet hat das Seinige gethan, um auf die Idee der Vervollkommnung ein System zu bauen; er hat die Erschauung Locke's von einer unbegränzten Vervollkommnungsfähigkeit entwickelt."

„Jeder Schriftsteller erfährt den Einfluß der politischen Umstände, worin er sich befindet. Die Geistlichkeit hat der freien Verbreitung des Lockischen Gedankens alle nur ersinnliche Hindernisse in den Weg gelegt. Die französischen Gleichmacher (nivelleurs) haben Condorcet bestimmt, seine Ideen über die Freiheit zu übertreiben."

„Die allgemeinen Umstände, worin Condorcet sich befand, und die besonderen Umstände, worein er sich setzte, haben seinen Kopf erhitzt; sie haben ihm nicht die Muße gelassen, die Thatsachen ruhig in sich aufzunehmen, ihre Verkettung zu beobachten und daraus methodisch die Prinzipe abzuleiten, welche er aufstellt. Und so hat sich denn sein schöner Gedanke, den Gang des menschlichen Geistes zu zeichnen, und diese Darstellung mit einer Auseinandersetzung der Vermuthungen über den zukünftigen Gang der Entwickelung

desselben zu beschließen, der Ausführung nach aufgelöset in eine Diatribe wider die Könige und die Priester."

„Condorcet hat diesen Gedanken zu einem gelegentlichen Werke, wie die Umstände es erzeugen konnten, benutzt, während er ihn zur Grundlage einer allgemeinen Theorie der Physik organisirter Körper hätte benutzen sollen."

„Ich werde häufig von Condorcets Arbeit reden; sie ist fehlerhaft in allen ihren Einzelnheiten, aber sie hört deßhalb nicht auf, eins der schönsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes zu seyn."

„Die von Locke gemachte und von den Doktoren Price und Priestley aufgeklärte Beobachtung ist unter Condorcets Händen ein Werkzeug der Beobachtung geworden. Ich betrachte Locke als den, der die Mine entdeckt, Price und Priestley als die, welche das Mineral geschmolzen, und Condorcet als den, der aus dem Metall die nöthigen Werkzeuge geschmiedet hat, um neue Nachgrabungen zu Stande zu bringen, und auf diese Weise neue Erzstufen zu entdecken."

In einer zweiten Abtheilung der ersten Klasse von Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts schließt St. Simon die Arbeiten Lavoisiers und Linné's ein; aber mit aller Bewunderung, welche er für das Genie dieser berühmten Gelehrten hegt, betrachtet er ihre Ideen, in Vergleich mit Newton's und Locke's Ideen, nur sekundär in der Philosophie.

An der Spitze dieser Abtheilung befindet sich die wichtige Zusammenfassung aller menschlichen Kenntnisse, ausgedrückt durch die sprichwörtliche Redensart: „der Mensch

ist ein kleines Universum." Diese Erschauung ist für St. Simon der Gegenstand des tiefsten Nachdenkens. Es giebt also ganz unvermeidlich für den Menschen in seinen wissenschaftlichen Studien zwei allgemeine Gesichtspunkte. Das Universum, astronomisch angeschaut, das Sonnen-System, unser Planet und der denselben bewohnende Mensch, betrachtet als Abhängigkeiten des allgemeinen Phänomens: dies ist der erste Gesichtspunkt, dies ist der Gegenstand der Philosophie Gottes, wenn man sich so ausdrücken darf. Das Universum hingegen, physiologisch angeschaut, als die äußere Materialisation unserer Sinneneindrücke, als der Mittelpunkt, worin der Mensch lebt, und auf welchem er berufen ist, für seine eigene Entwikkelung wirksam zu seyn: dies ist der zweite allgemeine Gesichtspunkt, dies der Gegenstand der Philosophie des Menschen.

„Während des siebzehnten Jahrhunderts hat das Genie, welches die Arbeiten der Schule geleitet hat, das Universum nach der großen und nach der kleinen Skala studirt. Es hat sich mit Astronomie und mit Physiologie beschäftigt; wir haben von ihm (von Descartes) das System der Wirbel und die Abhandlung vom Menschen."

„Im achtzehnten Jahrhundert hat sich die Schule in zwei Werkstätten getheilt. Newton, der sich an die Spitze der einen gestellt, ist ausschließend beflissen gewesen, das Universum nach der großen Skala zu studiren; Locke hat es nur nach der kleinen studirt."

Die Physiker der anorganischen Körper sind geneigt, die menschlichen Kenntnisse nach der ersten An-

ſicht zu verallgemeinern, die Phyſiker der organiſchen Körper hingegen, pflegen daſſelbe nach der zweiten Anſicht zu thun.

Es ſcheint Anfangs, als ob die Wahl unter dieſen beiden Philoſophieen gleichgültig ſei; es ſcheint, als ob beide hauptſächlich beſtimmt wären, ſich gegenſeitig als Stütze und Verifikationsmittel zu dienen, und auf dieſe Weiſe die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten auf einem gedoppelten Wege zu befördern. Dies würde auch vollkommen richtig ſeyn, wenn es dem Menſchen gleich möglich wäre, ſeine Kenntniſſe in der einen und in der anderen Philoſophie regelmäßig zu koordonniren.

St. Simon hatte dies Anfangs für möglich gehalten, und ſeine erſten Arbeiten waren nach dieſem Glauben zu Stande gebracht worden.

„Ich wollte — ſprach er, wenige Monate vor ſeinem Tode, zu ſeinen Schülern — ich wollte, wie alle Welt, verſuchen, die Philoſophie Gottes in ein Syſtem zu bringen; ich wollte, nach und nach, von dem Univerſum zu dem Sonnen-Syſtem, von dieſem zu dem Erd-Phänomen, und endlich zu dem Studium des menſchlichen Geſchlechts, dieſes als eine Abhängigkeit des ſublunariſchen Phänomens betrachtet, herabſteigen, und aus dieſem Studium die Geſetze der geſellſchaftlichen Organiſation, dieſen urſprünglichen und weſentlichen Gegenſtand meiner Unterſuchungen, entwickeln. Allein ich habe mich, zu rechter Zeit, von der Unmöglichkeit überzeugt, in dieſer Philoſophie ein poſitives und koordonnirendes Geſetz feſtzuſtellen; und ich bin zurückgekehrt zu der allgemeinen Wiſſenſchaft des Menſchen, worin es nicht mehr

die Wissenschaften sind, was man direkt betrachtet, wohl aber die Gelehrten, nicht die Philosophie, sondern die Philosophen, angeschauet in der positiven Beziehung ihrer Verrichtungen in der menschlichen Gesellschaft."

Wir werden im dem Laufe dieser Schilderung sehen, wie St. Simon diese Verbesserung in seinen Arbeiten zu Stande gebracht hat, die ihm zuletzt zu der wissenschaftlichen Betriebsamkeitslehre hinführen mußte.

St. Simon beschließt die Prüfung der ersten Klasse von Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts mit einigen allgemeinen Bemerkungen, und gelangt sodann zu einer zweiten Klasse von Arbeiten ganz anderer Art.

„Die Arbeiten, welche den Fortschritt der Wissenschaft zum Gegenstande haben, sind nicht die einzigen, womit die Schule sich beschäftigt. Ich habe sie für das achtzehnte Jahrhundert in die erste Klasse gesetzt. In die zweite Klasse bring' ich die Anstrengungen der neuen Schule, ihr gesellschaftliches Daseyn zu verbessern."

St. Simon bemerkt, daß alle wissenschaftlichen und literärischen Arbeiten der zweiten Klasse, deren Prüfung er unternimt, sie mochten der Enzyklopädie vorangehen oder auf dieselbe folgen, sich daran nichts desto weniger wie an einen Wirksamkeitsmittelpunkt anschließen; und so ist denn Dalemberts berühmter discours préliminaire das, womit er sich zuerst beschäftigt. Wir folgen ihm hier nicht weiter, um über den Inhalt des zweiten Theils weiter unten vollständigere Auskunft zu geben. Die Analyse des ersten Theils zu beendigen, wollen wir die Stelle anführen, wo er allgemeine Betrachtungen über die zweite Klasse der Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts anstellt.

In großen Zügen und in belebten Gestalten schildert er den Kampf des alten und des neuen wissenschaftlichen Systems, und den Sieg der Neuerer. Er sagt:

„Ich komme jetzt auf den großen Kampf, welchen die alte Schule zu bestehen hatte, und auf den glänzenden Sieg, den die Neuerer davon trugen über die Geistlichkeit, die das alte System vertheidigte: ein System, das in jener Zeit gedacht war, wo die Einbildungskraft in ihrer vollen Stärke bestand, und das menschliche Geschlecht noch unfähig war, die Wahrheit zu entdecken."

„Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts riefen Diderot und Dalembert alle Freunde der Ideen Bacon's, Descarte's, Locke's und Newton's zusammen. Sie brachten eine Koalition zu Stande, und stellten sich an die Spitze dieses Heeres von Physikern zum Angriff auf die Theologen."

„Ueberschauen wir den Stand der Dinge im Augenblick der Bekanntwerdung der Vorrede zur Enzyklopädie! Stellen wir eine neue Prüfung des seit Bacon befolgten Ganges der Wissenschaft an! Betrachten wir die rekapitulirten Thatsachen unter einem neuen Gesichtspunkte! Wir haben uns bisher damit befaßt, die Fortschritte der Wissenschaft zu bezeichnen; fassen wir jetzt die Erfolge ins Auge, welche die Urheber des neuen Systems errungen haben."

„Am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts hatte Bacon eine Insurrektion der Gelehrten vom Laien-Stande gegen das konstituirte wissenschaftliche Korps, d. h. gegen die Geistlichkeit, in Gang gebracht. Bacon hatte auf dem neuen Gebiete der Wissenschaft eine Fahne aufgepflanzt,

und mehrere Physiker hatten sich um diese Fahne versammelt.“

„Indem Descartes zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts dem Systeme der Physik eine vorläufige Organisation gab, hatte er auf demselben Gebiete einen großen Leuchtthurm errichtet, und alle Privilegirten, die nach ihm geboren wurden, hatten sich um diesen Leuchtthurm versammelt.“

„Wenig Jahre nach Descartes Tode, hatte Ludwig der Vierzehnte eine Akademie der Wissenschaften errichtet, die nur aus Physikern und Mathematikern bestand.“

„Die Akademie der Wissenschaften hatte, von dem ersten Augenblicke ihres Lebens an, die Belagerung der Festung begonnen, in welche die Theologen sich eingeschlossen hatten.“

„Ich stelle mir die verstärkten Prinzipe des theologischen Systems, als Wälle bildend, und die Geistlichkeit, als verschanzt im Umkreise dieser Befestigung, vor. Die Physiker denke ich mir als ein Korps, das damit beschäftigt ist, diese Wälle zu zertrümmern. Diderot und Dalembert schaue ich an als Generale, unter deren Befehlen die Physiker einen allgemeinen Sturm auf die von den Theologen vertheidigte Festung angelegt haben.“

„Setzt man alle Metapher bei Seite, so ist gewiß, daß seit Bacon's Erscheinung das Ansehn der Physiker unablässig zu-, das Ansehn der Theologen allmählig abgenommen hat. Allein es ist eben so gewiß, daß um das Jahr 1750, von welchem ich hier rede, die Geistlichkeit noch einer großen Macht und unendlicher Reichthümer genoß. Die Sorbonne war noch das einzige verfassungs-

mäßige Tribunal für Wissenschaft, die Geistlichkeit noch mit der öffentlichen Erziehung beauftragt. Ich würde das Ziel, das ich mir in diesem Augenblick gesteckt habe, vollständig erreichen, wenn ich ganz genau die Mittel angäbe, welche von den Physikern angewendet worden sind, um die Macht und das Vermögen der Geistlichkeit zu vernichten; denn, wie ich zu Anfange der allgemeinen Betrachtungen, die ich hier ausstelle, gesagt habe — die zweite Klasse der scientivischen Arbeiten besteht aus den Anstrengungen der Schule, ihr gesellschaftliches Daseyn zu verbessern."

„Es ist ein schöner Theil der Geschichte, welchen die Periode von Bacon bis auf uns in sich schließt; allein die Thatsachen dieser Periode sind sehr verwickelt: man müßte mit einer seltenen Stärke des Urtheils, und mit einer großen Fähigkeit zur Darstellung begabt seyn, wenn man, auf eine genugthuende und bestimmte Weise, Rechenschaft legen wollte von den Arbeiten, wodurch das alte System zerstört worden, und von den Anstrengungen, welche zum Aufbau des neuen gemacht sind."

„Ich stelle mir dies alte System als ein ungeheures Gebäude vor, das mit einem erhabenen Bau gekrönt ist, etwa gleich dem Glockenthurme, der eine Kirche beherrscht. Die Physiker hatten damit angefangen, den Glockenthurm abzutragen; aber im Jahre 1750 stand der ganze untere Theil des alten Systems noch unverletzt. Dieser untere Theil wurde von der Masse bewohnt, und in ihn hatte sich die Geistlichkeit geflüchtet. Hier fuhr sie demnach auch fort, ihre Herrschaft

über den großen Haufen zu üben. Auch er sollte zerstört werden, und an diese Zerstörung machten sich die Physiker unter der Anführung Diderots und Dalemberts *)."

*) Wie bildlich und lebendig diese Schilderung des großen Kampfes zwischen den Physikern und den Theologen auch seyn möge: so schließt sie, nach unserem Urtheil, doch zwei sehr bedeutende Fehler in sich. Der erste ist der Fehler der Einseitigkeit. Es ist schwerlich gestattet, die einzelnen Erscheinungen, welche der Kampf mit sich geführt hat, nur auf zwei solche Länder zu beziehen, wie England und Frankreich sind; aus einem solchen Verfahren geht nichts weiter hervor, als eine dem philosophischen Geschichtforscher nicht zu verzeihende Unkunde der Gesammt-Literatur Europa's; denn wo diese nicht Statt findet, da ist es keinem Zweifel unterworfen, daß, die pyrenäische Halbinsel und den Kirchenstaat ausgenommen, alle Länder dieses Erdtheils ihren positiven Beitrag zu dem höheren Maße von Aufklärung gegeben haben, das durch die physische Wissenschaften in die Welt gekommen ist; am wenigsten kann dies in Beziehung auf Deutschland bezweifelt werden, das durch die Kirchenverbesserung die Mutter aller wissenschaftlichen Fortschritte ist. Der zweite Fehler ist der der Partheilichkeit. Was Diderot und Dalembert auch in ihrem eigenen Urtheile seyn mochten: so schaueten sie sich wenigstens nicht als die Anführer und Generale der Physiker an. Beide waren unstreitig sehr helle Köpfe; allein sie waren es, wie, mehr oder weniger, alle Zeitgenossen, in den Schranken der Metaphysik, die sie zwar zu guten Protestanten oder Oppositions-Männern gegen das kirchliche System ihres Vaterlandes, aber nicht zu Anführern der Physiker machen konnte; denn ihr Verhältniß zu diesen war ihnen ganz unbekannt. Mit Einem Worte: die auffallende Entwickelung, welche die europäische Welt den Fortschritten in den physischen Wissenschaften verdankt, ist so wesentlich aus den gesellschaftlichen Bedürfnissen hervorgegangen, daß sich daran nichts weder loben noch tadeln läßt. Die Sache selbst war unausbleiblich von dem Augen-

blicke an, wo die Staatsgewalt, mehr oder weniger, die geistliche und die weltliche Macht vereinigte. Bei der Unvereinbarkeit von beiden, konnten die Fürsten nie etwas anderes thun, als die weltliche Macht auf Kosten der geistlichen erweitern; und das sicherste Mittel dazu war — die Beförderung konstanter Einsicht und Aufklärung durch die physischen Wissenschaften.

Anmerk. des Herausgebers.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Ueber

Ueber Englands Gewerbschulen.

(Aus dem Französischen.)

Nicht eher gelangt der Mensch zu dem vollen Genuß des Wohlseyns, worauf seine Natur ihn angewiesen hat, als bis er den ausgedehntesten und angemessensten Gebrauch von den physischen, geistigen und sittlichen Fähigkeiten machen kann, mit welchen er begabt ist. Das erste und stärkste Bethätigungs- und Entwickelungs-Mittel dieser Fähigkeiten ist zwar die Gesellschaft durch ihr bloßes Daseyn, sofern sie betrachtet werden kann als eine große Schule gegenseitiger Belehrung und Vervollkommnung. Doch so, wie sie, bis zu unseren Tagen, durch verschiedene Einrichtungen und Uebereinkommnisse, so wie durch die Gewohnheiten, welche sich nach und nach unter ihren Gliedern festgestellt haben, organisirt und modifizirt ist, hat sie ihre Bestimmung, welche nur in der Hervorbringung des größten Wohlseyns aller Vergesellschafteten bestehen kann, nicht erfüllt; auch kann dies nicht eher der Fall seyn, als bis sie die mannigfaltigen und zahlreichen Verbesserungen erhalten hat, deren sie bedarf.

In ihrem gegenwärtigen Zustande, und trotz den aufeinander gefolgten Vervollkommnungen, welche sie im Laufe der Jahrhunderte gewonnen hat, behält sie noch tiefe und vielfältige Spuren alter Barbarei. Die verschiedenen Kombinationen von Umständen, die sich in ihrem

Schoße bilden, sind oft sehr weit davon entfernt, daß sie auf eine günstige Weise zur Erziehung des Menschen beitragen sollten; denn diese Erziehung, welche mit seiner zartesten Kindheit beginnt, ist nicht bloß das Ergebniß der Unterweisungen, die er empfängt, sondern auch der Umstände, in deren Mitte er gestellt ist. Da keine ausreichende sittliche Macht einen allgemeinen Einfluß auf die Gesellschaft ausübt: so haben die Menschen für einander nicht jene Gefühle gegenseitigen Wohlwollens, welche für ihre Fortschritte so nothwendig, für ihre Angelegenheiten so vortheilhaft sind. Wie Viele, welche die Wohlthaten der allgemeinen Vergesellschaftung benutzen, finden das Mittel, sich von ihren Nächsten abzusondern, indem sie sich hinsichtlich derselben in den Zustand der Feindseligkeit bringen!

Diese Gebrechen alter und neuer Gesellschaften sind zu allen Zeiten mit schwachem, jedoch stets zunehmenden Erfolge durch die verschiedenen philosophischen und religiösen Systeme bekämpft worden, die in der sittlichen Führung des gesellschaftlichen Menschen auf einander gefolgt sind. Wenn keine von diesen allgemeinen Institutionen alle die Wirkungen hervorgebracht hat, welche ihre Stifter bezweckten: so haben doch alle, in einem mehr oder minder beträchtlichen Verhältnisse, dazu beigetragen, daß große Uebel der Gesellschaft geheilt oder vermindert worden sind.

Vorzüglich in Hinsicht ihres Einflusses auf die Erziehung verdienen die religiösen Institutionen studirt zu werden. Das Christenthum, über allen Widerspruch hinaus das vollkommenste aller religiösen Systeme, hat dadurch, daß es Trägheit und Müßiggang verdammte und Arbeit-

samkeit empfahl, von fern her das sittliche Regiment der betriebsamen Gesellschaft vorbereitet. Die Erziehung, die es, funfzehn Jahrhunderte hindurch, der Gesellschaft gab, ist mit Bezug auf das Sittliche und Physische des Menschen vollständig gewesen; und wenn der Fortschritt der speziell-positiven Wissenschaften heut zu Tage die Mittel einer technologischen Erziehung in einem höheren Maße gewährt: so muß man zugeben, daß der sittliche Theil der Erziehung — vielleicht der allerwichtigste — nur durch eine Reorganisation der geistlichen Gewalt errungen werden kann.

Was man bis dahin beobachten muß — ist es etwas Anders, als die Fortschritte, welche die Erziehung der Massen in der Gesellschaft vermöge des stätigen Einflusses der Wissenschaft macht, und die Ausschließung, welche dieser Einfluß allmählig in Hinsicht der theologischen und ontologischen Prinzipe zu Stande bringt?

Die ersten gut geleiteten Versuche eines gründlicheren technologischen Unterrichts für die Handwerker haben Statt gefunden in England durch die Einführung der Gewerbsschulen (Mechanic's Institutions). Ihre Bezeichnung im Englischen deutet an, daß sie anfänglich nur bestimmt waren, mechanische Arbeiter zu bilden; allein sie haben sich ergänzt durch Handwerker, welche allen Zweigen der Betriebsamkeit angehören, durch junge Leute von den verschiedensten Klassen der Gesellschaft, deren wissenschaftliche Bildung vernachlässigt war. Gegenwärtig stehen sie allen denen offen, die sie benutzen wollen. Englische Zeitschriften, wie das Mechanic's Magazin und das Mechanic's Register, mehrere in England bekannt gemachte Schriften,

und unter andern das Werk des Herrn Brougham, betitelt: Practical observations upon the education of the people, addressed to the working classes and their employers haben uns die nachfolgende Auskunft über den Ursprung, die Geschichte, die Organisation und die Verwaltung dieser Schulen gegeben.

Der Doktor Georg Birkbeck, gegenwärtig ausübender Arzt in London, ist es, dem England den Gedanken und die Stiftung der ersten dieser Schulen verdankt: er ist, um uns der Ausdrücke der mechanischen Arbeiter Glasgow's zu bedienen, derjenige, der, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, zuerst die Ehre hatte, den Handwerkern den Tempel der Wissenschaft zu öffnen. Der Doktor Birkbeck war in einem Alter von 22 Jahren Professor der Experimental-Physik bei dem von Anderson zu Glasgow gestifteten Institute. Für seine Versuche fehlte es ihm an mehreren unumgänglich nothwendigen Vorrichtungen; und da zu Glasgow Niemand im Stande war, sie anzufertigen, so befaßte er sich selbst mit diesem Werke, indem er Handwerker, die er für die fähigsten hielt, unter seinen Augen arbeiten ließ. Aus diesem Abschnitte seines Lebens schreiben sich die ersten Beziehungen her, in welche er mit den Handwerksklassen trat; und während ihrer Dauer hatte er vielfältig Gelegenheit, in dem unangebauten Geiste der von ihm beschäftigten Handwerker unzweideutige Spuren eines der Entwickelung fähigen Genies, und das unbestimmte und unruhige Verlangen nach Kenntnissen zu entdecken, die sich an ihre Professionen knüpften.

Als er eines Tages das Modell einer, unter seiner Leitung zu Stande gebrachten Zentrifugal-Pumpe unter-

suchte, war er von dem Ausdrucke der Neugierde und Intelligenz, der sich in den Blicken der von ihm zu dieser Arbeit gebrauchten Handwerker zeigte, betroffen. Sie kannten weder den Gebrauch noch das Prinzip der von ihren Händen verfertigten Maschine; aber die Fragen, welche diese Unwissenden an ihn richteten, schienen ihm eine so reelle und so leicht auszubildende natürliche Fähigkeit anzukündigen, daß er auf der Stelle den Vorsatz faßte, sie in die Prinzipe der Wissenschaft einzuweihen.

Nach kurzer Zeit waren seine Ideen über diesen Gegenstand zur Reife gediehen: er reichte bei den Direktoren des Andersonschen Instituts einen Plan ein, worin ihre Unterstützung und Mitwirkung für die Ausführung in Anspruch genommen war. Diese Hoffnung blieb unerfüllt; man erklärte die Sache für unausführbar, den Urheber des Plans für einen Visionär. Doch seine Ueberzeugung stärkte seinen Muth; und indem er seinen Vorsatz festhielt, und eine Menge Hindernisse beseitigte, gelang es ihm, im Andersonschen Institut eine wissenschaftliche Klasse für die mechanischen Handwerker Glasgow's zu errichten. Bei seiner ersten Vorlesung waren nur 72 Zöglinge zugegen; doch so mächtig war der Eindruck, den die Worte des Professors auf diese machten, und so reißend theilte sich dieser Eindruck den übrigen Handwerkern mit, daß bei der vierten Vorlesung wenigstens 500 Zuhörer zugegen waren. Mit unerwartetem Erfolg setzte der Dr. Birkbeck seinen Unterricht 2 Jahre hindurch fort, als Privat-Umstände ihn i. J. 1804 bestimmten, Glasgow zu verlassen; doch hinterließ er in dem berühmten Dr. Ure einen würdigen Nachfolger, der dieselben Verrichtungen bis auf den heutigen Tag fortsetzt.

Nach dem Abgange des Dr. Birkbeck gedieh die von ihm errichtete Klasse eine längere Zeit; doch zuletzt nahm die Zahl der Zöglinge merklich ab, „unstreitig — sagt Herr Brougham — weil sie keinen Antheil an der Verwaltung des Instituts hatten." Der Dr. Ure kam nun auf den glücklichen Gedanken, der Klasse eine Bibliothek zum Gebrauch der Handwerker hinzuzufügen, und die Leitung einem von ihr selbst gewählten Ausschusse zu übertragen. Hierdurch gewann das Institut ein neues Leben; vorzüglich durch die Gewohnheit der Schüler, beim Umtausch der Bücher zu verweilen, und über die Gegenstände ihrer Lektüre zu sprechen und zu disputiren.

Die Handwerker Glasgow's, welchen die philantropische Idee des Dr. Birkbecks so sehr zu Statten kam, vergaßen während seiner Abwesenheit nicht, wie viel sie ihm verdankten. Im Jahre 1823 eröffneten die Zöglinge der von ihm gestifteten Klasse eine Unterzeichnung, welche zum Zweck hatte, sich das Bild ihres Wohlthäters zu verschaffen und den Büchersaal damit zu schmücken. Sie theilten dem Dr. Birkbeck ihren Entschluß in einem Schreiben mit, das sie durch ihren Sekretär, Herrn Alexander Marschall, überreichen ließen. Nachfolgender Auszug wird eine Probe von den dankbaren Gesinnungen geben, wovon sie belebt waren.

„Als ihre großmüthige Seele zuerst den Gedanken faßte, nützliche Kenntnisse unter den Handwerkern zu verbreiten, da glaubten Sie vielleicht nicht, daß Ihre wohlthätigen Absichten von einem so ungemeinen Erfolge würden gekrönt werden; allein aus der Eichel wird zuletzt eine Eiche. Die Triumphe der Wahrheit über das Vor-

urtheil sind, wenn auch langsam, nichts desto weniger sicher; und werden sie gehörig geleitet, so dienen sie immer zum Vortheil des menschlichen Geschlechts. Sie haben Ihren Plan nach einer vertrauten Bekanntschaft mit der menschlichen Natur gemacht; und es muß Ihnen sehr angenehm seyn, zu erfahren, daß Ihre philosophische Fürsehung nicht getäuscht worden ist. Sie haben gedacht, die scheinbare geistige Schläfrigkeit der Handwerker für Wissenschaft werde nicht durch die Inferiorität ihrer Fähigkeiten verursacht; und Sie haben sehr richtig geurtheilt. Sie haben sie theils dem Umstande, daß ihre Fähigkeiten gänzlich vernachläßigt würden, theils der falschen Richtung auf Gegenstände, die sie nicht hätten beschäftigen sollen, zugeschrieben. Sie haben das edle Werk übernommen, ihnen eine erste heilsame Richtung zu geben, ihre Aufmerksamkeit auf wesentlich nützliche Studien hinzurichten; und eine Erfahrung von 20 Jahren hat die glücklichen Wirkungen Ihres Erziehungs-Systems für Jedermann ins Licht gestellt."

Inzwischen führten Umstände, deren Erörterung hier am unrechten Orte seyn würde, bald darauf eine Spaltung unter den Zöglingen der mechanischen Klasse des Andersonschen Instituts herbei. Die, welche sich für die Schöpfung Birkbeck's interessirten, bejammerten dies Ereigniß. Gleichwohl waren die Ergebnisse der Spaltung gegen alle Erwartung im höchsten Grade vortheilhaft. Die, welche sich absonderten, bildeten unter sich selbst eine ganz unabhängige Institution, die sie organisirten und verwalteten. Im Jahre 1824 nahmen mehr als tausend Handwerker daran Theil, ohne daß die Zahl der Zöglinge

der Unbemittelten Klasse sich vermindert hätte. Unabhängig von diesen öffentlichen Einrichtungen, hat sich eine andere gebildet, welche zwar nach kleinerem Maßstabe angelegt, aber für jede etwas beträchtlichere Manufaktur nützlich und anwendbar ist. Die Arbeitsleute der Gaserleuchtungs-Kompagnie haben unter sich eine Schule des Unterrichts gestiftet. Mittels eines schwachen monatlichen Beitrags haben sie ungefähr 800 Bände zusammengebracht; und da die Kompagnie ihnen für ihre Bibliothek einen erleuchteten und erwärmten Saal eingeräumt hat, so versammeln sie sich jeden Abend, um über verschiedene literärische und wissenschaftliche Gegenstände zu sprechen; und Ein Mal die Woche hält der von ihnen, welcher es wünscht, einen Vortrag über einen Gegenstand, der vierzehn Tage vorher angekündigt seyn muß *).

Es ist sehr merkwürdig, daß mehr als 20 Jahre lang das Beispiel Glasgow's weder in Schottland noch in England nachgeahmt wurde. Erst im Jahre 1821 wurde zu Edinburg eine Schule der Künste, ungefähr nach denselben Prinzipen gebildet, welche den Glasgow'schen Einrichtungen zum Grunde liegen. Der Gebrauch einer Bibliothek, und das Recht zwei Mal in der Woche, von 8 bis 9 Uhr Abends, Vorlesungen über Mechanik, Chemie, Baukunst und Zeichnen beizuwohnen, werden um die mäßige Summe von 15 Schilling jährlich erworben. Vierhundert Personen wohnten der Eröffnung der Kunstschule bei; kaum aber hatten die Vorlesungen über Me-

*) S. das Schreiben des Herrn Dugland Bannatyne im ersten Bande des Produkteur.

chanik ihren Anfang genommen, als einige von den Zöglingen, welche das Bedürfniß mathematischer Kenntnisse fühlten, den Entschluß faßten, unter sich eine Klasse zu bilden und sich der Leitung eines Tischlers Namens Jakob Dules anzuvertrauen, der, obgleich ihr Mitschüler, sich anheischig machte, sie unentgeltlich in der Größenlehre und in den Elementen der Geometrie zu unterrichten. Sie beschränkten ihre Zahl auf 30, nahmen den Grundsatz des gegenseitigen Unterrichts an, und sonderten sich in fünf Abtheilungen, von welchen jede ihren gewählten Repetenten unter den Fähigsten hatte. Eine zweite Klasse bildete sich unter dem Ebenisten David Dowar, der gleichfalls die Kunstschule besuchte. Die uneigennützigen Bemühungen dieser Lehrer, und die Fortschritte der Zöglinge sind gleich sehr des größten Lobes werth.

Der Dr. Birkbeck, welcher seit 1806 mit der größten Auszeichnung in London praktisirte, hatte seine alten Entwürfe zur Fortpflanzung wissenschaftlicher Kenntnisse unter den Handwerksklassen nicht aus dem Auge verloren; er hatte den Titel eines Beschützers der neuen Einrichtung zu Glasgow angenommen, und seit den ersten Monaten 1823 war sein fester Entschluß, in London ein ähnliches Werk zu stiften. Als Vorbereitung zu diesem Zweck arbeitete er an einem Versuch über die wissenschaftliche Erziehung der Handwerks-Klassen. Dies Werk war, bei der großen Mannigfaltigkeit seiner Amtsverrichtungen, noch nicht beendigt, als in dem Mechanic's Magazine eine Aufforderung an die Mechaniker Londons erschien, wodurch sie ersucht wurden, ihre Stimmung hinsichtlich eines Instituts, das dem Glasgower ähnlich wäre, an

den Tag zu legen. Diese Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg; der Dr. Birkbeck, viele Menschenfreunde und eine große Zahl von Gelehrten, Ingenieuren und Mechanikern entsprachen ihr. Es fand eine öffentliche Versammlung Statt, worin die Schöpfung des Londoner Instituts entschieden wurde. Man beschloß außerdem, daß, unabhängig von den Künsten und Wissenschaften, worüber Unterricht ertheilt werden sollte, auch eine Bibliothek, ein Lesesaal, ein Musäum für Modelle, eine Zeichenschule und ein mit allen Werkzeugen und Vorrichtungen zu Experimenten versehenes Laboratorium errichtet werden sollte; und um die Zulassung der Zöglinge so viel als immer möglich zu erleichtern, wurde noch festgesetzt, daß der jährliche Beitrag jedes Studenten sich nicht auf mehr als eine Guinee, zahlbar auf Ein Mal, oder in Theilen, je nach der Bequemlichkeit des Beitragenden, belaufen sollte. Diese Entwürfe wurden ohne Zeitverlust zum Vollzug gebracht. Für das Jahr 1824 ward der Dr. Birkbeck einstimmig zum Vorstand des Instituts gewählt. Einer stets wachsenden Anzahl von Gewerbtreibenden wurden Vorlesungen gehalten: über Chemie von Herrn Philips, über Geometrie von Herrn Dolchin, über Hydrostatik von dem Dr. Birkbeck, über angewendete Chemie von Herrn Coopec, über Astronomie von Herrn Newton, über Elektrizität von Herrn Tatum, und über französische Sprache von Herrn Black. Gegenwärtig zählt man mehr als 2000 Zuhörer.

Das Glück, das diese Schule gemacht hat, ist nicht bloß ihren Gliedern, sondern auch den Gewerbtreibenden der drei Königreiche zu Gute gekommen; denn es hat in England die Aufmerksamkeit aller derjenigen erregt, die

sich für Fortschritte des menschlichen Geschlechts interessiren, und in sehr kurzer Zeit hat man, auf allen Punkten dieses gewerbfleißigen Landes, Schulen nach dem Muster der Londoner entstehen sehen. Newcastle an der Tyne, Kendal, Carlisle, Dumfries, Hadington, Hawick, Manchester waren die ersten Städte, welche dem von London gegebenen Beispiele folgten; und jetzt schon giebt es mehr als sechzig Gewerbschulen auf dem Gebiete von England *).

Es bleibt uns nur noch übrig von der Verwaltung dieser wissenschaftlichen Schulen zu reden. Gewöhnlich ist sie einem, von den Zöglingen ernannten Ausschusse anvertraut. Herr Brougham dringt darauf, daß dies Verfahren allgemein angenommen werde, weil die Erfahrung gelehrt habe, daß die so organisirten Schulen besser gedeihen, als die, auf welchen die Zöglinge keinen Antheil an der Verwaltung haben. Die Kosten, die sie verursachen, werden durch so mäßige Beiträge bestritten, daß beinahe alle Gewerbtreibenden ohne Ausnahme im Stande sind, sie aufzubringen. Dabei giebt es unter diesen Instituten beinahe keins, das nicht häufig Geschenke an Geld, an Büchern, an mathematischen Werkzeugen erhielte **); und die meisten Professoren ertheilen den Unterricht unentgeltlich. Abends wenn das Tagewerk vollbracht ist, finden

---

*) London hat deren zwei.

**) Der Dr. Birkbeck hat eine Summe von 75,000 Franken zur Aufführung des Gebäudes vorgeschossen, welches die erste Londoner Schule einnimmt. Sir Francis Burdet hat ein Geschenk von 25,000 Fr.; der Eigenthümer des Morning-Chronicle ein anderes von 120 Guineen gemacht.

sich die Mitglieder des Instituts ein, um Vorlesungen beizuwohnen, worin ihnen die Wissenschaft unter einfachen und vertraulichen Gestalten dargeboten wird — immer in ihren Anwendungen auf die Künste der Betriebsamkeit. Sie vereinigen sich sodann in den Lesesälen oder Unterhaltungszimmern: sie sprechen unter sich über die Gegenstände ihrer Studien; sie theilen sich ihre Zweifel mit, so wie Aufklärungen und Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeiten; Gelehrte, Ingenieure und unterrichtete Menschenfreunde wohnen diesen Unterhaltungen bei, und machen sie anziehender und nützlicher. Endlich können Zöglinge Bücher mit nach Hause nehmen, welche die Bibliothek enthält. Bei der Auswahl dieser Werke, sorgt man gewissenhaft dafür, daß nur solche zugelassen werden, die von wirklichem Nutzen für diejenigen sind, welche sie lesen sollen. Theologische und metaphysische Werke sind unbedingt ausgeschlossen.

Die Wichtigkeit der letzteren Thatsache wird ohne Zweifel bemerkt werden: sie setzt einen großen Fortschritt der menschlichen Vernunft ins hellste Licht. Aufgeklärte Menschen fangen an, des anarchischen Zustandes müde zu werden, den theologische und metaphysische Zänkereien bisher unter ihnen aufrecht erhalten haben. Die, von denen die Idee der Gewerbsschulen ausgegangen ist, und die bei ihrer Organisation den Vorsitz gehabt haben, sind offenbar darauf ausgegangen, ewige Elemente der Zwietracht von ihnen entfernt zu halten; sie wollten nur solche Studien, welche zu positiven Ergebnissen, d. h. zu solchen führen, über welche sie Alle verständigen können. Hätten sie jene Elemente zugelassen — wer zweifelt alsdann

daran, daß sie sich entwickelt, und alle die Leidenschaften in Gang gebracht hätten, an welche sie sich wenden müßten? Man hätte sich alsdann vagen Spekulationen und belebten Kontroversen hingegeben, worin Jeder, ohne alle Mühe, seine Vorurtheile, seine Irrthümer, seine Gefühle aller Art verflochten haben würde; die wahrhaft nützlichen Arbeiten des Verstandes aber wären darüber aufgegeben worden. Glücklicherweise ist dies nicht mehr zu befürchten; und das Studium der speziellen positiven Wissenschaften wird in den Gewerbschulen die Eintracht und den Frieden erhalten, und den Weg zu einem vollständig positiven Unterricht in der Sittenlehre vorbereiten.

Die Gewerbschulen schließen ganz offenbar einen von den Keimen der großen sittlichen Umwälzung in sich, welche sich in der Betriebsamkeitswelt vorbereitet; und wie es uns scheint, ist es nicht schwer, schon jetzt die nicht zu berechnenden Vortheile wahrzunehmen, welche die Gesellschaft von ihrer Verbreitung über alle zivilisirten Völker ziehen wird. Sie sind ein hinzukommender Beweis von der Tendenz der neueren Staaten, sich auf die, für die Hervorbringung günstigste Weise zu konstituiren. Ich sage: ein hinzukommender Beweis; denn es giebt viele andere. Das erste Resultat dieser Gewerbschulen wird zur Quelle vieler Fortschritte werden; dies erste Resultat aber besteht darin, daß es die gewerblichen Klassen in unmittelbare Berührung bringt, und die Gelehrten zu ihren natürlichen Führern macht.

Wissenschaft und Gewerbe werden sich gegenseitigen Beistand leisten, und ihre Fortschritte werden um so rascher und um so sicherer seyn, weil sie sich unaufhörlich

gegenseitig berichtigen werden. Dieses innige Bündniß zwischen Wissenschaft und Gewerbe, welche, von Vorurtheilen frei, eine und dieselbe Bahn zurücklegen wollen, verspricht der Gesellschaft Vervollkommnungen und Entdeckungen ohne Zahl.

Die wissenschaftliche Einwirkung auf die Betriebsamkeit wird, wenn sie einmal geregelt ist, auf die allgemeine Hervorbringung einen befruchtenden Einfluß ausüben. Den Bestrebungen der Wissenschaft und der Betriebsamkeit wird man die Befreiung von Uebeln verdanken, welche die Welt jetzt noch betrüben; diese Bestrebungen aber konnten ihre Früchte nur dann bringen, wenn vertraute Beziehungen zwischen den Gelehrten und den Betriebsamen zu Stande gebracht, und die letzteren wissenschaftlich erzogen wurden. Davon hat England das erste Beispiel gegeben.

Obgleich in der Gewerbschule nur von einer intellectuellen Erziehung der Arbeiter, nicht von einer sittlichen die Rede seyn kann: so wird man doch ohne Mühe erkennen, daß die bloße Thatsache der Stiftung dieser Schulen eine Annäherung an die sittliche Erziehung ist, die England vor allen anderen Ländern bedarf.

In diesem Lande ist das sittliche Prinzip ganz ausschließend in religiösen Ideen und Gefühlen, welche der **Duldsamkeit** anheim gestellt sind; und seitdem das Prinzip der sittlichen Einheit daselbst zerstört worden ist, hat der Krieg bestanden unter den Mitgliedern der verschiedenen Formen, die man der Religion gegeben hat, und die auf die allgemeine Form des Katholizismus gefolgt sind. Dieser Krieg, obgleich minder lebhaft, als sonst, dauert noch immer fort; und eine große Kluft ist

befestigt zwischen der Duldsamkeit, deren sich die Engländer im Allgemeinen rühmen, und jenen Gefühlen des Wohlwollens und der Brüderlichkeit, welche die Feststellung einer einzigen und universellen Regel unter allen Menschen entstehen lassen wird. Die positiven Studien der zahllosen Klasse von Arbeitern werden sie weit schneller, als jedes andere Mittel, zu diesem neuen sittlichen Zustande hinführen. Sind sie einmal einverstanden über die wissenschaftlichen Wahrheiten, und haben sie sich gewöhnt, dem Beweise und der Evidenz zu huldigen: so wird es leicht seyn, ihnen das Bedürfniß, und, vor allem, die Vortheile eines geistigen Bandes für alle Menschen begreiflich zu machen; und sie werden gehorchen, sie werden ihr Gewissen eben so unterwerfen, wie sie ihre Vernunft einer mathematischen Demonstration unterordnen.

In den Gewerbs-Instituten ist die bloße Thatsache des Zusammentritts der Arbeiter in den Stunden, welche sie sonst dem Müßiggange oder der Liederlichkeit widmeten, bereits ein starker Schritt zur Verbesserung ihrer Sitten *). Wir sind weit davon entfernt, der Volks-Ma-

*) Dr. Ure sagt zu den Handwerkern Glasgow's: „Der Geschmack, den man an Wissenschaft findet, gebiert Ekel gegen groben Sinnengenuß; die Philosophie, in ihrer anziehenden Gestalt, entfernt die Versuchungen des Bierhauses. Der Uebergang von den beschwerlichen Arbeiten und dem Tumult der Werkeltage zum Sonntag ist nicht überraschend und plötzlich, wegen der Beschäftigungen am Vorabend (der Vorlesung am Sonnabend Abend). Wer die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in Zerstreuung und Völlerei zugebracht hat, wird am Tage der Ruhe ein schlechter Christ, am Montag ein lässiger Arbeiter, und die ganze Woche hindurch ein schlechter Ehemann und ein eben so schlechter Vater seyn.

xime, „daß, wer arbeitet, betet“ unbedingte Wahrheit zuzuschreiben. Die Sittenverderbniß, welche in vielen Manufakturen herrscht, widerlegt sie hinreichend. Aber diese Verderbniß ist auch leicht zu erklären. Die bloß mechanische und mühsam eingelernte Beschäftigung der Arbeiter, übt wohl ihre physischen, nicht aber ihre geistigen Kräfte. Da sie schlecht erzogen, unwissend und voll böser Gewohnheiten sind: so werden ihre wechselseitigen Beziehungen durch alle diese Umstände nothwendig modifizirt. Sie sind lasterhaft, und sie werden es noch mehr durch die nicht unterbrochene Berührung mit Wesen, die eben so lasterhaft sind, wie sie.

Verändert man aber diese Umstände, giebt man den Handwerkern Kenntnisse und Einsichten, gewöhnt man sie, ihren Verstand zu einer Zeit zu üben, wo ihr Arm ausruht, und selbst während der Handarbeit: so läßt sich eine Reform in ihren Sitten ohne Mühe zu Stande bringen. Sie werden sich nicht sträuben gegen die Eingebungen einer überlegenen Vernunft, weil sie im Stande seyn werden, sie zu fassen; und ihre lasterhaften Gewohnheiten werden schnell ersetzt seyn durch Liebhabereien, Neigungen und Bedürfnisse, welche die für ihren gegenwärtigen Zustand nothwendige Reform unvermeidlich herbeiführen. Betriebsame, kluge und unterrichtete Menschen sind zwar nicht nothwendig sittlich; allein es liegt am Tage, daß sie es leichter werden können, als solche, denen alle jene Eigenschaften fehlen.

Die Gewerbs-Institute haben ungeachtet der wohlthätigen Folgen, welche sie für die Gesellschaft haben werden, wie es vorherzusehen war, heftige und unermüdliche

Geg-

Gegner gefunden. Doch ihre Bemühungen sind vergeblich gewesen; bei allem Geschrei, das sie erhoben, haben die Freunde der Aufklärung und Menschlichkeit den Triumph davon getragen. Man stellte sich, als sei man besorgt für die Religion. Herr Brougham hat hierauf in einer für die Engländer verständlichen Sprache, welche uns veraltet und deklamatorisch scheinen möchte, erwiedert:

„Glücklicherweise ist sie vorüber, die Zeit, wo Frömmler den Leuten weiß machen konnten, die Aufklärung der Philosophie müsse als gefährlich für die Religion verschwinden, und wo Tyrannen die Unterweiser des Volks als Feinde ihrer Gewalt proskribirten. Es ist abgeschmackt, zu denken, daß die ausgebreitete Kenntniß der Gesetze, welche das Universum regieren, zum Unglauben geneigt machen könne. Sie kann ein Verwahrungsmittel gegen den Aberglauben seyn, wie sie ganz gewiß eins gegen die Unduldsamkeit ist; doch eine reine und wahre Religion hat nichts zu befürchten von der großen Entwickelung, der der menschliche Verstand durch das Studium der Materie und dessen, was diese belebt und bewegt, erhalten kann. Was die Tyrannen und die schlechten Regenten betrifft, so kann der Fortschritt der Wissenschaft unter der Masse der Gesellschaft freilich nur ein Gegenstand des Schreckens für sie seyn; er ist ihren Entwürfen entgegen, sie fühlen dies durch einen Instinkt, der sie nicht betrügt, und alles Licht ist ihnen ein Greuel. Allein es wird ihnen leichter werden, das Licht zu verwünschen, als es zu vernichten; ihnen zum Trotz, verbreitet es sich selbst in Gegenden, wo die willkürliche Macht die tiefsten Wurzeln getrieben zu haben scheint, und in England würde

jeder Versuch, seine Fortschritte zu hemmen, keine andere Wirkung hervorbringen, als die plötzliche Vernichtung dessen, der solchen Gedanken gefaßt hätte."

Auch für die obern Klassen der Gesellschaft war man besorgt. „Die Achtung, die ihnen gebührt — so sagte man — wird geschwächt werden, wenn die arbeitende Klasse aufgeklärt wird." Gestehen müssen wir, daß dies allerdings der Fall werden kann, wenn Diejenigen, welche gegenwärtig an der Spitze der Gesellschaft stehen, unfähig sind, den Rang, den sie eingenommen haben, zu behaupten; es läßt sich nicht daran zweifeln, daß diese unterrichtete Bevölkerung ihre ganze Achtung nur Denen aufbewahren wird, die sie gewohnt ist als ihre natürlichen Führer zu betrachten: ich meine die Gelehrten und die Chefs ihrer Arbeiten. Und unter der großen Zahl Derer, welche berufen sind, die Vorzüge einer philosophischen Erziehung zu genießen, wird sich ganz unstreitig der Eine oder der Andere, dessen Genie aus Mangel an Kultur unfruchtbar geblieben wäre, erheben, um einen ausgezeichneten Platz unter Männern einzunehmen, welche die Welt durch ihr Wissen erleuchtet, oder durch ihre Arbeiten bereichert haben. Auf diese Weise wird sich eine natürliche Aristokratie bilden, deren Rechtmäßigkeit unantastbar ist; denn ihre Ansprüche werden sich nicht in die Nacht der Zeiten verlieren: sie werden für alle Augen sichtbar, für jeden Verstand begreiflich seyn. Diese Aristokratie wird sich alle Ehre, allen Ruhm aneignen, welche bei der gegenwärtigen Organisation der Gesellschaft nicht immer im Besitze der Würdigsten sind. Und dabei werden die Völker vielleicht fühlen, daß es ein größerer Segen ist, von einer

solchen Aristokratie geleitet zu werden, als von Männern, die keinen anderen Anspruch haben, als ihre Geburt und willkürliche Anstellungen.

Es werden noch sehr viel Jahre verfließen, ehe die Gewerbs-Institute alles das Gute hervorgebracht haben, was man von ihnen erwarten kann, und ehe die allgemeine Erziehung den positiven Charakter zu gewinnen vermag. Bei dem allen sind diese Institute, selbst in ihrer gegenwärtigen Gestalt, eins der schönsten Denkmäler unserer neueren Zivilisation, und — wie das Mechanic's Register sehr richtig bemerkt — der Name dessen, der den ersten Gedanken dazu faßte — Dr. Birkbecks Name — wird den Namen der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hinzugefügt werden.

In einem anderen Artikel werden wir untersuchen, was man in Frankreich in derselben Richtung zu leisten gedenkt.

Ueber zwei merkwürdige Neuerungen in der europäischen Welt.

Die eine dieser Neuerungen ist der von dem Kaiser Don Pedro entworfene Plan einer politischen Regeneration des Königreichs Portugal, in dessen Sonderung von Brasilien; die andere der auf Sultan Mahmuds Befehl vollzogene Janitscharen-Mord in der Absicht, ein besser disziplinirtes und gehorsameres Militär an die Stelle der Janitscharen zu bringen.

Die Gleichzeitigkeit dieser Neuerungen ist allgemein bekannt; und wenn sie für Viele auffallend gewesen ist, so läßt sich davon kein anderer Grund angeben, als daß in der langen Reihe der Begebenheiten, welche die Geschichte Europa's seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts bilden, jener Zusammenhang, worin die Eroberung Konstantinopels mit der Entdeckung und Kolonisation Amerika's steht, nur sehr Wenigen bekannt ist. Ueber diesen Gegenstand ließe sich sehr viel Anziehendes sagen; allein wir enthalten uns, aus einem doppelten Grunde, jeder Entwickelung desselben: einmal nämlich, weil wir nur wiederholen könnten, was wir darüber an anderen Orten gesagt haben *); zweitens, weil unsere Absicht

*) Im 8. Bande der neuen Monatsschrift für Deutschland S. 389 ff. Vergl. den Aufsatz: Amerika und die Türkei in

in diesem Artikel keine andere ist, als unsere Meinung über die, an den beiden äußersten Enden Europa's in Gang gebrachten Neuerungen, und deren vermuthliche Folgen zu sagen.

Um über die Konstitutions-Urkunde, womit der Kaiser Don Pedro Portugal zu beschenken für gut befunden, mit einiger Gründlichkeit zu urtheilen, muß man auf das zurückgehen, was diese Urkunde für Brasilien ins Leben gerufen hat.

Ohne die Versetzung des Hauses Braganza von Lissabon nach Rio Janeiro, zu Anfang des Jahres 1808, dürfte dieser politische Regenerations-Plan ganz undenkbar seyn. Die wichtigste Folge jener Versetzung ist, wie man auch im Uebrigen darüber urtheilen möge, die gewesen, daß, während die spanisch-amerikanischen Kolonieen für das Haus Bourbon bis auf wenige Ueberbleibsel verloren gegangen sind, das weitschichtige, reiche Brasilien für das Haus Braganza gerettet worden ist. Als nun Johann der Sechste im Jahre 1822 nach Europa zurückging, um sein angestammtes Königreich, das sich zu republikanisiren drohte, zu retten, waren die Umstände für seinen in Rio Janeiro zurückbleibenden ältesten Sohn gewiß so schwierig, daß keine von den Maßregeln, welche er zur Rettung Brasiliens nahm, mit Fug und Recht getadelt werden kann. Erwacht zum Gefühl ihrer Stärke, nachdem sie das Mutterland mehrere Jahre beherrscht hatte, wollte die Kolonie nicht länger, oder vielmehr nicht von neuem ab-

---

ihrem geschichtlichen Zusammenhange, im 7. Bande derselben Monatsschrift S. 178.

hängig seyn von den Bestimmungen desselben; und Don Pedro, vereinzelt in einem Reiche, das Europa an Umfang gleich kommt, sah sich um so mehr zur Nachgiebigkeit genöthigt, weil alle spanisch-amerikanischen Vize-Königreiche in einem Aufruhr begriffen waren, der für Brasiliens Provinzen nur allzu leicht ansteckend werden konnte. Die Annahme des Kaisertitels war der erste Schritt, den er that, um ein Unterpfand für die Gesinnung zu geben, welche Brasiliens Patrioten zur Bedingung seines längeren Verweilens in ihrer Mitte forderten. Der zweite Schritt konnte nicht ausbleiben; er bestand in einer solchen Organisation des neuen Kaiserreichs, wodurch dessen Unabhängigkeit über jeden Zweifel erhoben wurde. Um nun eine Verfassungsurkunde zu Stande zu bringen, berief der Kaiser die Notablen seines Reichs zu einer National-Versammlung, der er den Entwurf einer organischen Gesetzgebung für Brasilien auftrug. Dies geschah im Jahre 1823. Die Versammlung that, was alle konstituirenden Versammlungen vor ihr gethan hatten: sie statuirte für sich, und zwar in einem so hohen Grade, daß sie zu einer blinden Nachtreterin der spanischen Kortes vom Jahre 1812, und der norwegischen Gesetzgeber vom Jahre 1815, wurde. Als Don Pedro dies sah, urtheilte er sehr richtig, daß die von ihm verfolgten Zwecke nicht mit einer Gesetzgebung bestehen könnten, die, wenn sie je in Ausübung gebracht werden sollte, alles verwirrt haben würde. Er ließ also die konstituirende Versammlung auseinander gehen, und übertrug den Entwurf einer Verfassungsurkunde solchen Freunden und Anhängern, auf deren Gesinnung er sich verlassen konnte. So entstand die brasilianische

Konstitution des Jahres 1824, welche, auf den guten Rath des Senats, damit die Zögerungen einer umständlichen Erörterung vermieden werden möchten, den Bürgern des Kaiserreichs in eben der Art vorgelegt wurde, wie Napoleon im Jahre 1804 die Frage über die Erblichkeit der Kaiserkrone in der Familie Bonaparte den Franzosen vorgelegt hatte; nämlich mit Eröffnung von zwei Registern, von welchen das eine die Zustimmungen, das andere die Mißbilligungen in sich aufnehmen sollte. In Fällen dieser Art ist das Resultat immer, wie eine Regierung es zu erhalten wünscht.

So trat die brasilianische Konstitution — wir sagen nicht ins Leben, wohl aber in die Erscheinung. Wer hätte sie wohl nicht gelesen; wer nicht ihre eigenthümlichen Verfügungen bewundert, vorzüglich in demjenigen Theile, welcher von den Gewalten und von der National-Repräsentation handelt! Europa stand im Begriff, sich von dem Glauben an den Werth metaphysischer Konstitutionen gänzlich zu befreien, als dieser Glaube durch das Bekanntwerden der scheinbar großmüthigen Schöpfung des brasilianischen Kaisers aufs Neue belebt wurde. Hingerissen von dem Liberalismus des jugendlichen Gesetzgebers, vergaß man, daß Brasilien ein Reich von mehr als hunderttausend geographischen Quadratmeilen ist — daß die Bevölkerung dieses großen Reichs sich nur auf 5 bis 6 Millionen Einwohner beläuft — daß der bei weitem größte Theil dieser Bevölkerung aus Sklaven besteht, die von der Wohlthat der öffentlichen Institutionen und Gesetze ausgeschlossen sind — daß das Innere des Landes so gut als gar nicht angebauet ist — daß der vorzüglichste

Anbau sich auf die Ostküste beschränkt — daß die Hauptstadt des Reichs keineswegs in einem so hohen Maße vorwiegt, daß sie durch ihr Beispiel fortreißen könnte u. s. w. Mit Einem Worte: man vergaß die ewige Wahrheit des Solonischen Ausspruchs: „daß nicht der (unbedingt) bessern Verfassung, wohl aber derjenigen der Vorzug gebühre, welche dem vorhandenen Gesellschaftszustande mit seinem Kultur-Grade und seinen Bedürfnissen am besten entspreche.“ Die brasilianische Konstitution war, im rechten Lichte betrachtet, nichts mehr und nichts weniger, als ein bloßes Blendwerk, wodurch Don Pedro sich und seinem Geschlechte den Besitz von Brasilien zu sichern hoffte; unanwendbar in ihren einzelnen Verfügungen, weil nichts vorhanden war, was diesen entsprach, konnte sie höchstens für einen politischen Roman gelten, der die Bestimmung hat, die Idee über die Wirklichkeit zu erheben, diese aber im Grunde unberührt läßt. Wer die Gesetze der gesellschaftlichen Erscheinungen kannte, sah in Don Pedro's Schöpfung nur ein opus operatum, wodurch, so lange sie für etwas galt, die Entwickelung Brasiliens zwar aufgehalten, aber durchaus nicht befördert werden konnte. Für ein so großes Land würde eine Föderativ-Verfassung, ähnlich, oder gleich derjenigen, welche die Vereinigten Staaten Nordamerika's angenommen hatten, in der That bei weitem angemessener gewesen seyn.

Doch nicht genug, daß die rein metaphysische Konstitution Brasiliens für das große Reich ohne Kraft und Wirkung ist, hat sie gegenwärtig auch die Bestimmung erhalten, das Königreich Portugal zu leiten.

Merkwürdige Umstände haben dies herbeigeführt. Ge-

bunden durch Titel und Eid, vorzüglich aber durch das Verlangen, Brasilien sich und seinem Geschlechte zu erhalten, hat Don Pedro, nach dem Hintritt seines Vaters, sich genöthigt gesehen, dem portugiesischen Thron auf eine feierliche Weise zu entsagen. Um jedoch seinen Geburtsrechten nichts zu vergeben, hat er, von Brasilien aus, die Anordnung getroffen, daß seine älteste Prinzessin Tochter, Maria da Gloria, Königin von Portugal werden und sich, sobald sie in die Jahre der Mannbarkeit getreten seyn wird, mit ihrem Oheim, dem gegenwärtig im Exil befindlichen Prinzen Don Miguel, vermählen soll; und bis diese Vermählung vollzogen werden kann, soll die Tante der minderjährigen Königin, Isabella Maria, Regentin seyn, und das Königreich nach dem brasilianischen Staats-Grundgesetz regieren, das, auf diese Weise, ganz unvorbereitet, zum Staats-Grundgesetz für Portugal erhoben wird.

Man darf wohl sagen, daß Aehnliches nie dagewesen ist. Wichtig ist das Geschehene vorzüglich in Beziehung auf metaphysische Konstitutionen; denn diese werden dadurch auf eine so entscheidende Probe gebracht, daß, nach kurzer Zeit, die Stimmen über ihre gänzliche Unkraft nicht länger getheilt bleiben können.

Wir haben behauptet, die brasilianische Konstitution passe sich nicht für ein Kaiserreich, worin auf mehr als hunderttausend Quadratmeilen nur zwischen 5 bis 6 Millionen Einwohner leben, von denen die bei weitem größere Mehrheit aus Sklaven besteht; und wir glauben uns über diesen Punkt durchaus nicht geirrt zu haben. Gesetzt aber auch, wir hätten uns geirrt: so würde aus dem

Umſtand, daß die braſilianiſche Konſtitution für Braſilien paßt, noch immer nicht folgen, daß ſie auch für das Königreich Portugal paſſe, das auf 1772 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 3,173,000 Seelen zählt. Portugal iſt ein altes Königreich, deſſen Geſellſchaftszuſtand das ſehr allmählige Produkt einer Entwickelung iſt, welche durch eine Reihe von Jahrhunderten geht. Ein ſolches Königreich ganz plötzlich einer neuen Geſetzgebung unterwerfen, welche alle bisherigen Verhältniſſe und Gewohnheiten verändert, iſt ein ſo großes Wageſtück, daß ſich ein noch größeres ſchwerlich denken läßt; wer eine Umwälzung mit allen ihren Schrecknißen herbeiführen will, hat ſeinen Zweck erreicht, wenn es ihm gelungen iſt, die Annahme dieſer Geſetzgebung zu bewirken.

Wir wollen es dem portugieſiſchen Miniſter der Juſtiz auf ſein Wort glauben, daß zwiſchen einer von der legitimen Gewalt freiwillig ertheilten Charta, und einer Charta, welche die Revolution mit Gewalt eingeführt hat, ein ſehr weſentlicher Unterſchied Statt finde. Allein, wie groß dieſer Unterſchied auch ſeyn möge, ſo kann er doch nicht von dem Geiſte herrühren, aus welchem die Charta ſelbſt abgefloſſen iſt. Dieſer iſt eben ſo metaphyſiſch in dem legitimen Einzelnen, der es für möglich hält, durch eine neue Geſetzgebung eine Metamorphoſe in Verhältniſſen, Sitten und Gewohnheiten hervorzubringen, als in der illegitimen Verſammlung, die an eine ſolche Möglichkeit glaubt. Für arme Sterbliche bedarf es ſehr allmähliger Uebergänge, wenn ihr geſellſchaftlicher Zuſtand wirklich verbeſſert werden ſoll; und eine Regierung, welche dieſe allmähligen Uebergänge nicht geſtatten, ſondern alles auf

ihren Wink fertig und bereit sehen will, würde, selbst bei der höchsten Legitimetät — dies Wort in seinem gewöhnlichen Sinne genommen — nur tyrannisch seyn. Wie sehr sind also die Portugiesen darüber zu bedauern, daß sie eine Konstitution beschwören müssen, die nicht einmal für sie entworfen wurde, die sie aber deßhalb nicht minder als für sie passend anerkennen sollen! Allerdings bedurfte es eines Huts für sie, um ihren Kopf zu bedecken; allein so wie in Fällen dieser Art immer gefordert wird, daß der Hut zum Kopf passe, so haben sie sich aufs Bitterste darüber zu beklagen, daß man von ihnen verlangt, ihr Kopf solle zu dem Hute passen.

Es sind nicht einmal die **inneren** Verhältnisse allein, auf welche bei Entwerfung eines neuen Verfassungsgesetzes Rücksicht genommen werden muß; die **äußeren** Verhältnisse dürfen von dem Gesetzgeber, der es wahrhaft wohl meint, eben so wenig aus der Acht gelassen werden. Wie aber kann Se. brasilianische Majestät die Lage der Dinge auf der pyrenäischen Halbinsel angeschaut haben, wenn er es den Portugiesen zur Pflicht macht, eine Gesetzgebung zu beschwören, die sie in den stärksten Antagonismus mit ihrem nächsten Nachbar zu bringen droht? Es ist schwer, hierüber auch nur Ein entschuldigendes Wort zu sagen, wofern es nicht darauf hinauslaufen soll, daß Spaniens gegenwärtige Lage gar nicht in Betracht gezogen sei von dem jugendlichen Gesetzgeber, der es für möglich hielt, Portugal und Brasilien in dieselbe Uniform zu kleiden. Wir rechnen auf nichts weniger, als daß die brasilianische Konstitution jemals in Portugal Wurzeln treiben werde; wir halten dies vielmehr nach allem, was

wir bisher bemerkt haben, für ganz unmöglich. Allein nachdem man den Versuch gemacht hat, den Willen des brasilianischen Monarchen für Portugal zu vollziehen, wird man, dies ist vorauszusehen, damit so weit vorgehen, als man kommen kann, und daraus folgt ganz von selbst, daß man mit Spanien, über kurz oder lang, in den härtesten Zusammenstoß gerathen wird. In dieser Beziehung nun ist die brasilianische Konstitution nichts mehr und nichts weniger, als ein in die pyrenäische Halbinsel geworfener Brand, von welchem man abwarten muß, welche Feuersbrunst er hervorrufen wird. Geschieht, was unausbleiblich zu seyn scheint: so wird im Verlauf der Zeit die größere Masse doch die geringere erdrücken, und Portugal aufs Neue in die Gefahr bringen, ein Bestandtheil der spanischen Monarchie zu werden: ein Erfolg, der um so natürlicher und unausbleiblicher zu seyn scheint, da Spanien, von seinen amerikanischen Kolonieen geschieden, mehr als jemals der freien Bewegung bedarf, die es nur durch die Herrschaft über die Ausmündungen seiner Hauptflüsse erhalten kann. Ganz gewiß hat der Kaiser von Brasilien die Unabhängigkeit der Portugiesen nicht in Gefahr bringen wollen; allein wer steht dafür, daß dies nicht das letzte Ergebniß der Maßregeln sei, die er zu nehmen für gut befunden hat? Große Wirkungen sind sehr oft aus kleinen Ursachen hervorgegangen; in dem vorliegenden Falle läßt sich aber nicht einmal behaupten, daß die Ursache klein sei. Ihre Größe liegt in der despotischen Forderung, daß eine Gesellschaft von mehreren Millionen Menschen plötzlich einen neuen Geist annehmen, und sich in Bahnen bewegen soll, auf welche sie von keiner

Seite vorbereitet ist. Sie liegt noch außerdem in der Prätension, daß dies auf eine Weise geschehen soll, die dem alten Geiste keinen Abbruch thue; denn neben der freisinnigsten Konstitution, die es jemals gegeben hat, soll das römisch-apostolische Kirchenthum fortdauern, und jede neue Lehre, die sich neben demselben geltend machen möchte, von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen seyn. Schwerlich ist jemals der Widerspruch in entgegengesetzten Forderungen noch weiter getrieben worden; und man weiß wahrlich zuletzt nicht, worüber man mehr erstaunen soll, ob über den leichten Sinn des brasilianischen Gesetzgebers, oder über die gedankenlose Bereitwilligkeit, womit man in Portugal angefangen hat, seinen Befehl als heilbringend zu vollziehen. Das Einzige was sich, unter den vorhandenen Umständen, mit Zuverlässigkeit vorhersehen und vorhersagen läßt, ist, daß aus dem Kampfe des Neuen mit dem Alten, den der Kaiser Don Pedro für Portugal in Gang gebracht hat, etwas hervorgehen wird, woran weder Er, noch irgend Jemand gedacht hat.

So viel über die Neuerung im äußersten Westen Europa's.

Wir wenden uns jetzt zu derjenigen, welche gleichzeitig im Osten dieses Erdtheils Statt gefunden hat, und nicht minder wichtige Folgen haben wird.

Sämmtliche Bewohner des westlichen Europa's sind darüber in Erstaunen gerathen, daß die türkische Regierung aufhören will, stabil zu seyn. Dies ist durch eine auffallende Handlung angekündigt worden, welche man der sogenannten Pariser Bluthochzeit vergleichen könnte, wenn ihr Zweck nicht der entgegengesetzte von demjenigen wäre,

den Katharina von Medizi und ihr nur allzu gefälliger Sohn, Karl der Neunte, im sechzehnten Jahrhunderte verfolgten: denn, während diese alles beim Alten erhalten, und die verzeihlichste aller Neuerungen in dem Blute ihrer besten Unterthanen ersticken wollten, will der Sultan Mahmud durch ein vollkommen gleiches Verfahren eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen. Das von ihm betriebene Janitscharen-Gemetzel hat keinen anderen Zweck, als hinsichtlich der militärischen Disziplin auf gleiche Höhe mit den westeuropäischen Völkern zu kommen. Weil die Janitscharen ihre Sitten und Gewohnheiten vertheidigten, das Schwert der Muskete vorzogen, und mit dem Bajonet nichts zu schaffen haben wollten, hat man sie der Ausartung beschuldigt, und ihnen, als Ausgearteten, einen Prozeß gemacht, der schwerlich anders ausfallen konnte, als er ausgefallen ist. Was seit mehr als einem halben Jahrhundert (ich meine seit den Zeiten des berüchtigten Abenteurers Bonneval) im Werke war — was seit den letzten zwanzig Jahren mehr als Einem Sultan Thron und Leben gekostet hat — das hat in unseren Tagen eine Wendung genommen, welche vermuthen läßt, daß der Anfang zu einer großen Umwälzung gemacht sei. Vernichtet — auf jede nur ersinnliche Weise vernichtet, sind die Janitscharen in der Hauptstadt. Den Janitscharen in den Provinzen steht kein besseres Schicksal bevor, wenn sie sich nicht entweder dem gebietenden Willen des Sultans und seines Divans unterwerfen, oder ihre Eigenthümlichkeit auf eine Weise vertheidigen, welche die Regierung zur Nachgiebigkeit gegen dieselbe zwingt. Was von Beiden auch erfolgen möge: am Tage liegt, daß nachdem die

türkische Regierung sich so bestimmt über die schlechte Beschaffenheit der Janitscharen ausgesprochen hat, sie das Vertrauen derselben nie wieder erhalten wird — daß folglich im türkischen Reiche nicht eher an Ruhe und Frieden zu denken ist, als bis entweder das alte Militär durch ein neues, den Wünschen der Regierung entsprechendes ersetzt, oder die Regierung selbst dahin abgeändert ist, daß das alte Militär, so viel davon noch übrig ist, eine Bürgschaft für seine Fortdauer erhalten hat. Indem dies die Lage der Dinge im türkischen Reiche ist, muß eine Totalumwälzung als unvermeidlich vorausgesetzt werden.

Nimmt man nun an, die türkische Regierung sei mit so viel Ueberlegung, mit einer so klugen Berechnung ihrer Mittel zu Werke gegangen, daß sie des beabsichtigten Erfolges gewiß seyn dürfe: so stellt sich die Frage dar, was das Verschwinden der Janitscharen und das Emporkommen eines besseren, d. h. eines dem westeuropäischen gleichkommenden Militärs für Folgen, sowohl für den gesellschaftlichen Zustand der Türkei, als für Europa haben werde; und diese Frage verdient um so mehr beantwortet zu werden, weil in Vielen die Befürchtung entstanden ist, die Türken könnten, nach den letzten Vorgängen in Konstantinopel, leicht zu demselben Grad von Furchtbarkeit zurückkehren, der ihnen im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eigen war, wo ihre Janitscharen und Spahis das unverkennbarste Uebergewicht über das westeuropäische Militär hatten.

Wir wollen versuchen diese Frage zu beantworten, wäre es auch nur, um Aufschluß über Dinge zu geben, die das Nachdenken in der Regel gar nicht beschäftigen,

weil man gewohnt ist, ihnen eine Unbedingtheit zuzuschreiben, die sie nicht haben.

Man betrachtet die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens niemals fehlerhafter, als wenn man sie vereinzelt, d. h. wenn man sie dem Zusammenhange entzieht, worin sie mit gewissen anderen Erscheinungen stehen, wodurch sie mehr oder weniger bedingt werden. Mag immerhin die westeuropäische Disziplin das unmittelbare Werk einer mühsamen Gewöhnung oder Abrichtung seyn, welche von gemeinen Exerziermeistern ausgehen kann: so hängt sie doch mit so viel Dingen zusammen, daß es nichts weniger als leicht ist, das letzte Glied der langen Kette aufzufinden. Zunächst mit einer weitreichenden Militär-Hierarchie, deren Wirkungskreise so abgestuft sind, daß die Einheit des ersten Antriebes sich gewissermaßen von selbst bewahrt. Dann mit Prinzipen der Ehre und der Vaterlandsliebe, ohne welche der Wille kraftlos bleiben, und die Selbstaufopferung nie zum Vorschein kommen würde. Ferner mit Wissenschaften, welche bewirken, daß das, was durch die Disziplin geleistet werden soll, nicht an unvorhergesehenen Hindernissen scheitere; wir nennen hier nur Strategie und Taktik, die, als Wissenschaften, sehr zusammengesetzter Art sind, und in der Ausübung eben so viel Erfahrung als Schöpferkraft voraussetzen. Endlich mit einem Finanz-System, dessen Grundlage Gerechtigkeit ist, und mit einer gesellschaftlichen Ordnung, worin kein Theil dem andern aufgeopfert wird, und die Sicherheit des Eigenthums von keiner Seite gefährdet ist. Nur da, wo dies alles zusammenwirkt, darf westeuropäische Disziplin gesucht werden; und da, wo es an dem Einen und dem

An-

Andern, oder wohl gar, den Exerziermeister allein ausgenommen, an Allem fehlt, wird es eben so unmöglich seyn westeuropäische Disziplin zu erzeugen, als irgend etwas zu Stande zu bringen, was allen Naturgesetzen widerspricht. Je mehr man sich einbildet, den Menschen zu einer bloßen Maschine herabwürdigen zu können, desto mehr verkennt man sein Wesen, und desto leichter verfehlt man seinen Zweck; und die Erfahrung hat nur allzu oft gelehrt, daß durch die allervollkommenste Militär-Disziplin in gewissen Fällen nichts geleistet wurde, sobald es an den Bedingungen fehlte, die allein ihr Wirksamkeit und Nachdruck zu geben vermogten.

Hiernach nun möchten wir die oben aufgestellte Frage dahin beantworten, daß die türkische Regierung auch nicht die allermindeste Wahrscheinlichkeit habe, jemals zu einem Militär-Systeme zu gelangen, das mit dem westeuropäischen irgend eine Aehnlichkeit hat. Sie müßte damit anfangen, den ganzen gesellschaftlichen Zustand, worin sie bisher wirksam gewesen ist, umzuschmelzen; da sie dies aber nur unter der Bedingung könnte, daß sie die Umschmelzung mit sich selbst begönne, so begreift man, warum es in sich unmöglich ist. Das Militär, das sie, in gänzlicher Absonderung von allen sittlichen Einflüssen, durch bloßes Abrichten in westeuropäischer Weise erhalten kann, wird schon deßhalb das allerschlechteste seyn, weil es eine Maschine ist, die nur von der Furcht bewegt wird, ohne neben derselben irgend ein anderes Prinzip zu kennen. Gesetzt nun auch, dies Militär wäre noch so zahlreich und noch so vollständig, so würde, Dank sei es den Fortschritten, welche die Wissenschaft gemacht hat! dadurch so

viel als gar nichts geleistet werden können für die Verbesserung der auswärtigen Verhältnisse des türkischen Reichs: denn von bloßen Horden hat Europa, vermöge des Zusammenhanges, worin es mit sich selbst steht, nichts mehr zu befürchten; ein bloß disziplinirtes Heer, von keiner Kunst und keiner Wissenschaft geleitet, würde aber nur eine große Horde seyn. Wollte man sagen, der wissenschaftlich gebildete Chef einer Horde brauche nicht ein Türke zu seyn: so kann allerdings die Möglichkeit eines zweiten Bonneval nicht geläugnet werden. Allein wird dieser mehr ausrichten, als der erste Bonneval ausgerichtet hat? wird nicht auch er an dem Widerstande scheitern, welchen ihm Diejenigen leisten werden, die man sich als seine nächsten Werkzeuge denken muß? Ist es überhaupt nicht absurd, anzunehmen, daß Kriegskunst und Kriegswissenschaft ohne Grundlage in dem sittlichen und intellektuellen Zustande eines Volks bestehen können? Ist das, was das mittlere Europa davon aufzuweisen hat, nicht das unmittelbare Produkt aller der Fortschritte, welche in der Zivilisation gemacht sind?

Wie wenig ist also von einer türkischen Disziplin zu fürchten, die sich bloß auf den Gebrauch des Feuergewehrs und des Bajonets beschränkt! Um furchtbar zu werden, müßte sie nichts Vereinzeltes seyn, sondern mit tausend Dingen in Verbindung stehen, von welchen sich zwar nicht apodiktisch behaupten läßt, daß sie dem türkischen Reiche nie werden zu Theil werden, welche ihm aber bisher nicht zu Theil geworden sind.

Mit einer Autorität, die auf dem Koran und auf der Kraft alter Gewohnheiten beruht, sich in eine Reform

einlassen, deren Ende nicht abzusehen ist: dies ist ein so gewagtes Unternehmen, daß die Gefahr des Scheiterns und des Unterganges dabei immer vor der Thür ist. Quem Deus vult perdere, illum dementat. Erwacht zum Gefühl ihrer bezüglichen Schwäche, hat die türkische Regierung freilich nicht umhin gekonnt, auf Rettungsmittel Bedacht zu nehmen; allein, indem sie ohne alle weitere Vorbereitung ihre Zuflucht zu Etwas genommen hat, was nur durch seine Grundlagen stark, und ohne diese so viel als gar nichts ist, hat sie nur ihre Verlegenheit vergrößert. Mit Einem Worte: sie hat sich für die nächste Zukunft nur noch mehr geschwächt, und das Reich allen den Schicksalen Preis gegeben, die auf dasselbe losstürmen können. Wie wenig oder wie viel der gegenwärtige Großherr auch bezwecken möge: sein Leben wird nicht ausreichen, das angefangene Werk durchzusetzen. Wie Peter der Große nach der Abschaffung der Strelitzen, wird auch er die Entdeckung machen, daß nach der Vernichtung der Janitscharen im türkischen Reiche nichts zu dem neuem Militär paßt, das er ins Leben rufen möchte; und wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, welche er hat, die sämmtlichen Institutionen seines Machtgebiets so umzuschmelzen, daß sie zu der neuen Schöpfung passen! Wir sehen also in der Ermordung der Janitscharen nichts mehr und nichts weniger, als eine ungeheure Probe, auf welche die Fortdauer des türkischen Reichs gebracht worden ist. Besteht es dieselbe, so kann das Endergebniß kein anderes seyn, als daß die Türkei sich zu einem Zivilisations-Grade erhebt, der sie mit dem mittlern Europa ins Gleichgewicht setzt. Doch ungleich wahrscheinlicher ist,

daß es diese gefährliche Probe nicht bestehen, und daß die heroische Maßregel Mahmud's nur die Einleitung zu einem Schicksale seyn wird, das zu seiner Auflösung führt.

Vergleichen wir die beiden Neuerungen, von welchen in diesem Artikel die Rede gewesen ist, mit einander, so ist ihre Aehnlichkeit nicht zu verkennen; sie beruht, in unserem Urtheil, darauf, daß die beiden Regierungen von Portugal und von der Türkei, bestimmt durch das Gefühl ihrer Schwäche und Kraftlosigkeit, den Entschluß gefaßt haben, sich durch eine Total-Veränderung ihres Organismus zu Stärke und unwiderstehlicher Gewalt zu erheben. So lange nun die Welt steht, ist ein solcher Versuch nie ohne ernstliche Folgen geblieben — sowohl für die Staaten selbst, von welchen er ausging, als für ihre näheren und entfernteren Nachbarn. Hiernach zu urtheilen, wird Europa's nächste Zukunft nicht so friedlich bleiben, als die letzten elf Jahre es gewesen sind. Was aber auch bevorstehen möge: so bleibt wenigstens der Trost, daß alle Ereignisse, wie bisher, dazu beitragen werden, daß das Reich der Wahrheit und des Friedens sich vergrößern, und an innerer und äußerer Harmonie gewinnen wird.

Die Hauptsache ist und bleibt: „daß, während Portugal dreihundert und drei und siebzig Jahre nach jenem großen Ereignisse im östlichen Europa, wodurch die Entdeckung und Kolonisation Amerika's eingeleitet wurde, von Brasilien her ein neues Verfassungsgesetz erhält, die Türken, um sich in Europa zu behaupten, die Kraft

zerstören, die sie in den Besitz von Konstantinopel gebracht, und zu einem europäischen Volke gemacht hat." Wer möchte, nach diesen Vorgängen, noch an Stillstand und Stabilität glauben! Wer noch länger das Entwickelungsgesetz verkennen, das über dem menschlichen Geschlechte waltet!

Ueber

die ursprüngliche Ursache der Krisis,

worin sich

Englands Manufakturen gegenwärtig befinden.

(Aus dem Producteur.)

Die große Noth, welche in diesem Augenblick auf Englands Manufaktur-Distrikte drückt, ist höchst wahrscheinlich aus der thätigen Mitwirkung **mehrerer** widerwärtigen Umstände hervorgegangen. Von diesen sind die neuesten gerade diejenigen, die man am leichtesten auffassen und bezeichnen kann. Allein sie sind nicht die einzigen; und was man vorläufig bedauern möchte, ist, daß **die** Umstände, welche man nur dann gehörig auffaßt, wenn man, durch einen längeren Zeitraum hin, bis zu ihnen aufsteigt, durch mancherlei Zwischenbegebenheiten allzu sehr verdunkelt werden, als daß sie dem Auge des gemeinen Beobachters erkennbar bleiben könnten. In der physischen, wie in der moralischen Welt, schreibt man nicht selten einer scheinbaren und unmittelbaren Ursache Ereignisse zu, deren Prinzip sich vielleicht in einer Reihe nicht wahrgenommener und schon veralteter Thatsachen befindet. Wer möchte jedoch jene einsame Quelle, die am Fuße des St. Gotthard sprudelt, zum einzigen Ursprung der unermeßlichen Wassermasse machen, die der Rhonefluß in das Mittelmeer wälzt? wer nicht Rücksicht nehmen auf den

Tribut, den dieser Fluß, während seines Laufes, von hundert verschiedenen Strömen und Bächen erhält?

Die Manufaktur-Arbeiter Englands bemerken, daß ihre Noth unmittelbar auf die Kalamitäten gefolgt ist, deren Opfer eine große Zahl Derer wurde, unter deren Leitung und Schutz sie ein gesellschaftliches Daseyn hatten; und daraus schließen sie, nicht ohne einen Schein von Grund, daß ihr gemeinschaftliches Unglück einen gemeinschaftlichen Ursprung habe. Bis auf einen gewissen Punkt sind ihre Vermuthungen vernünftig, und sogar unbestreitbar richtig. Denn jede National-Gemeinheit kann einem großen See verglichen werden, dessen Oberfläche nicht durch die Einwirkung irgend einer äußeren Gewalt theilweise in Bewegung gesetzt werden kann, ohne daß die ganze Masse dadurch versetzt wird; so innig sind die Bande, welche alle konstituirende Theile desselben vereinigen.

Die abgeschmackten Spekulationen, die ausschweifenden Unternehmungen, welche das gegenwärtige Elend Englands beschleunigt, und, großen Theils, hervorgebracht haben, sind durch die Tagblätter der laufenden Zeit so hinreichend ins Licht gestellt und so entschieden verurtheilt worden, daß es unnöthig ist, sie von Neuem zu erörtern. Wir wollen hier nur bei Umständen verweilen, deren Ursprung minder bekannt ist: bei Umständen, deren Gang schweigend, langsam und dunkel war, und deren Wirkungen, so viel uns davon einleuchtet, nicht hinreichend durch das Skrutinium der allgemeinen Beobachtung gegangen sind.

Im Laufe des Jahres 1824 koalisirte sich die, in beinahe allen großen Manufaktur-Zweigen beschäftigte

Klasse von Arbeiter, um eine Erhöhung des Arbeitslohns zu ertrotzen. Die Fabrikanten weigerten sich, das Verlangen der Arbeiter zu erfüllen; sie führten zu ihrer Entschuldigung an, daß eine Vermehrung des Arbeitslohns, vermöge des erhöheten Preises der Produkte, einen verminderten Verbrauch zur Folge haben, und dadurch gleich verderblich für die Fabrikanten und die Werkleute werden würde. Die Koalition erstreckte sich, nach und nach, von einer Klasse von Arbeitern auf die andere; und eine allgemeine Schlaffsucht schien sich der ganzen mechanischen Macht des Königreichs zu bemächtigen. Der Handel mit Baumwolle, Wolle, Flachs, Kohlen, Eisen, ferner der Handel, welcher den Bau von Schiffen und See-Transporte zum Gegenstande hat, im Allgemeinen aber alle Hauptzweige der englischen Betriebsamkeit versanken in einen beklagenswerthen Zustand von Ermattung. Mehrere hundert tausend Arbeiter blieben mehrere Monate aus freien Stücken unthätig.

Es ist in England allgemein eingeführter Gebrauch, daß Individuen, welche zu den arbeitenden Klassen gehören, sich zu Freundschaftsverbindungen vereinigen. Mittels wöchentlicher Beiträge, die von allen Mitgliedern herrühren, sammeln sie, nach und nach, einen beträchtlichen Geld-Fonds; und auf diesen werden solchen Mitgliedern der Vereinigung, die durch Krankheit zur Arbeit unfähig werden, oder sich augenblicklich im Zustande der Erwerblosigkeit befinden, Hülfsgelder gezahlt; nur daß ihre Ansprüche immer von einer solchen Beschaffenheit seyn müssen, daß den festgestellten Regeln der Vereinigung dadurch nicht Abbruch geschieht. Der ursprüngliche Zweck dieser

Einrichtung ist lobenswerth; das Prinzip der Vereinigung ist in sich selbst moralisch, politisch und wesentlich nützlich. Wenn durch eine übereilte Abweichung von dem ursprünglichen Ziele dieser Vereinigungen, viel Unglück entstanden ist: so ist dies eine Thatsache, die man genau erforschen muß, weil dies sehr nützlich seyn kann. Um ein Uebel zu heilen, und um die Wiederkehr desselben zu verhindern, muß man vor allen Dingen die Ursache desselben kennen.

Als die Koalition der Arbeiter, vermöge ihrer Schwerkraft, die Trostlosigkeit in den Manufaktur-Distrikten verbreitete, da wurden die Fonds der verschiedenen Vereinigungen dazu angewendet, den Müßiggang aller Derjenigen zu unterstützen, welche ihre Werkstätten so hurtig verlassen hatten. Bisweilen wurden sogar die Fonds der einen Vereinigung gebraucht, um den dringendsten Bedürfnissen einer andern minder reichen Vereinigung abzuhelfen. Auf diese Weise sah sich ein bedeutender Theil der Bevölkerung, trotz seiner freiwilligen Unthätigkeit, mehrere Monate hindurch ernährt durch reiche Ersparnisse, welche, nach und nach, in früherer Zeit und zu einem besseren Gebrauch angehäuft waren. In staatswirthschaftlichen Dingen aber führt jede Verirrung, jede praktische Abweichung von den reellen und fundamentalen Grundsätzen der Wissenschaft am Ende zu verderblichen Ergebnissen. In der Moral dient die wohlgemeinte Absicht bisweilen zur Entschuldigung für die Verirrungen der Unwissenheit, und kann denjenigen, dem sie zur Last fällt, sogar bis auf einen gewissen Punkt der Bestrafung entziehen; allein in der Staatswirthschaft bringen falsche Würdigung verschiedener Kausalitäten, unvollständige Kenntniß der Kombinationen,

und eine nicht genaue Auffassung verborgener Zwischenfälle immer zuletzt ein positives Uebel, Unglück und Umsturz zu Wege. Es giebt hienieden keine Quelle des Erbarmens und der Gnade für Diejenigen, welche die unveränderlichen Gesetze verkennen, die die Natur zum Heil der menschlichen Gesellschaften festgestellt hat.

Jene koalisirten Arbeiter, welche sich so hartnäckig weigerten, ihre Arbeit anders, als unter den von ihnen in Vorschlag gebrachten, und von ihren Herren als unzulässig verworfenen Bedingungen, wieder anzufangen, befanden sich also, hinsichtlich der Manufakturen, in der Lage derer, die nicht nur nicht hervorbringen, sondern auch nicht verbrauchen. In der That, sie fuhren zwar eine Zeitlang fort, zu essen und zu trinken, wie vorher; allein es war ihnen unmöglich, sich eben so reinlich und eben so anständig zu bekleiden. Wie hätten sie ihre Personen mit den Stoffen, den Linnen, den Geweben bedecken mögen, die ihre eigenen Talente hervorgebracht hatten! Fehlte es doch an den ehrenvollen Lohn ihrer Betriebsamkeit, welcher, wie ehemals, zum Ankauf der für sie und ihre Familie nothwendigen Bekleidung dienen konnte. Doch die Fonds der Vereinigungen waren nicht unerschöpflich. Sehr bald reichten sie nicht mehr aus für die zahlreichen Forderungen, die man an sie machte. Die Schätze waren bald gänzlich verwendet, und die verschiedenen Glieder der Vereinigung fanden in der gemeinschaftlichen Kasse nichts mehr, wodurch sich die dringendsten Bedürfnisse des physischen Lebens bestreiten ließen. Jetzt bot der ganze Umkreis der verschiedenen Gemeinheiten das niederschlagende Schauspiel der Leiden, der Ent-

behrungen und des Elends dar. Lumpen, Küchengeräthe, Bettüberzüge u. s. w. wurden, nach und nach, dem Geize der Pfandleiher (Pawn-Brockers) überliefert; und wollte man von jetzt an verhindern, daß ganze Familien, Männer, Frauen und Kinder, Hungers sterben möchten: so blieb nichts weiter übrig, als an das Mitleid der Kirchspiele zu appelliren: eine grausame Demüthigung für den, der gewohnt war, seine Daseynsmittel in seinem Fleiß und seiner Betriebsamkeit zu finden!

Die Nachfrage nach Manufaktur-Waaren richtet sich immer nach dem Umfange des Verbrauchs. Was auch immer die Ursache seyn möge, um derentwillen der Verbrauch sich vermindert — freiwillige Entbehrung oder Unvermögen —: hört man auf zu verbrauchen, oder zu kaufen, so muß die Manufaktur-Produktion nothwendig nachlassen. Die Arbeiter und die mechanischen Kräfte, die sie in Thätigkeit bringen, beschränken die hervorbringende Macht.

Ein beträchtlicher Theil der brittischen Bevölkerung hörte Anfangs auf zu verbrauchen, weil er aufhörte hervorzubringen; und hierauf mußte er in diesem Zustande des Nicht-Verbrauchens beharren, weil er, vermöge einer verhängnißvollen Unvorsichtigkeit, alle Mittel, zu kaufen, verschwendet hatte. Auf diese Weise verlor der Markt plötzlich den Verbrauch von mehr als einer Million Individuen: die Arbeiter und ihre Familien. Von Newcastles und Shields an, bis zu den Ufern der Themse und der Medway vermehrten die, in den Kohlen-Minen, beim Schiffbau u. s. w. angestellten Arbeiter, die an und für sich schon so beträchtliche Masse der Unglücklichen. Wenn

die Fabrikherrn die traurigen Folgen des Ganges, den die Begebenheiten genommen hatten, nicht auf der Stelle empfanden: so ist es leicht, die Ursachen davon anzugeben. Langsam schritt das Uebel vor; und da die, welche zu verbrauchen aufhörten, zugleich die waren, welche aufgehört hatten zu arbeiten: so stand die Verminderung der Nachfrage, für den Handel des Innern, in Verhältniß mit der Verminderung der Produktion. Die Versorgungen und die Bedürfnisse des Markts blieben in ihrem hergebrachten Gleichheits-Zustande: die Manufakturherren fuhren also fort, eben so viel Prozente zu gewinnen, wie sonst; nur der Betrag ihrer Verkäufe erfuhr eine Verminderung. Der glückliche Fortgang des brittischen Handels im Auslande, konnte im Laufe des Jahres 1824 einen großen Theil des Elendes bemänteln, zu welchem sich tausend unvorsichtige und irre geleitete, wo nicht gar verbrecherische, Familien durch ihre Unthätigkeit verurtheilt hatten. Allein zu Anfange des Jahres 1825 erhoben sich die Preise der rohen Materien für die vornehmsten Fabriken zu einer Höhe, welche jede vernünftige Abschätzung überstieg. Die Manufakturisten erschraken; und alle Diejenigen, deren Ruf in Bezug auf Handelsklugheit fest gegründet war, verminderten die Quantität ihrer Produkte. In dem Laufe desselben Jahres trugen die seltsamen Operationen, denen sich abenteuerliche Spekulanten so unvorsichtig in England hingegeben hatten, ihre Früchte. Der Blitzstrahl traf das Haupt der Unsinnigen, welche diese Unternehmungen ausgeheckt hatten; und der losgebrochene Sturm übte seine Wuth an denen, die sich hatten bethören lassen. Arm oder reich, schwach oder mächtig, wer an diesen aus-

schweifenden Spekulationen Theil genommen hatte, mußte zu Grunde gehen. Während die ersten Symptome dieser großen Volks-Kalamität sich dunkel entwickelten, begann die Koalition der Arbeiter sich aufzulösen. Sie kehrten allmählig in ihre Werkstätten zurück. Jetzt aber befanden sie sich in dem Zustande vollendeter Dürftigkeit. Sie waren dem Bäcker und dem Schankwirthe schuldig; sie sollten Schulden bezahlen, ihr Mobiliar aus den Händen der Pfandleiher befreien, und zugleich ihre Familien unterhalten. Wie hätten sie, unter solchen Umständen, auf dem Markte erscheinen können, um die Manufaktur-Erzeugnisse des Landes zu kaufen? Als sie demnach wieder anfingen zu arbeiten, vermehrten sie zwar die Masse der Produkte, doch ohne die Nachfrage nach denselben zu vermehren; denn in demselben Maße, worin sie, durch ihre frühere Unthätigkeit, ihre Verbrauchsfähigkeit vermindert hatten, war auch ihre Arbeit, als Werkzeug der Hervorbringung, überflüssig und unnütz geworden. Wie es sich auch mit den unverkennbaren, und vielleicht weit wirksameren fremden Ursachen, welche zur Herbeiführung der, gegenwärtig in England waltenden Krisis beigetragen haben, verhalten möge: ausgemacht ist es, daß die Verbrauchsunfähigkeit der arbeitenden Klasse die Bewerbung um die Arbeit dieses Theils der Bevölkerung in einem hohen Grade gelähmt haben muß. Ganz abgesehen von der Ursache, offenbart sich die Abnahme des inneren Verkehrs, so wie die des Handels mit dem Auslande, in der nachlassenden Thätigkeit der Märkte, und beide wirken gleich sehr dahin, die Manufaktur-Betriebsamkeit ihres Lebens und ihrer Gewinne zu berauben. Unter den Arbeitern, welche sich zu

einer Erhöhung des Arbeitslohns verbündet hatten, giebt es bisjetzt nur wenige, die ihre Schulden bezahlt, ihr Hausgeräth aus den Händen der Pawn-Brokers zurückerhalten, und zugleich so viel Geld gesammelt hätten, daß sie eine Elle Kattun oder Tuch kaufen könnten; sie können noch nicht Verbraucher werden. Ganz unabhängig von diesen Betrachtungen haben die unglücklichen Arbeiter, die, von ihren respektiven Vereinen, in den Zeiten der allgemeinen Wohlfahrt angehäuften Fonds durchgebracht. Wären diese noch jetzt vorhanden, so könnte den Mitgliedern, die sich noch keine Arbeit zu verschaffen im Stande gewesen sind, Beistand aus den Schätzen ihrer Klubs geleistet werden; und die Totalität der Bevölkerung könnte, nach wie vor, die Manufaktur-Produkte verbrauchen; und was den Verbrauch verstärkte, würde auf gleiche Weise die Nachfrage nach der Arbeit vermehren. Der Grad von Leiden, wozu sich die Manufaktur-Arbeiter durch die leichtsinnige und unpolitische Verlassung ihrer Werkstätten, und durch die unvorsichtige Vergeudung ihrer, für Krankheits- und andere Unglücksfälle, gesammelten Fonds verurtheilt haben, läßt sich also auf keine Weise mit Genauigkeit bestimmen; unbestreitbar ist indessen, daß die Uebel unter deren Druck sie seufzen, noch erschwert worden sind durch ihre Gewaltthaten, und daß eben diese Uebel in ihrer Dauer durch die natürlichen Wirkungen ihrer früheren unverständigen Aufführung werden verlängert werden.

Nachschrift des Herausgebers.

Vier neue Thatsachen, welche nach und nach zur Sprache gebracht worden sind, haben das Elend, worin die zahl-

reiche Klasse der brittischen Manufaktur-Arbeiter schmachtet, in ein noch helleres Licht gestellt, als der vorstehende Aufsatz, der zu einer Zeit geschrieben wurde, wo sich jenes Elend weniger übersehen ließ.

Die erste und bedeutendste von diesen Thatsachen ist die Anleihe, welche die Regierung gemacht hat. Sie beträgt nicht weniger, als acht Millionen Pf. St. So hoch also muß man den Ausfall schätzen, den das öffentliche Einkommen in England durch den verminderten Verzehr der arbeitenden Klasse gelitten hat. In der That, ein bedeutendes Defizit, von welchem man annehmen kann, daß es eine längere Zeit anhalten werde, und welches in einem hohen Grade lästig werden würde, wenn zu dem vorhandenen Uebel sich noch andere gesellen sollten, wie ein unvermeidlicher Krieg, Theurung im Lande u. s. w.

Die zweite Thatsache ist, daß die Regierung sich genöthigt gesehen hat, ihre Montirungs-Kammern zu öffnen, um der Entblößung der Manufaktur-Arbeiter abzuhelfen. Diese Entblößung muß in der That sehr groß und sogar sehr anstößig gewesen seyn, wenn kein anderes Mittel zu ihrer Abstellung übrig blieb, als eine reichliche Spende aus Montirungs-Kammern, um freie Arbeiter wie Soldaten zu bekleiden.

Die dritte Thatsache ist, daß die unglücklichen Manufaktur-Arbeiter sich meistens in Kellerwohnungen zurückgezogen haben, wo neues Elend, herrührend von verderbter Luft und Feuchtigkeit ihrer wartet; mit einem Worte, jenes Elend, das sich in zerstörter Gesundheit, Gliederschmerzen, Gicht und Lebensverkürzung offenbart.

Die vierte Thatsache endlich ist, daß die Manufaktur-

Herren, um die Arbeit nicht allzu lange auszusetzen, angefangen haben, ihre Zuflucht zu weiblichen Arbeitern zu nehmen: eine Auskunft, welche, mehr als alles Uebrige, beweiset, wie weit es mit dem Verfall und der Auflösung der Manufaktur-Arbeit in England gekommen seyn muß.

Es giebt, in Wahrheit, keine Erscheinung, woran sich die Schwäche der gesellschaftlichen Organisation Englands noch deutlicher wahrnehmen läßt, als das Schicksal, das über die arbeitende Klasse in diesem Reiche gekommen ist. Geht man auf die erste Ursache desselben zurück, so kann man schwerlich umhin, zu bemerken, daß sie in den Korngesetzen enthalten ist. Genöthigt, die Grundbesitzer gegen alle Vorschriften der Billigkeit und Menschlichkeit zu bereichern, hat die Klasse der Manufaktur-Arbeiter zur Verzweiflung übergehen müssen; und obgleich ihr Schicksal dadurch bedeutend verschlimmert worden ist: so darf man doch annehmen, daß ihr Elend nicht wenig dazu beitragen wird, daß jene zur Erkenntniß kommen über das Maß ihrer Forderungen in einer Gesellschaft, welche nur dadurch fortdauern kann, daß die gerechten Ansprüche jedes Einzelnen auf hinreichenden Lohn für geleistete Arbeit befriedigt werden. Es ist in der That traurig, bemerken zu müssen, daß das Lebens-Prinzip jeder Gesellschaft (die Arbeit) in England noch so wenig gewürdigt ist, daß man mit einer schnöden Verkennung, ja sogar mit einer unverkennbaren Mißhandlung desselben, fortzudauern wähnen kann.

B.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Vier und dreißigstes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges.

Zu den übrigen Beweggründen, welche die Kaiserin Maria Theresia bestimmten, den Dresdener Friedensvertrag so rasch zu unterzeichnen, gehörten auch die Unfälle, welche ihre Waffen im Laufe des Jahres 1745 in Italien erfahren hatten; und gerade von diesen Unfällen darf man behaupten, daß sie verdient waren, weil sie aus einer gröblichen Verletzung früherer Verträge hervorgingen.

Die, dem Könige von Sardinien in dem Traktat von Worms verheißene Markgrafschaft Finale, war ein höchst rechtlich erworbener Bestandtheil der Republik Genua. Ehemals dem Hause Caretto angehörig, war sie gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in die Hände der Spanier gerathen, die sie mit dem Herzogthume Mailand vereinigt hatten. Im Jahre 1707, während des spanischen

Erbfolgekrieges, von den Kaiserlichen in Besitz genommen, war sie, nach der Vertreibung der Franzosen aus Italien, auf das Haus Habsburg übergegangen; und schon im Jahre 1713, d. h. vor dem Abschluß des badener Friedens, hatte Karl der Sechste sie für Eine Million und zweimal hunderttausend Piaster an die Genueser verkauft, um seinem Geldbedürfnisse abzuhelfen. Die Genueser hatten den festgesetzten Preis bezahlt; und der Besitz der Markgrafschaft war ihnen in dem vierten Artikel des Traktats der Quadrupel-Allianz von 1718, so wie in dem fünften Artikel des Wiener Traktats von 1725 bestätigt worden. Wenn nun Maria Theresia in dem Traktat von Worms über eben diese Markgrafschaft, wie über ihr Eigenthum, zu Gunsten des Königs von Sardinien verfügt hatte: so waren die Genueser nur allzu sehr berechtigt, sich darüber, als eine ihnen widerfahrene schreiende Ungerechtigkeit, zu beklagen. Wie hätten sie den im Wormser Traktat angeführten Grund: „dem Könige von Sardinien eine unmittelbare Verbindung, vermittels des Meeres, mit den Seemächten zu verschaffen," achten können, da man aus demselben Grunde eben so leicht das Loos über ihre ganze Republik werfen konnte! Tief in ihrem Rechte gekränkt, waren sie also dem Bündnisse der Könige von Frankreich, Spanien und Neapel beigetreten; und gerade ihr Beitritt hatte den Erfolg, daß die österreichischen Waffen im Laufe des Jahres 1745 gänzlich aus Italien verdrängt, und daß der König von Sardinien nicht minder in die Enge getrieben wurde. Nämlich auf folgende Weise:

Don Philipp, Infant von Spanien, mit der Füh-

rung des italienischen Krieges beauftragt, war in Savoyen eingedrungen, und stand, in Vereinigung mit dem französischen Marschall Maillebois, bei Nizza. Hier erwartete er die Ankunft des neapolitanischen Heeres, dessen Oberbefehlshaber der Graf de Gages war. Nach der Einnahme von Oneglia durch die Spanier, ging der Fürst von Lobkowitz, der, an der Stelle des Feldmarschall Treun, den Oberbefehl über die Oesterreicher in Italien erhalten hatte, nach Cesena vor. Ihm rückte der Graf von Gages entgegen, und bei Rimini kam es zu einem Gefecht, worin der Letztere 700 Gefangene machte. Der Fürst von Lobkowitz zog sich nun über Bologna zurück, und stellte sich bei Campo Santo auf. Gages seinerseits ging bei Modena über den Panaro, und drang bis an die Ufer der Trebbia vor. Von jetzt an waren alle Bemühungen des Fürsten von Lobkowitz, die Vereinigung der Neapolitaner mit den Spaniern und Franzosen zu verhindern, vergeblich; die 15000 Mann, welche er bei Parma versammelte, reichten nicht hin, den Grafen von Gages an den Uebergang über die Apenninen zu verhindern und die Magra zu überschreiten, von wo aus er nach den Mauern von Genua vorging, und in dem Thal Polsevero anlangte. Die Oesterreicher sahen sich jetzt zum Rückzug auf Tortona genöthigt, während der Infant Don Philipp und Maillebois die Umgegend von Nizza verließen, und längs dem Meeresufer, unter dem Kanonendonner der englischen Schiffe, ihre Vereinigung mit den Neapolitanern vollzogen. Sobald diese vollbracht war, erklärten sich die Genueser gegen den König von Sardinien, indem sie das Heer der Verbündeten durch 10,000 Mann verstärkten. Hierdurch

wurde die Ueberlegenheit der Verbündeten entschieden. Lobkowitz, um diese Zeit abgerufen, um Traun's Stelle bei dem Prinzen Karl von Lothringen einzunehmen, sah sich zwischenzeitlich durch den Grafen Schulenburg ersetzt, bis zur Ankunft des Fürsten von Lichtenstein, dem der österreichische Hof den Oberbefehl über das Heer in Italien anvertraut hatte. Schulenburg war nicht glücklicher, als sein Vorgänger; er unterlag dem überwiegenden Geiste des Grafen von Gages, der, nachdem er Serravalle eingenommen hatte, nach Piacenza vorrückte und die Oesterreicher bis unter die Kanonen von Tortona zurückdrängte. Da der Infant Don Philipp gleichzeitig durch das Monferrat vordrang, und sich Aqui's bemächtigte, so zogen der König von Sardinien und der österreichische General sich hinter dem Tanaro zurück. Tortana fiel in die Hände der Spanier, die sich auch Parma's und Piacenza's bemächtigten, und nachdem sie den Tanaro überschritten hatten, den Gegnern keine andere Wahl ließen, als auf dem jenseitigen Ufer des Po Rettung zu suchen. Die Oesterreicher waren den 27. Sept. bei Bassignano von dem spanischen Infanten geschlagen worden, als der Fürst von Lichtenstein anlangte, um den Oberbefehl über ein vermindertes und entmuthetes Heer zu übernehmen. Da er nichts verbessern konnte, so mußte er es geschehen lassen, daß Pavia genommen wurde, und daß der Infant in Mailand einrückte, dessen Zitadelle er mit 18,000 Mann blockirte. Für den König von Sardinien waren inzwischen Casal, Asti und Lodi verloren gegangen. Ganz Piemont, zu beiden Seiten des Po, bis nach Turin, war in den Händen der Sieger; und auf gleiche Weise war gegen das

Ende des Oktober das Haus Oesterreich aller italiänischen Provinzen beraubt. Nur die Festungen von Alexandrien und von Mailand blieben unerobert, und hierauf beruheten alle Hoffnungen, welche Maria Theresia für den nächsten Feldzug unterhalten konnte: Hoffnungen, welche freilich durch den Dresdener Frieden nicht wenig verstärkt wurden, sofern dieser, vermöge der Beendigung des Krieges in Deutschland, eine freiere Richtung der Streitkräfte nach Italien hin gestattete.

Der Dresdener Frieden war also gegründet in dem dringenden Bedürfniß des österreichischen Hofes, die in Italien verlorenen Besitzungen wieder zu erobern. Diesem Bedürfniß wurde Schlesien geopfert; und der König von Polen zog davon den zufälligen Vortheil, daß er früher in den Besitz des Kurfürstenthums zurücktrat; denn ohne die Unfälle in Italien hätte er noch sehr lange in Prag bleiben, oder auch nach Warschau gehen können. Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß auch die Fortschritte, welche der Sohn des Prätendenten sowohl in Schottland, als in England selbst, gemacht hatte, zur Beschleunigung jenes Friedens mitwirkten; denn eben diese Fortschritte zwangen Georg den Zweiten, der Kaiserin Königin seinen unmittelbaren Beistand zu entziehen, um einen Thron zu retten, der auf eine Weise bedroht war, die sich nicht berechnen ließ. Wir kehren jetzt zu dieser Begebenheit zurück, an welcher der österreichische Erbfolgekrieg sich fortspann. Gerade in dieser Erscheinung offenbarte sich, wie sehr die europäische Welt in den letzten Jahrhunderten zu einer Einheit gelangt war, die zwar auf mancherlei Art gestört, aber nicht mehr aufgehoben werden konnte. Wer hätte

wohl beim ersten Ausbruch dieses Erbfolgekrieges geglaubt, daß er den vertriebenen Stuarts Gelegenheit zu einer Erneuerung ihrer Ansprüche auf den englischen Thron geben, und die Veranlassung eines Bürgerkrieges in England werden könnte! Gleichwohl erfolgte dies auf eine so natürliche Weise, daß man sich zuletzt nur fragt, wie sich dies wohl habe vermeiden lassen.

England hatte diesen Krieg bisher eben so geführt, wie es seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts seine Kriege zu führen gewohnt war; nämlich mit der Absicht, den Handel und die Schifffahrt derjenigen zu zerstören, mit denen es gerade zerfallen war, um Beides zur Vermehrung seiner Wohlfahrt auf eine ausschließende Weise zu benutzen. Dies brachte die beschränkte Ansicht mit sich, die man vom Weltverkehr hatte, so lange es ein Merkantil-System gab. Auch im Laufe des Jahres 1745 hatte es theils im mittelländischen Meere, theils in dem westindischen Gewässer mehrere spanische und französische Schiffe theils genommen, theils vernichtet. Die vornehmste Waffenthat jedoch, welche in dieser Zeit von ihm ausging, war die Eroberung von Ludwigsburg auf der Insel Kap Breton in Nordamerika: ein Platz von großer Wichtigkeit, den die Franzosen mit unermeßlichen Kosten befestigt hatten. Da Frankreich glauben konnte, daß England sich nicht zur Zurückgabe eines Punktes bequemen werde, der nicht nur den brittischen Fischfang in New-Foundland, sondern auch den Besitz von Arkadien sicherte: so rächte es sich dadurch, daß es den Sohn des Prätendenten als einen starken Gährungsstoff nach Schottland

schleuderte; dies war die größte Verlegenheit, in welche es Georg den Zweiten und die ganze englische Regierung setzen konnte, und zugleich das wirksamste Mittel, bedeutende Fortschritte in der Eroberung der österreichischen Niederlande und sogar Hollands zu machen, damit es, bei einem künftigen Frieden, nicht an Kompensations-Gegenständen fehlen möchte.

Wie tief der Sohn des Prätendenten in England vorgedrungen war, ist oben erzählt worden. Nach dem Treffen bei Prestonspans (20. Sept.) war die Bestürzung in der Hauptstadt nur allzu groß; sie verstärkte sich aber noch, als ein nicht unbedeutender Theil des schottischen Adels sich an den jungen Prinzen anschloß, um seine weiteren Unternehmungen zu unterstützen. Dahin gehörten, außer dem Grafen von Kilmarnock, die Lords Elcho, Balmerino, Ogilvy, Pitsligo und der älteste Sohn des Lords Lovat, welcher seines Vaters ausgebreiteten Clan zur Unterstützung des Abenteurers in die Waffen brachte. An der Spitze von etwa 5000 Mann betrat dieser den englischen Boden. Sein Glück hing von seinem Unternehmungsgeiste ab; denn der gemeine Engländer, gedrückt von einem übermächtigen Adel und einer nicht minder übermächtigen Geistlichkeit war dem neuen Herrscherstamme keinesweges so ergeben, daß er eine Wiedervereinigung mit dem alten unbedingt, und mit Aufopferung seines Lebens hätte zurückweisen sollen. Carlisle ergab sich ohne Widerstand. Hier, wo der Sohn des Prätendenten einen bedeutenden Waffenvorrath fand, den er an seine Anhänger vertheilen konnte — hier wurde er zum Könige von

Großbritannien ausgerufen. Zwar bildete sich nach und nach ein Heer, das ihm entgegentreten konnte; allein er hatte noch keine Ursache, sich zu fürchten.

Schon vor der Zurückkunft Georgs des Zweiten, hatte die Regentschaft einen Preis von 30,000 Pf. St. auf den Kopf des Prinzen Eduard gesetzt. Als hierauf der König am 16. Okt. 1745 das Parliament eröffnete, und von der unnatürlichen Rebellion sprach, welche in Schottland ausgebrochen wäre, wurde seine Rede mit ungetheiltem Beifall vernommen. Auf unverstellte Zusicherung von Treue und Anhänglichkeit an der Person des Monarchen, folgten entscheidende Handlungen. Das Haus der Gemeinen suspendirte die Habeas-Korpus-Akte; und wer dem Verdachte hochverrätherischer Umtriebe unterlag, wurde festgenommen, und eingekerkert. Dem Herzoge von Cumberland, der aus den Niederlanden anlangte, folgten mehrere Regimenter Reiterei und Fußvolk. Der König selbst hielt Heerschau über Londons Milizen; die Regimenter der Grafschaften wurden vervollständigt; die Freiwilligen in verschiedenen Theilen des Königreichs traten zusammen, um sich in den Waffen üben zu lassen; das ganze englische Volk schien sich, wie Ein Mann, gegen die verwegenen und furchtbaren Angreifer erheben zu wollen. Besorgt vor einer Landung von Frankreich her, bestimmte die Regierung den Admiral Vernon zum Oberbefehlshaber des zahlreichen Geschwaders, welches bestimmt war, die Bewegungen des Feindes zur See, vorzüglich in den Häfen von Dünkirchen und Boulogne, zu beobachten; und wirklich gelang die Wegnahme mehrerer Schiffe, welche mit Soldaten, Offizieren und Kriegs-

vorräthen, zur Unterstützung des Prätendenten, befrachtet waren.

Trotz diesen Vorkehrungen und Rüstungen beschloß Prinz Eduard vorzugehen, und nichts bestärkte ihn so sehr in diesen Vorsatz, als die Zusicherung von Seiten des französischen Hofes, daß eine ansehnliche Truppenzahl auf der Südküste Britanniens ausgeschifft werden sollte, um eine ihm vortheilhafte Diversion zu bewirken. Zugleich rechnete der unerfahrene Prinz darauf, daß, bei seinem Vorrücken, alle mißvergnügte Engländer zu ihm übergehen würden. In der Uniform eines Hochländers ging er, an der Spitze seiner Truppen, von Carlisle, wo er eine schwache Besatzung zurückließ, zunächst nach Penrith, und von da, über Lancaster und Preston, nach Manchester, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Etwa zweihundert Engländer traten in seine Dienste, und bildeten von diesem Augenblick an den Stamm eines Regiments, das dem Obersten Townley anvertraut wurde. Manchesters Einwohner feierten des Prinzen Ankunft durch Beleuchtungen und andere öffentliche Freudenbezeugungen. Er wollte von hier nach Wales aufbrechen, wo er auf viele Anhänger zählte; da aber alle Brücken über den Fluß Mersey abgebrochen waren, so schlug er den Weg nach Stockport ein, und ging an der Spitze seiner Division über jenen Fluß an einer Stelle, die durchwatet werden konnte. Ueber Macclesfield und Congelton, rückte er in Derby ein, wo er aufs Neue zum Könige ausgerufen wurde. Er befand sich von jetzt an so sehr in der Nähe der Hauptstadt, daß nur zwanzig deutsche Meilen ihn von derselben trennten. General Wade verweilte in Yorkshire;

der Herzog von Cumberland hatte den Oberbefehl über das zweite Heer übernommen, das sich in der Nähe von Litchfield versammelte. Da Prinz Eduard den Vorsprung eines Tagemarsches hatte, so konnte er, wenn es ihm nicht an Entschlossenheit gefehlt hätte, ohne große Anstrengung in den Besitz der Hauptstadt gelangen, wo es ihm nicht an Anhängern in der großen Klasse Derjenigen gefehlt haben würde, die, weil sie nichts zu verlieren haben, jeden Glückswechsel, der sich ihnen darbietet, mit Begierde ergreifen. Zwar waren einige Vorkehrungen getroffen, indem auf Finchley-Common ein Lager errichtet war, wo der König, unterstützt von dem Feldmarschall Grafen von Stairs, in eigener Person befehligen wollte; allein die Truppen dieses Lagers, meistens bloße Milizen, waren höchst unzuverlässig, und die Nähe der Hauptstadt vergrößerte die Gefahr einer Niederlage bei jedem entschlossenen Angriff von Seiten des Prätendenten.

Dieser erfolgte bloß deßhalb nicht, weil Prinz Eduard, nach und nach, aus dem Zustande der Täuschung hervortrat, worin er sich bisher befunden hatte. Bis zum Mittelpunkt des Königreichs war er vorgerückt, ohne daß, außer jenen Zweihunderten, die sich in Manchester zu ihm geschlagen hatten, irgend Jemand für ihn aufgestanden war. Man hätte glauben sollen, die Jakobiten wären in England plötzlich ausgestorben. Die Einwohner von Wales thaten auch nicht den kleinsten Schritt zu einer ihm günstigen Empörung; und von Seiten Frankreichs blieben die Landungsversuche aus, weil der Hof in Partheien zerfallen war. Die Häupter der Hochländer begannen zu murren, und ihre Clans den Gehorsam zu verweigern.

eingeklemmt von zwei Heeren, welche täglich näher rückten, und mitten im Winter genöthigt, eine Schlacht zu liefern, deren Verlust den unvermeidlichen Untergang nach sich ziehen mußte, rief Prinz Eduard zu Derby einen Kriegsrath zusammen, der die Frage, was unter den vorhandenen Umständen geschehen müsse, beantworten sollte. Man stritt und stritt; doch zuletzt vereinigten sich die meisten Stimmen für einen schleunigen Rückzug nach Schottland. Dieser wurde nun, ohne Zeitverlust, angetreten; und schon den 9. Dez. langte der Vortrab in Manchester an, von wo er mit rastloser Eile nach Preston aufbrach, um ungeschlagen nach Schottland zu entkommen.

Der Herzog von Cumberland, dessen Hauptquartier zu Meriden war, hatte kaum von diesem Rückzug Nachricht erhalten, als er seine Reiterei zur Verfolgung entsendete. Zu demselben Zweck brach General Wade nach Lankashire auf, voll des Gedankens, daß er die Rebellen von Schottland abschneiden könnte. In dieser Voraussetzung betrogen, weil die Fliehenden schon über Wigan hinaus waren, ging Wake von Wakefild, bis wohin er gekommen war, nach New-Castle zurück, nachdem er seine Reiterei zu der des Herzogs von Cumberland hatte stoßen lassen. Es fielen von jetzt an zwar Gefechte mit der Nachhut des Prinzen Eduard vor; allein es wurde dadurch nichts entschieden: die Hochländer erreichten Carlisle, und nachdem ihr Anführer daselbst einige hundert Mann zur Verstärkung der Besatzung zurückgelassen hatte, betrat er, jenseits der Flüsse Eden und Solway, den schottischen Boden, ohne durch Krankheiten und Abfälle, welche so leicht durch die Witterung der strengen Jah-

reszeit hätten herbeigeführt werden können, geschwächt zu seyn.

Während der Herzog von Cumberland Carlisle einschloß, und nicht lange darauf in seine Gewalt brachte, zog der Prätendent von Dumfries nach Glasgow, dessen Bürger eine starke Kontribution bezahlen mußten — unter dem Vorwande, daß sie es mit der Regierung gehalten, und die Mittel zur Errichtung eines neuen Regiments hergegeben hätten. Cumberland ging von Carlisle nach London zurück; der Prätendent dagegen begab sich von Glasgow nach Stirling, wo er sich durch die Truppen verstärkt sah, welche Lord Lewis Gordon und John Drummond in seiner Abwesenheit für ihn angeworben hatten. Diese Truppen bestanden aus Hochländern, Franzosen und Irländern, und ihre Zahl mochte sich auf 2000 belaufen. Was den Werth dieser Verstärkung erhöhete, war der Artillerie-Zug, der damit verbunden war, und eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes, welche Spanien hergegeben hatte. Auf Seiten des Prätendenten hatte das Blatt sich jetzt gewendet: er mußte Gewalt gebrauchen, um die Mittel herbeizuschaffen, deren er zur Unterhaltung seines Heeres bedurfte, und unzertrennlich davon war, daß er alle die Schottländer in seinem Bereiche, die es nicht mit ihm hielten, als Feinde bedrückte. Ein solches Schicksal hatten die Bewohner von Dundee, Dumblaine, Down-Castle und Fife. Stirling wurde zwar belagert; allein von dem General Blakeney vertheidigt, hielt es sich mit um so besserem Erfolge, weil die Leute des Prinzen Eduard sich nicht auf Belagerungen verstanden. Nicht minder wurde Inverneß von dem Grafen Loudon vertheidigt.

Inzwischen sammelte sich zu Edinburg unter dem General Hawley eine Abtheilung, welche zum Angriff schreiten konnte. Ihre nächste Bestimmung war, Stirling zu entsetzen. Diese wurde bei Torwood verfehlt, wo Hawley's Reiterei in die Flucht geschlagen und nach Edinburg zurückgesprengt wurde. Die englische Regierung hielt es von diesem Augenblicke an für nöthig, den Krieg in Schottland mit größerem Nachdruck zu führen, weil dies das sicherste Mittel zur Abkürzung desselben war. Damit es nun nicht an einem Generale fehlen möchte, in welchen der Soldat Vertrauen setzte: so wurde der Herzog von Cumberland zum Obergeneral gewählt, womit man noch den Gedanken verband, daß die Erscheinung eines Prinzen von Geblüt vortheilhaft auf die Stimmung des Volks im schottischen Königreiche einwirken würde. Jene sechstausend Holländer, welche in den letzten Monaten des abgewichenen Jahres nach England waren versetzt worden, kehrten zwar in ihr Vaterland zurück, weil die französische Regierung dies verlangt hatte, die holländische aber einen offenen Bruch hatte vermeiden wollen; allein sie wurden durch sechstausend Hessen ersetzt, welche, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Hessen, Schwiegersohns des Königs von Großbritannien, von den Niederlanden aus, zu Anfang des Februars bei Leith landeten. Das ganze Heer des Herzogs von Cumberland bestand nunmehr aus vierzehn Bataillonen Fußvolk, zwei Dragoner-Regimenter und funfzehnhundert Hochländer von Argylshire, befehligt von dem Obersten Campbell. Mit dieser Kriegsmacht brach er nach Linlithgow auf. Kaum nun hatte Prinz Eduard dies erfahren, als er die Belagerung von Stirling-

Castle aufhob, und in großer Eile über den Fluß Forth ging. Noch hatte er zwar nicht alle Hoffnungen aufgegeben; da aber Frankreichs und Spaniens Beistand von dem einen Tage zum andern ausblieb, so wuchs seine Verlegenheit immer mehr. Er zog sich über Baden nach auf Inverneß zurück. Diese bisher von dem Grafen Loudon vertheidigte Festung fiel in seine Hände, weil der Graf sich zurückgezogen hatte. Inzwischen sicherte der Herzog von Cumberland die wichtigen Punkte Stirling und Perth durch hessische Bataillone, und ging hierauf nach Aberdeen, wo der Herzog von Gordon, die Grafen von Aberdeen und Findlater, der Lairb von Grant und andere Vornehme des Landes zu ihm stießen. Die Entscheidung war vor der Thüre; nur daß, zur Sicherung des Erfolges, von Seiten des brittischen Obergenerals noch Magazine angelegt werden mußten. Hierüber verstrich der März unter lauter Scharmützeln und sogenannten Handstreichen.

Endlich setzte sich der Herzog von Cumberland zu Anfang des April von Aberdeen aus in Bewegung, und ging am 12. dieses Monats über den tiefen und reißenden Fluß Spey, ohne daß von Seiten der Rebellen irgend ein Widerstand geleistet wurde. Weßhalb dieser ausblieb, ist schwerlich zu begreifen, wenn man nicht von Seiten des Prinzen Eduard eine aus Verzweiflung herrührende Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit voraussetzt. Der Herzog zog sich nach Nairn, wo er erfuhr, daß sein Gegner von Inverneß nach Culloden aufgebrochen sei. Den 16. April verließ jener Nairn; und nachdem er zwei Meilen zurückgelegt hatte, stieß er auf 8000 Hochländer, welche in drei-

zehn Abtheilungen in Schlachtordnung standen, und von einigen Feldstücken unterstützt waren. Das königliche Heer, bei weitem zahlreicher, stellte sich nunmehr in drei Linien auf; und Nachmittags um 1 Uhr begann die Kanonade. Die Artillerie der Rebellen war schlecht bedient. Desto besser die des Herzogs, welche große Zerstörungen anrichtete. Unfähig, dies Feuer noch länger zu ertragen, warfen sich 500 tapfere Hochländer auf den linken Flügel des Herzogs, wo sie ein Regiment in Unordnung brachten. Doch zwei Bataillone aus der zweiten Linie unterstützten das wankende Regiment und drängten die Angreifenden mit bedeutenden Verlust zurück. Zu gleicher Zeit erstürmten die Dragoner unter Hawley, in Vereinigung mit der Miliz von Argylshire, die Verschanzungen, welche den rechten Flügel der Rebellen deckten, und vermehrten dadurch die Verwirrung. Die französischen Pikets auf dem linken Flügel, thaten keinen Schuß, sondern blieben ganz unthätig während des Treffens, und ergaben sich nach demselben zu Kriegsgefangenen. Ein ganzes Korps von Hochländern verließ das Schlachtfeld mit klingendem Spiele. Um so gewisser war die Niederlage der Uebrigen. In weniger als dreißig Minuten war Eduards Heer geschlagen, und der Wahlplatz mit Leichnamen bedeckt. Der Prinz selbst konnte nur dadurch zur Flucht bewegen werden, daß man ihn fortriß. Der Graf Kilmarnock wurde gefangen genommen, und wenige Tage darauf überlieferte Lord Balmerino sich selbst einer Streifparthei des Herzogs. Das ganze Gefecht würde zur Ehre der Engländer gereicht haben, hätten sie ihren Ruhm nicht durch Grausamkeit befleckt. Voll Rachsucht wegen der

früheren Niederlagen, die sie erlitten hatten, durchliefen sie das Schlachtfeld, um alle die Verstümmelten und Verwundeten, die darauf zurückgeblieben waren, zu ermorden; selbst Offiziere halfen bei dieser abscheulichen Arbeit.

Inzwischen durchschwamm Prinz Eduard, von wenigen Reitern begleitet, den Fluß Neff, und begab sich hierauf nach Aird, wo er eine Unterredung mit dem alten Lord Lovat hatte. Er entließ nach derselben seine Begleiter, und durchwanderte, vier Monate lang, in welchen er alle nur ersinnliche Gefahren und Beschwerden zu bestehen hatte, Gebirge und Inseln, bis er, abgemagert durch Hunger, und entstellt durch Schmutz und Lumpen, Gelegenheit fand, sich mit einigen Gefährten (den Irländern Sullivan und Sheridan, und den Schottländern Cameron von Lochliel und dessen Bruder) nach Frankreich einzuschiffen, wo er in der Nähe von Morlaix landete. Schwerlich würde er entkommen seyn, wenn die englische Regierung nicht des Glaubens gewesen wäre, daß er in einem von den kleinen Gefechten nach der Schlacht bei Culloden geblieben sei. Zur Ehre derjenigen, bei denen er auf seinen Wanderungen und Kreuz- und Querzügen einzukehren und sich zu erkennen zu geben genöthigt war, muß bemerkt werden, daß keiner von ihnen sich durch die verheißenen 30,000 Pf. St. zum Verrath verführen ließ.

Schwerlich wurden in irgend einem Kriege neuerer Zeit noch mehr Grausamkeiten verübt. Der Herzog von Cumberland war kaum in Inverneß angelangt, als er sechs und dreißig Ausreißer hinrichten ließ. Er sendete sodann Streifpartheien aus, welche das Land verwüsten sollten. Eine von diesen ergriff Lady Mackintosh; obgleich ihr

ihr Gatte im Dienste der Regierung stand, so wurde doch ihr Schloß geplündert, ihr Vieh weggetrieben, sie selbst, unter vielfachen Mißhandlungen, als Gefangene nach Edinburg gebracht. Lord Lovats Schloß wurde zerstört; Kilmarnock, Balmerino, Cromatik und Macleods Sohn wurden zur See nach London geschickt, Personen niedrigern Standes in die nächsten Gefängnisse gesteckt, die französischen Kriegsgefangenen nach Carlisle und Penrith gebracht; der Marquis von Tullebardine, der Bruder der Grafen von Dunmore, und Murray, der Sekretär des Prätendenten, mußten sich gefallen lassen, nach dem Tower in London zu wandern, wohin auch der Graf von Traquair auf einen bloßen Verdacht abgeführt wurde; Lord Lovats ältester Sohn ward zu Edinburg eingesperrt. Mit Einem Worte: alle Kerker Großbritanniens, von der Hauptstadt bis zum äußersten Norden, wurden mit diesen unglücklichen Gefangenen angefüllt, von welchen viele, aus Mangel an Luft und Bewegung, auf abgetakelten Schiffen elendiglich umkamen. Nur wenige Rebellen-Häupter entschlüpften nach Frankreich, oder nach Norwegen. Im Mai brach Cumberland mit seinem Heere nach den Hochlanden auf, wo er sein Lager bei Fort Augustus aufschlug. Von hier aus entsendete er nach allen Seiten, um die Flüchtlinge zu verfolgen, und das Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Die Schlösser Glengary und Lochiel wurden geplündert und niedergebrannt; jedes Haus, jede Hütte, jede Wohnung hatte dasselbe Schicksal. Vieh und Vorräthe schaffte man fort, nicht so die Menschen: die Männer wurden mit kaltem Blute ermordet, oder wie wilde Bestien in den Gebirgen erschossen; die Weiber geschändet, und nackt

mit ihren Kindern in unfruchtbare Heiden gestoßen, wo sie Hungers starben. Bedenkt man, daß alle diese Unglücklichen kein anderes Verbrechen begangen hatten, als — der Richtung zu folgen, welche von ihrer Obrigkeit herrührte, ohne zu fragen, wie weit die Berechtigung derselben reichte: so wird man geneigt, vor der Unmenschlichkeit zu erschrecken, womit der Herzog von Cumberland etwas erzwingen wollte, was sich nicht erzwingen ließ. Man sieht in ihm nur einen Barbaren, dessen frühzeitigen Tod man nicht bedauern kann; denn er starb 1765 in einem Alter von 44 Jahren, ohne Erben zu hinterlassen.

Als auf diese Weise die Empörung gedämpft war, nahmen die Prozesse ihren Anfang. Es wurde eine Anklage-Akte wider Diejenigen ausgefertigt, welche sich in die Empörung eingelassen hatten; und auf allen Punkten des Königreichs öffneten sich die Gerichtssäle zur Verurtheilung der Gefangenen. Zu Kennington-Common, in der Nähe Londons, wurden 17 Offiziere hingerichtet, die mit großer Standhaftigkeit die Martern ertrugen, welche ihr Todesurtheil mit sich führte. Dasselbe Schicksal hatten 6 zu Brumpton, 9 zu Carlisle, 7 zu Penrith, 11 zu York. Nur wenige wurden begnadigt; eine desto größere Zahl aber nach den Kolonieen geschickt. Des Hochverraths angeklagt, wurden die Grafen Kilmarnock und Cromatie, so wie Lord Balmerino, zu Westminster-Hall vor ein Peer-Gericht gestellt, worin der Lord Kanzler den Vorsitz führte. Die beiden ersten gestanden ihr Vergehen, und empfahlen sich der Gnade des Königs. Lord Balmerino wollte sich nicht für schuldig erkennen. Die Untersuchung endigte damit, daß Cromatie begnadigt wurde;

die beiden andern wurden enthauptet. Das unbedingteste Mitleid verdiente der alte Lord Lovat. Er hatte ein Alter von achtzig Jahren zurückgelegt, als er, von dem Hause der Gemeinen angeklagt, zu Westminster-Hall vor dem Lord High-Steword zur Untersuchung gezogen wurde. John Murray, der Sekretär des Prätendenten, und einige von des Lords eigenen Leuten, traten wider ihn als Zeugen auf. So wurde er des Hochverraths überwiesen, und verurtheilt. Ohne alle Schuld war er zuverlässig nicht; aber eine menschliche Gerechtigkeitspflege würde Rücksicht genommen haben auf sein hohes Alter und auf seine Gebrechlichkeiten. Da dies nicht geschehen war, so beschloß er, wie ein alter Römer zu sterben. Den Richtplatz betretend, rief er aus: dulce et decorum pro patria mori! Unbefangen blickte er hierauf auf die versammelten Zuschauer hin, untersuchte das Beil, seiner Schärfe nach, scherzte mit dem Scharfrichter, und legte sodann mit der größten Gleichgültigkeit seinen Kopf auf den Block. Erscheinungen dieser Art beweisen immer nur, daß die Kriminal-Justiz auf Grundlagen ruhet, denen alles Menschliche fremd ist, und die man, eben deßhalb, dem Blitzstrahle und jedem anderen unvermeidlichen Verhängnisse gleichsetzen muß, wenn man in einem klaren Bewußtseyn lebt.

So wirkte der österreichische Erbfolgekrieg auf Großbritannien zurück.

Durch die glückliche Unterdrückung der Rebellion bestimmt, bewies das brittische Unterhaus, da Georg der Zweite den Krieg mit Frankreich fortzusetzen entschlossen war, sich höchst großmüthig in seinen Bewilligungen. Nicht weniger als 40,000 Seeleute und eben so viel Land-

truppen sollten auf dem Kriegsfuße erhalten werden. Außer den Fonds zur Unterhaltung der im englischen Dienste befindlichen Holländer und Hessen, wurde eine Subsidie für den Landgrafen ausgeworfen. Der König von Sardinien erhielt 300,000 Pf. St., die Kaiserin Königin 400,000; zur Bestreitung des Aufwandes, den 18,000 Hannoveraner verursachten, wurden 310,000 Pf. St. bestimmt; 33,000 erhielten die Kurfürsten von Mainz und Köln, und 500,000 Georg der Zweite, als Kredit-Votum. Die ganze Ausgabe für das Jahr 1746 belief sich auf 7,250,000 Pf. St.: in diesen Zeiten eine erstaunenswerthe Summe, weil man noch keinen Begriff davon hatte, daß sich das Geld in demselben Maße vermehrt, und benutzen läßt, worin die gesellschaftliche Arbeit an Mannichfaltigkeit wächst. Eigentlich war Georg der Zweite die Seele des Kontinental-Krieges geworden, weil Oesterreich und Sardinien die Mittel zur Fortsetzung desselben durch ihn erwarben; — was unstreitig weniger der Fall gewesen seyn würde, wenn Englands Bewohner sich nicht unmittelbar bedroht gefühlt hätten.

In Italien wendete sich das Blatt, sobald die Truppen, welche durch den Dresdener Frieden verfügbar geworden waren, die Lombardei erreicht hatten. Um kurz zu seyn: da die Spanier und Franzosen es vernachlässigt hatten, sich, um jeden Preis, in den Besitz der Festungen von Mailand und Alexandria zu bringen, so vermochten sie auch nicht, den größeren Streitmassen zu widerstehen, welche, von Deutschland aus, wider sie anrückten. Nach und nach aus ihren Eroberungen in Norditalien vertrieben, erlitten sie, am 16. Juni 1746, bei Piacenza eine

solche Niederlage, daß sie von jetzt an genöthigt waren, sich fechtend von einem Orte zum andern bis an die Gränze zurückzuziehen. Ein besonderer Umstand verstärkte ihr Unglück. Philipp der Fünfte, König von Spanien, war zu Anfange des Jahres gestorben; und Ferdinand der Sechste, sein Nachfolger, rief, theils aus Mißvergnügen mit dem französischen Hofe, theils aus ungünstigen Gesinnungen gegen seinen Bruder, den Infanten Don Philipp, seine Truppen aus Italien ab. Hierauf blieb den Franzosen keine andere Wahl, als, den Spaniern folgend, sich in die Provence zurückzuziehen. Der ganze genuesische Staat gerieth auf diese Weise in die Hände der Oesterreicher und ihres Verbündeten, des Königs von Sardinien, welcher, unter diesen Umständen, nicht ermangelte, die Markgrafschaft Finale, Savona und das ganze westliche Gebiet der Republik in Besitz zu nehmen. Vereinigt mit den Piemontesern drangen die Oesterreicher sogar in die Provence ein, und belagerten Antibes.

So viel Glück konnte indeß nicht vorhalten; und die Oesterreicher selbst setzten demselben eine Gränze durch die Bedrückungen, welche sie an den Genuesern ausübten. Als gegen Ende des Jahres 1746 die Geduld der Genueser erschöpft war, brach, von einem Prinzen Doria geleitet, in Genua selbst eine so heftige Empörung aus, daß General Botta, der in dieser Stadt befehligte, sich glücklich schätzen konnte, mit Preisgebung seiner Magazine und seines Gepäcks, das Gebiet der Republik zu verlassen. Die unmittelbare Folge davon war, daß die Belagerung von Antibes aufgehoben werden mußte. Nachdem die Verbündeten über die Alpen zurückgekommen waren,

belagerten sie zwar Genua; doch die Franzosen verstärkten nicht bloß die Besatzung dieser Stadt vom Meere aus, sondern machten auch, von der piemontischen Seite her, einen so lebhaften Angriff auf die Belagerer, daß diese sich zum Rückzuge genöthigt sahen. Und hiermit schloß der Krieg in Italien ab, obgleich der Marschall von Belleisle, welcher, von französischer Seite, hier den Oberbefehl hatte, sich sehr viel Mühe gab, ihn weiter auszudehnen.

In den österreichischen Niederlanden hatten die französischen Waffen einen desto besseren Fortgang. Hier befehligte der Graf von Sachsen, seit der Schlacht von Fontenoy Frankreichs Held, wie kein anderer. Der Feldzug wurde von französischer Seite zu einer Zeit eröffnet, wo der Herzog von Cumberland noch mit der Unterdrückung der schottischen Rebellion beschäftigt war. Da die Verbündeten, deren höchstens 44,000 Mann starkes Heer sich in keine Schlacht einlassen konnte — sich in die Nachbarschaft von Breda, der Hauptstadt von holländisch Brabant, zurückzogen: so benutzte der Graf von Sachsen den freien Spielraum zunächst zu einer Belagerung von Antwerpen. Diese Stadt ergab sich nach wenigen Tagen. Eben so Mons, St. Guislain und Charleroi; so daß der König von Frankreich um die Mitte des Julius unumschränkter Gebieter von Flandern, Brabant und Hennegau war. Die Holländer begannen um diese Zeit, für ihre Unabhängigkeit zu zittern, und ließen nicht ab, den Beistand Georgs des Zweiten anzuflehen. Dieser versetzte zunächst die hessischen Truppen von Schottland nach den Niederlanden. Prinz Karl von Lothringen übernahm den

Oberbefehl über die Verbündeten bei Terheyde; doch fühlte er sich an der Spitze eines Heeres von 87,000 Mann — denn so hoch war nach und nach die Zahl des Bundesheeres gestiegen — noch nicht stark genug, um seinen Gegner aufzusuchen, und das Verlorne wieder zu erobern. Vorhersehend, daß Namür von dem Grafen von Sachsen zunächst werde angegriffen werden, näherte er sich dieser Festung, und nahm den 18. Juli eine starke Stellung, dem französischen Heere gegenüber, das bei Gemblours gelagert war. Hier blieb er bis zum 8. August, wo Mangel an Lebensmitteln ihn nöthigte, über die Maas zurückzugehen und Namür seinem Schicksale zu überlassen. Die Laufgraben wurden den 2. Sept. eröffnet; und so heftig war das Bombardement, so groß die Zerstörung, welche dadurch verursacht wurde, daß die Franzosen schon den 23. Sept. in den Besitz eines Platzes kamen, der bis dahin allen Angriffen widerstanden hatte. Inzwischen hatte sich das Heer der Verbündeten bei Maßtricht gelagert, noch verstärkt durch die Truppen, welche John Ligonier aus England herbeigeführt hatte. Jetzt wollte der Prinz von Lothringen eine Schlacht liefern. Er ging zu diesem Endzweck am 13. Sept. über die Maas, fand aber den Grafen von Sachsen bei Tongern in einer so vortheilhaften Stellung, daß er es für rathsam hielt, nach Maßtricht zurückzukehren. Sein Rückzug wurde nicht wenig beunruhigt; und einmal im Gange wollte der Graf von Sachsen, welcher seit Kurzem durch den Grafen von Clermont verstärkt worden war, nicht umkehren, ohne den Kampf der Entscheidung näher geführt zu haben. Nachdem er also die Dörfer Liers, Warem und Raucoux genommen

hatte, rückte er am 1. Okt. in drei Kolonnen vor. Die Kanonade begann gegen Mittag, und um 2 Uhr Nachmittags sah sich der holländische General Waldeck, welcher den linken Flügel der Verbündeten befehligte, vollkommen überwältigt. Nicht minder heftig waren die Angriffe der Franzosen auf den rechten Flügel und auf den Mittelpunkt der Verbündeten, so daß sie mit einem Verlust von 5000 Mann ihre Posten aufgeben und sich auf Maßricht zurückziehen mußten. Allerdings war der Verlust der Franzosen nicht minder stark gewesen; allein sie konnten sich eines neuen Sieges rühmen, wenn dieser auch nicht mit anderen Vortheilen verknüpft war.

Der Gegenstand des Kampfes hatte sich, wie es zu geschehen pflegt, im Laufe der Begebenheiten so wesentlich verändert, daß von dem, was den Krieg geboren hatte, gar nicht mehr die Rede war; denn Niemand ließ sich zu Anfang des Jahres 1747 noch einfallen, die pragmatische Sanktion Karls des Sechsten, oder die Wahl des lothringischen Fürsten zum deutschen Kaiser, bekämpfen zu wollen. Im Grunde handelte es sich nur noch um Vortheile der Betriebsamkeit und des Handels. Frankreich, seiner Kolonieen beraubt und in seiner Marine durch den Verlust vieler Kriegs- und Kauffahrteischiffe geschwächt, verlangte Ersatz für beides; und da England, von welchem es diesen Ersatz allein erhalten konnte, die errungenen Vortheile nicht wieder fahren lassen wollte: so glühete der Kriegszunder hierin fort. Nicht unbedeutend war die Entschädigung, welche Frankreich in den französischen Niederlanden gefunden hatte; sie wurde aber noch bedeutender, als zu dieser Eroberung noch das holländische

Flandern hinzukam. Die Dinge stellten sich, von diesem Augenblicke an, wieder so, wie in der Glanz-Periode Ludwigs des Vierzehnten, als dieser Monarch, um mit dem geringsten Kraftaufwande in den Besitz von Kolonieen und allem, was sich diesen in Betriebsamkeit und Handel anschließet, zu kommen, die Unabhängigkeit der Holländer so ernsthaft bedrohete. Diesem Vorgänger nachahmend, rechtfertigte Ludwig der Funfzehnte die Eroberung von holländisch Flandern dadurch, daß er den Holländern den dreifachen Vorwurf machte: sie hätten nicht aufgehört die Königin Maria Theresia zu unterstützen; sie hätten das französische Gebiet verletzt, und nach der Schlacht von Fontenoy den feindlichen Truppen den Rückzug auf ihr Gebiet bewilligt.

Die Lage, worin die Republik sich befand, als ihr diese Vorwürfe gemacht wurden, war besonderer Art.

Seit Wilhelm der Dritte den brittischen Thron bestiegen hatte, war Holland, wie ein großer Geschichtschreiber es ausgedrückt hat, „zu einer Schaluppe geworden, welche dem Eindrucke des Kriegsschiffes folgt, woran sie befestigt ist." Nach dem Tode des eben genannten Fürsten, welcher im Jahre 1702 erfolgte, blieb die Statthalterwürde, so wie die Würde eines General-Kapitäns und General-Admirals erledigt. Wilhelm der Vierte, Fürst von Nassau-Diez, obgleich durch das Testament Wilhelms des Dritten, zum Nachfolger und Erben eingesetzt, behielt nur die Statthalterschaft von Friesland, mit welcher er, in den Jahren 1718 und 1722, die von den Provinzen Geldern und Gröningen vereinigte. Vergeblich waren alle seine Bemühungen, auch die anderen Aemter und

Würden der früheren Prinzen von Oranien zu erlangen. Die vier Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Ober-Yssel bestanden auf ihre freie Verfassung, und verweigerten dem Prinzen sogar die Würde eines Generals der Infanterie, um welche er sich in dem obschwebenden Kriege beworben hatte. In ihnen war die Suveränetät auf die Versammlung der General-Staaten übergegangen, und ein Groß-Pensionär, unterstützt von einem Greffier, gab den fremden Ministern Audienz, und berichtete an den Staatsrath. Die politische Schwäche, welche hieraus entstand, ließ sich nicht verkennen; und diese gerade war es, was den König von Frankreich verführte, die ganze Republik zum Gegenstande einer Eroberung zu machen.

Doch wenn die Holländer die Statthalterschaft als die Bahn zur Tyrannei verabscheuten: so verabscheuten sie noch weit mehr das französische Joch. Die Zeeländer, der Barriere, welche sie im holländischen Flandern gehabt hatten, beraubt, fingen an, unruhig zu werden; und unmittelbar darauf erneuerten sich dieselben Auftritte, welche Wilhelm den Dritten zur Würde eines Statthalters erhoben hatten. Wilhelm von Nassau war zwar nichts weniger als beliebt; seine beißende Laune hatte ihm sehr viel Feinde gemacht. Allein er hatte unter den obwaltenden Umständen den großen Vortheil, daß ein Volk weit lieber sein Vertrauen in einen Einzelnen, als in eine Körperschaft setzt. Wie thätig seine Anhänger waren, läßt sich nicht genau bestimmen. Genug, es entstand in den Provinzen, welche ohne Statthalter waren, ein allgemeines Geschrei zu Gunsten des zurückgesetzten Fürsten; und gleichzeitig stand das Volk in verschiedenen Städten und Pro-

vinzen auf, und zwang die Obrigkeit, Wilhelm den Vierten als Statthalter und General-Kapitän zu proklamiren. Furcht nöthigte Diejenigen zur Nachgiebigkeit, welche ein Interesse hatten, der Neuerung zu widerstehen. Nicht genug, daß diese Umwälzung ohne Blutvergießen zu Stande kam: man ging sogar so weit, das Statthalterthum, so wie die Würden eines General-Kapitäns und General-Admirals der Union, für erblich bei den Nachkommen des Prinzen, männlichen sowohl als weiblichen Geschlechts, zu erklären, was seit Gründung der Republik nie der Fall gewesen war. So bewirkten demnach die Begebenheiten des österreichischen Erbfolgekrieges etwas, das, ohne sie, noch sehr lange unterblieben seyn würde.

Als ein glücklicher Umstand in dieser Angelegenheit muß die gänzliche Unterdrückung der schottischen Rebellion betrachtet werden; denn, da die im Statthalterthum erfolgte Veränderung die Franzosen nicht verhinderte, den Krieg gegen Holland fortzusetzen, so hatte diese Republik wenigstens den Vortheil, daß England ihr in einem Kampfe beistehen konnte, dessen unverkennbarer Gegenstand ihre Unabhängigkeit war. Der Sieger bei Culloden ließ sich nicht allzu lange erwarten, oder vielmehr er war schon an Ort und Stelle, als es die Vertheidigung der Selbstständigkeit der vereinigten Provinzen galt.

Der Hauptpunkt, um welchen sich die feldherrliche Geschicklichkeit in dem neuen Feldzuge drehete, war die Eroberung von Berg op Zoom und Mastricht auf französischer Seite, und die Vertheidigung dieser wichtigen Festungen auf Seiten der Verbündeten. Zu dem letzteren Endzweck stellte der Herzog von Cumberland sein mehr

als hunderttausend Mann starkes Heer zwischen den beiden Reihen auf, während der zum General-Marschall ernannte Graf von Sachsen seine Truppen zusammenzog, um ein entscheidendes Treffen zu wagen. Gegen Ende Mai langte der König von Frankreich in Brüssel an, und sein General faßte den Entschluß, Mastricht zu belagern. Als er zu diesem Ende nach Löwen vorging, stellten sich die Verbündeten zwischen der Stadt und dem Feinde in Schlachtordnung, den rechten Flügel an Bilsen gelehnt, den linken bis nach Wirle, eine Viertelmeile von Mastricht, ausdehnend, so daß das Dorf Lafeld in der Front dieses Flügels lag. Hier waren mehrere Bataillone brittischen Fußvolks untergebracht. Die Franzosen hatten von den Höhen von Herdeeren Besitz genommen, den Verbündeten gerade gegenüber. Die Kanonade dauerte am 20. Juni bis spät am Abend. Am folgenden Morgen schritt das französische Fußvolk in einer sehr starken Kolonne zum Angriff des Dorfes Lafeld, das, gut befestigt, mit seltener Unerschrockenheit vertheidigt wurde. Dreimal wurde dies Dorf von den Franzosen erobert und wieder aufgegeben, ehe sie darin festen Fuß fassen konnten. Lange beschränkte sich der Kampf auf diesen einzigen Punkt. Um Mittag endlich ließ der Herzog den ganzen linken Flügel gegen den Feind vorrücken, dessen Fußvolk wich. Prinz Waldeck führte den Mittelpunkt; Feldmarschall Bathyani schwenkte mit dem rechten Flügel nach Herdeeren. Schon schien sich der Sieg für die Verbündeten zu erklären, als einige holländische Schwadrone, welche im Mittelpunkte standen, dem Angriff der französischen Reiterei erliegend, in vollem Galopp umkehrten, und mehrere Bataillone, die zur

Nachhut gehörten, über den Haufen warfen. Die französische Reiterei, heftig vordringend, vermehrte die Verwirrung dadurch, daß sie die Linien der Verbündeten durchbrach und von ihrem Mittelpunkte sonderte. Zwar bot der Herzog von Cumberland Alles auf, die Verwirrung zu heben; allein er selbst würde darüber in Feindes Hände gerathen seyn, hätte nicht Johann Ligonier den großmüthigen Entschluß gefaßt, sich selbst und einen Theil der Truppen für die Rettung des Heeres zu opfern. Durch einen heftigen Angriff auf die feindliche Reiterei brachte er es zum wenigsten dahin, daß der Herzog von Cumberland einen regelmäßigen Rückzug nach Maftricht vollenden konnte. Er selbst gerieth darüber, weil sein Pferd getödtet war, in Gefangenschaft. Mit einem Verlust von sechzehn Kanonen und etwa sechstausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, langten die Verbündeten in Maftricht an. Weit herber war der Verlust der Franzosen, weil der Graf von Sachsen ohne Schonung seiner Leute zu Werke gegangen war.

Nach der Schlacht bei Lafeld gingen die Verbündeten über die Maas, und lagerten im Herzogthum Limburg, so daß sie Maftricht deckten. Ludwig der Funfzehnte blieb mit seinem Heere in der Nachbarschaft von Tongern. Durch Hin- und Hermärsche beschäftigte der Marschall Graf von Sachsen die Verbündeten, bis er zuletzt den Grafen Löwendahl mit 36,000 Mann zur Belagerung der starken Festung Berg op Zoom entsendete, die für das Meisterwerk des berühmten Koehorn galt. Am 12. Juli erschien Löwendahl vor dieser Festung, und forderte den Kommandanten zur Uebergabe derselben auf. Es erfolgte

eine abschlägliche Antwort, die sich auf nicht unbedeutende Vertheidigungsmittel stützte. Diese wurden dadurch verstärkt, daß der Prinz von Sachsen Hildburgshausen mit zwanzig Bataillonen und vierzehn Schwadronen in die Linien von Bergen op Zoom rückte; außerdem ernannte der neue allgemeine Statthalter den alten Baron Cronstrom zum Guvernör der Festung. Sehr schnell erhob sich ein Riesenkampf um die Festung. Um kurz zu seyn: troß allem Abbruch, der den Belagerern in heftigen Ausfällen geschah, siegte das Feuer derselben, und Berg op Zoom war in einen Aschenhaufen verwandelt, als Graf Löwendahl zwei unbedeutende Breschen benutzte, um zu einem Sturm zu schreiten, der um so besser gelang, je weniger man ihn erwartet hatte. Noch in der Stadt wurde der Kampf fortgesetzt, bis zwei Drittel von den schottischen Regimentern, welche dieselbe vertheidigten, aufgerieben waren. Inzwischen hatte der alte Guvernör sich in die Linien gerettet, um sich an die, in denselben befindlichen Truppen anzuschließen. Als nunmehr die Schotten auch nicht länger Stand hielten, wurden die Linien in aller Eile verlassen, und die nächste Folge davon war, daß sich die Forts, eins nach dem andern, ergaben. Die Franzosen wurden auf diese Weise Herren der Schelde-Schifffahrt: ein Besitz, worin sie den Holländern im höchsten Maße schaden konnten.

Dies war die letzte große Waffenthat in den Niederlanden. Ludwig der Funfzehnte, des längeren Aufenthalts in Brüssel überdrüssig, ging nach Versailles zurück. In Italien waren keine Fortschritte gemacht worden; mehr, als jemals, aber war der Seekrieg in diesem Jahre,

sowohl im mittelländischen Meere, als in den west- und ostindischen Gewässern nachtheilig für die Franzosen ausgefallen. In Frankreich erfolgte demgemäß ein Bankrot über den andern. Der Wunsch nach Friede war in diesem Lande allgemein; und einem solchen Wunsche widersteht nicht leicht ein erblicher König, wenn er ihn gewähren kann. Gänzlich verschwunden war die Aussicht auf die Eroberung von Holland, seitdem die Wahl eines erblichen Statthalters die Kraft der General-Staaten vereinigt und nach einem gemeinschaftlichen Ziele hingeleitet hatte. In Deutschland ließ sich kein neuer Krieg in Gang bringen, seitdem Friedrichs des Zweiten Forderungen befriedigt waren. Die größte Kränkung für Ludwig den Funfzehnten bestand darin, daß, während seine Unterthanen, von einem Tage zum andern, immer mehr verarmten, der brittische Handel mitten im Kriege immer mehr aufblühete: das Parliament bewilligte, und die Nation bezahlte ohne Murren die unglaublichen Summen, welche Georg den Zweiten in den Stand setzten, nicht bloß unüberwindliche Flotten und furchtbare Heere zu unterhalten, sondern auch den europäischen Mächten, die mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wollten, Subsidien zu bezahlen. Das Abschreckendste von allem, sofern es sich um eine Fortsetzung des Krieges handelte, war die nahe Erscheinung eines neuen Feindes an den Ufern des Rheins. Von Maria Theresia gewonnen, hatte Rußlands Kaiserin sich anheischig gemacht, dreißigtausend Mann für den nächsten Feldzug in Bereitschaft zu halten, wenn England und Holland Subsidien geben wollten; und da beide hiervon nicht abgeneigt waren, so befand sich wirk-

lich ein russisches Heer auf dem Zuge nach Deutschland.

Dies zusammengenommen machte den französischen Monarchen zum Frieden geneigt; und wenn geheime Ursachen hinzukamen, so muß die Geschichte sie, als etwas Untergeordnetes, zur Ehre Ludwigs mit Stillschweigen übergehen *). Es wurden also, während der Marschall von Sachsen Anstalten zur Eroberung von Mastricht traf, sowohl im Haag als zu London, Friedensvorschläge von Seiten Frankreichs gemacht; und da man eines Krieges, der bereits ins achte Jahr reichte, von allen Seiten überdrüssig war: so wurden, nach Abschluß der Präliminarien, die Besprechungen zu Anfang des Jahres 1748 eröffnet.

Der Definitiv-Friede, welcher den österreichischen Erbfolgekrieg beendigte, wurde den 18. Okt. 1748 unterzeichnet. Vermöge desselben gab man sich gegenseitig die Eroberungen zurück, welche, während des Krieges, sowohl in Europa als in Ost- und Westindien, gemacht waren;

und

*) Von diesen geheimen Ursachen ist in der Histoire de la guerre de sept ans die Rede, wo es heißt: Depuis peu Madame de Pompadour étoit devenue la maîtresse du Roi. Elle appréhendoit que la continuation de la guerre n'engageât Louis XV. à se mettre tous les ans à la tête de son armée. Les absences sont dangereuses pour les favoris et pour les maîtresses. Elle comprit que pour fixer le coeur de son amant, il falloit écarter tout prétexte qui pût l'éloigner d'elle; en un mot, qu'il failloit faire la paix. Dès-lors elle y travailla de tout son pouvoir. Lorsque Mr. de St. Severin partit de Versailles pour Aix-la-Chapelle, elle lui dit ces propres mots: au moins souvenés-vous, Monsieur, de ne pas revenir sans la paix; le Roi la veut à tout prix. V. Oeuv. posth. de Frederic II. Tom. III. p. 36.

und in Betracht der wichtigen Eroberungen, welche Frankreich auf dem festen Lande zurück gab, trat man an Don Philipp, Bruder des Don Karlos, und Schwiegersohn Ludwigs des Funfzehnten, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla ab, so, daß er und seine aus rechtmäßiger Ehe entsprossenen Nachkommen sie besitzen sollten. Ueber den Rückfall der Herzogthümer Parma und Guastalla an das Haus Oesterreich, und über den des Herzogthums Piacenza an den König von Sardinien, enthielt der Präliminar-Traktat eine doppelte Klausel: nämlich 1) auf den Fall, daß Don Philipp keine männliche Nachkommen hinterließe; 2) wenn Don Karlos, König beider Sicilien, auf den spanischen Thron gelangen sollte. Die Voraussetzung hierbei war, daß das Königreich beider Sizilien in dem letzteren Fall an Don Philipp, jüngeren Bruder dieses Fürsten fallen könnte. Dabei aber war vergessen worden, daß im Wiener Frieden vom Jahre 1738 das Königreich beider Sizilien dem Don Karlos und allen seinen Nachkommen, männlichen sowohl als weiblichen Geschlechtes, zugesichert war; daß folglich dieser König, im eintretenden Falle, berechtigt war, beide Sizilien an einen seiner jüngeren Söhne zu übertragen, wenn ihm nicht erlaubt wäre, diese Königreiche mit der spanischen Monarchie zu vereinigen. Als man zu Aachen dieses Irrthums inne wurde, verbesserte man ihn dahin, daß die zweite Klausel in Betreff des Rückfalls so ausgedrückt wurde: „Wenn Don Philipp, oder einer von seinen Nachkommen, entweder zum Thron von Spanien, oder zum Thron beider Sizilien, berufen würde." Die Kaiserin-Königin ließ sich diese Abänderung gefallen. Nicht so der

König von Sardinien. In Beziehung auf ihn mußte der Definitiv-Traktat gänzlich mit den Präliminarien übereinstimmend abgefaßt werden: ein Umstand, welcher den König beider Sizilien bestimmte, dem Aachener Friedens-Traktate nicht beizutreten. Was der Traktat von Worms dem Könige von Sardinien im Mailändischen zugetheilt hatte, wurde bestätigt; doch begriff man hierunter weder den, so eben an Don Philipp abgetretenen Theil von Piacenza, noch die Markgrafschaft Finale. Die Republik Genua blieb im Besitz derselben; so wie auch der Herzog von Mantua, Frankreichs Bundesgenosse in dem nun beendigten Kriege, alles wieder erhielt, was er verloren hatte. Dem Könige von Preußen wurde für Schlesien Gewähr geleistet. England erhielt, außer der erneuerten Garantie der Thronfolge in Großbritannien zu Gunsten des Hauses Hannover, abermals die Zusage, daß der Prätendent nicht auf französischem Boden geduldet werden sollte. Auch verstand Frankreich sich aufs Neue zur Zerstörung des Hafens von Dünkirchen: eine Friedensbedingung, welche vom Utrechter Traktat herrührte, und dahin gemildert wurde, daß auf der Landseite die Festungswerke beibehalten werden könnten. Endlich wurde im sechzehnten Artikel des Aachener Friedens der Assiento-Traktat in Betreff des Negerhandels zu Gunsten der Englischen Assiento-Kompagnie für den Zeitraum der vier Jahre erneuert, während welcher der Krieg diesen Handel unterbrochen hatte *).

*) Dieser Friedens-Artikel wurde zwei Jahre später, durch einen Vertrag zwischen den Höfen von Madrid und London aufge-

Fünf Monate vor der Unterzeichnung dieses Friedensvertrages war die Belagerung von Mastricht auf eine Weise zum Stillstand gebracht worden, deren wir hier mit einigen Worten gedenken müssen, weil sie die allgemeine Stimmung, und noch vielmehr den eigenthümlichen Geist der Zeit, bezeichnet.

Die Einschließung von Mastricht war seit dem 3. Apr.

---

hoben, wodurch die spanische Regierung die, den Negerhandel treibende Gesellschaft von Kaufleuten durch die Summe von 100,000 Pf. St. zu entschädigen versprach, wenn England Verzicht leisten wollte auf den 16. Artikel des Aachener Friedens-Traktats. Ob diese Summe je bezahlt worden, ist ungewiß. Die Absicht der spanischen Regierung war, ihre Kolonieen selbst mit Negern zu versorgen, um dem Schleichhandel, der sich an den Negerhandel knüpfte, ein Ende zu machen. Wohl fühlte sie, daß sie in dem Besitze ihrer amerikanischen Kolonieen nur so lange bleiben werde, als sie die Entwickelung derselben in ihrer Gewalt hätte. Dabei aber bedachte sie schwerlich, daß die ausgedehnten Küsten des amerikanischen Festlandes ein, für die Ausübung irgend eines Monopols unüberwindliches Hinderniß wären. Gerade diese ausgedehnten Küsten, denen keine Guarda-Costas gewachsen waren, haben die Unabhängigkeit der spanischen Kolonieen herbeigeführt; und wer sich eine Vorstellung von dem, über dem ganzen menschlichen Geschlechte waltenden Entwickelungsgesetze machen will, braucht nur die Geschichte der letzten achtzig Jahre unserer Zeitrechnung zu lesen, welche ihm sagen wird, weßhalb Negerhandel und ausschließender Kolonial-Besitz gleichzeitig ihre Endschaft gefunden haben. Um seine Kolonieen regelmäßig mit Negern versehen zu können, ließ der spanische Hof sich im Jahre 1778 von dem portugiesischen die Inseln Annabon und Fernande del Po, auf der Küste von Guinea, abtreten; allein Spanien brachte es nicht einmal dahin, daß es in den Besitz dieser Inseln gekommen wäre. Der Schleichhandel mit den amerikanischen Kolonieen dauerte also ununterbrochen fort; und wegen seiner großen Folgen möchte man ihn als das Mittel segnen, dessen sich die Natur bedient habe, durch die Unabhängigkeit der spanischen Kolonieen neue große Verhältnisse zwischen Amerika und Europa herbeizuführen.

beendigt worden, ohne von Seiten des bei Ruremonde stehenden 110,000 Mann starken Heeres der Verbündeten das mindeste Hinderniß zu erfahren. Die Besatzung bestand aus kaiserlichen und holländischen Truppen, unter dem Befehl des Freiherrn d'Alva, der den Platz mit seltener Geschicklichkeit und Entschlossenheit vertheidigte. In wiederholten Ausfällen hatte er den Belagerern bedeutenden Abbruch gethan, als diese sich in dem bedeckten Wege festsetzten. In diesem Kampfe hatten sie zweitausend Mann von ihren besten Truppen eingebüßt, und waren am folgenden Tage noch einmal aus dem verdeckten Wege wieder vertrieben worden. Ein voller Monat war seit der ersten Einschließung verflossen. Damit nun die Feindseligkeiten nicht noch weiter getrieben würden, vereinigten sich die Bevollmächtigten zu Aachen dahin: „daß, zur Ehre der Waffen seiner allerchristlichsten Majestät, die Stadt Maastricht an dessen General mit der Bedingung übergeben werden sollte, daß sie mit allen Magazinen und schweren Geschützen zurückgegeben würde.“ Auf diese Weise kamen die Franzosen in den Besitz von Mastricht; und von diesem Augenblick an hörten alle Feindseligkeiten auf.

Die russischen Hülfstruppen, 37,000 Mann stark, waren, unter dem Oberbefehl des Fürsten Repnin, um diese Zeit bis nach Mähren vorgedrungen. Von hier aus sollten sie nach Franken vorgehen, als der König von Frankreich erklärte, er werde die Festungswerke von Maastricht und Berg op Zoom zerstören, wenn die Russen noch weiter vordrängen. Auf diese Erklärung beschlossen die Bevollmächtigten, daß die russischen Truppen nach ihrer Heimath zurückkehren, der französische Monarch aber eine

gleiche Anzahl seiner Truppen entlassen sollte. Ludwig der Funfzehnte nahm diese Bedingung an; und weil die Jahreszeit bereits vorgerückt war, so erhielten die Russen ihre Winterquartiere in Mähren und Böhmen, während eben so viel Franzosen von Flandern nach Piccardie zogen. Der Waffenstillstand wurde nunmehr in den sämmtlichen Hauptstädten der kriegführenden Mächte bekannt gemacht, und auch der Seekrieg, der in Ost- und Westindien fortgesetzt war, kam zum Stillstand.

So endigte denn endlich ein Krieg, der, von welcher Seite man ihn auch betrachten möge, zu den allermerkwürdigsten des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Abgesehen von den Beweggründen, welche Friedrich den Zweiten zur Ergreifung der Waffen bestimmten, kann man sich kein Geheimniß daraus machen, daß die zivilisirtesten Staaten Europa's angefangen hatten, den Krieg systematisch als Mittel zur Begünstigung der Industrie aufzufassen und zu gebrauchen. Am bestimmtesten geht dies aus den letzten Artikeln des Aachener Friedens hervor, d. h. aus denjenigen, wodurch das Verhältniß von Frankreich und England geregelt wurde. Wie groß auch der Aufwand war, womit England den Krieg geführt hatte, so gab es doch alle jenseits des Meeres gemachten Eroberungen zurück. Diese Großmuth setzte gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts um so mehr in Erstaunen, als Englands National-Schuld sich um die Zeit des Aachener Friedens auf 80 Millionen Pf. St. — damals in dem öffentlichen Urtheil eine so ungeheure Summe, daß sich die Idee eines nahe bevorstehenden Bankerots nicht davon trennen ließ — erhoben hatte. Allein das Geheim-

niß dieser scheinbaren Großmuth lag in der Vorstellung, welche in diesen Zeiten von dem Handel, als Hauptquelle der öffentlichen Wohlfahrt, allgemein verbreitet war. Weit davon entfernt, in ihm das Band zu sehen, das alle Nationen vereinigen soll, faßte man ihn nur von Seiten der Geldvortheile auf, die er gewährte. Mit Einem Worte: das sogenannte Merkantil-System bestimmte die Politik. Weil man monopolisiren wollte, so zerstörte man, so viel man konnte; und wenn das Zerstören seine nothwendige Gränze gefunden hatte, schloß man Frieden in der Voraussetzung, daß ein negativer Vortheil einen positiven vorbereiten könne. Eine so fehlerhafte Ansicht konnte nicht eher weichen, als bis die Theorie des Geldes vollständiger entwickelt war durch eine vollkommnere Anschauung vom Wesen der menschlichen Gesellschaft.

Der nächste Abschnitt wird darthun, auf welchem Wege diese vollkommnere Anschauung vorbereitet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Grafen von St. Simon.

Zweiter Artikel.

Nachdem St. Simon, im ersten Bande seiner Einleitung in die wissenschaftlichen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts, sich über die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reorganisation der Philosophie ausgesprochen hat, giebt er im zweiten Bande die Bahn der Kritik auf, um zur Organisation des neuen Systems vorzuschreiten. Alle seine Zeitgenossen fordert er zur Theilnahme an diesem großen Werke auf; und der Zurückhaltung und der ausschließenden Anmaßung gleich sehr entsagend, legt er ihrer Erörterung eine Fülle von Materialien dar, die er in allen Richtungen zusammengebracht hat. „Theilt mir — ruft er ihnen zu — eure Bemerkungen mit; und laßt uns durch die Erörterung die Gedanken aufhellen, die ich euch vorlegen werde! Das Ziel, das ich mir beim Beginn dieses Werks gesteckt habe, ist, eine neue enzyklopädische Arbeit in Gang zu bringen. Noch fühle ich mich nicht im Stande, die Vorrede dazu abzufassen; allein ich habe Materialien für diese Arbeit gesammelt: ich habe eine gewisse Anzahl von Ideen aufgeklärt, welche dahin gehören, und diese Ideen, diese Materialien sind es, was ich euch vor Augen legen werde in einer Episode, die ich Mein Porte-Feuille nennen möchte."

In diesem zweiten Bande hat St. Simon die wichtigsten Fragen abgehandelt, womit der menschliche Geist sich jemals beschäftigt hat: Fragen, welche theils die höchste Allgemeinheit haben, theils sich auf die Umstände beziehen, worin er sich befand.

Von allen Kapiteln des Werks in diesem Artikel zu reden, ist unmöglich; außerdem aber würde es am unrechten Orte seyn, da wir kein ander Ziel verfolgen, als zu zeigen, wie St. Simon durch seine philosophischen Arbeiten zu seiner wissenschaftlichen Betriebsamkeitslehre gelangt ist.

Wir haben im ersten Artikel bereits bemerkt, wie St. Simons früheste Anstrengungen auf eine Philosophie von Gott gerichtet waren, und wie er sich hierauf in den physiologischen Gesichtspunkt stellte, und seine ganze Thätigkeit darauf beschränkte, die Philosophie, oder die allgemeine Wissenschaft vom Menschen, in ein System zu bringen. Wirklich beziehen sich alle in dem zweiten Bande der Einleitung ausgekramten Ideen noch auf die erstere Philosophie: alle Fragen womit sich der Verfasser beschäftigt, sind in einem neuen Lichte dargestellt, und an Eine Fundamental-Hypothese geknüpft, wodurch er alle Erscheinungen des Universums zu umfassen versucht hatte. Da indeß diese allgemeinen Formen der Philosophie — die astronomische und die physiologische — nothwendig eine große Anzahl von gemeinschaftlichen Punkten darbieten: so finden wir in St. Simons ersten Arbeiten, welche gänzlich nach der ersten Form gedacht sind, eine Menge wichtiger Ideen,

welche ihr Urheber späterhin in einer neuen Ordnung zusammengestellt hat.

Wir halten uns nicht bei den physischen Hypothesen auf, vermöge welcher St. Simon sich die Allgemeinheit der astronomischen, physischen, chemischen und physiologischen Erscheinungen vorstellte. Da es unmöglich ist, die Genauigkeit eines so allgemeinen Gesetzes, wie dasjenige ist, das, nach St. Simon, ausschließend die Benennung universeller Gravitation führen soll, durch die Beobachtung zu verifiziren: so spricht schon diese Unmöglichkeit gewissermaßen los von jeder Untersuchung über die Richtigkeit der Folgerungen, welche aus diesem Gesetze herfließen, und a priori kann man von dem Gegentheil gewiß seyn. Wollten wir indeß St. Simons Hypothese mit allen denjenigen vergleichen, welche der menschliche Geist in seiner Verwegenheit hervorgebracht hat, um den Mechanismus des Universums zu erklären: so würden wir sie zuverlässig zu den ureigensten und feuchtbarsten rechnen. Unsere vollständige Meinung darüber bei einer anderen Gelegenheit.

Wir beschäftigen uns in diesem Artikel also nur mit den Abschnitten des St. Simonschen Porte-Feuille, worin die Ideen des Verfassers hinsichtlich der Wissenschaft vom Menschen niedergelegt sind: Ideen, die er in späteren Arbeiten über diese Wissenschaft vollständiger entwickelt hat.

Vom Menschen und von den Thieren. St. Simon betrachtet Anfangs die Totalität der lebendigen Wesen aus einem einzigen Gesichtspunkte, und läßt sich sodann in eine besondere Erforschung des Menschlichen ein.

Er betrachtet den Menschen als das letzte Glied in der Reihe der Thiere, und drückt sich folgender Gestalt aus:

„Ursprünglich ist der Mensch nicht durch eine starke Abmarkungslinie von den übrigen Thieren gesondert gewesen. Vergleicht man seine Organisation mit der Organisation der übrigen Thiere, so entdeckt man, daß seine innerliche und äußerliche Struktur, im Ganzen genommen, die allervortheilhafteste ist. Wozu seine sittliche Ueberlegenheit einer anderen Ursache zuschreiben? Die Sonderungslinie zwischen dem Verstande des Menschen und dem Instinkte der Thiere ist nicht eher gezogen worden, als bis es ein System verabredeter Zeichen gab, worin gesprochen und geschrieben wurde.“

„Wenn der Unterschied zwischen dem Verstande des Menschen, und dem der Thiere, heut zu Tage, unermeßlich ist, so rührt dies daher, daß sich der Mensch, von seiner ersten Erzeugung an, immer in der, für seine Vervollkommnung vortheilhaftesten Lage befunden hat. Der Anwuchs seiner Gattung hat beständig zugenommen, während die Bevölkerung der nach ihm klügsten Thiere immer im Abnehmen geblieben ist. In allen seinen Beziehungen mit den übrigen Thieren hat er der Entwickelung der Fähigkeiten derselben geschadet, theils indem er sie genöthigt hat, sich in die Wildniß zurückzuziehen, theils indem er sie zu Sklaven gemacht, und sich standhaft der Entwickelung solcher Fähigkeiten widersetzt hat, wodurch sie das Mittel gewinnen konnten, sich in einen Kampf mit ihm einzulassen, theils endlich, indem er aus allen Kräften die Entwickelung derjenigen Fähigkeiten begünstigt hat, die ihm nützlich sind; so daß das Moralische des Men-

schen sich immer hat vervollkommnen müssen, während das der übrigen Thiere sich immer verschlechtert hat.“

„Wenn die menschliche Gattung von dem Erdball verschwände, so würde sich die Gattung vervollkommnen, welche nach ihr am besten organisirt wäre.“

„Für die Richtigkeit gewisser politischer Urtheile ist es wesentlich, das menschliche Geschlecht, als in mehrere Varietäten gesondert, zu betrachten. Unter diesen aber ist die europäische die erste, weil sie sich in demjenigen Theile des Erdballs niedergelassen und behauptet hat, welcher das meiste Korn hervorbringt, und das meiste Eisen enthält.“

Indem man diese Anschauung St. Simons entwikkelt, wendet man das, was über das allgemeine Verhältniß zwischen dem Menschen und den Thieren behauptet worden ist, mit den nöthigen Abstufungen auf die Verhältnisse der verschiedenen Raßen des menschlichen Geschlechts an; und man findet alsdann, daß die, vermöge ihrer Organisation überlegenen Raßen damit angefangen haben, die niedrigeren Raßen als folgsame Werkzeuge zu betrachten, mit welchen sie nicht eher auf dem Fuße der Gleichheit leben mochten, als bis die Zeit gekommen war, wo die Fähigkeit, sich geistig und materiell zu vergesellschaften, der herrschenden und der dienenden Raße gemein geworden war. Auch ist dies das stätige Gesetz der Vergangenheit; alle gesellschaftliche Erziehung hat mit der gewaltsamen Richtung angefangen, welche der Starke dem Schwachen gegeben hat. Begonnen hat die menschliche Gesellschaft mit Kampf; endigen aber wird sie mit allgemeiner Verbrüderung. Die, welche sich von der Organi-

kation der niedrigern Gattungen zu viel versprechen, d. h. derjenigen, welche der Mensch im Sklavenzustande erhält, können mindestens ihren Roman für die Zukunft auf dieſen Gedanken stützen. Es handelt sich also, um dies im Vorbeigehen zu sagen, nicht um unbedingte Freiheit für die Schwarzen und für die Weissen; die Neger-Raße befreiet sich, oder wird freigelassen, von dem Tage an, wo gemeinschaftliche Gedanken und Gefühle sie zum Eintritt in die menschliche Vergesellschaftung, und zum Genuß der Vorzüge berufen, die ihrem Einsatze angemessen ist. Jede andere Art und Weise, diese wichtige Frage zu betrachten, führt dahin, daß man den Sklavenzustand entweder für ewig, oder auch für einen solchen hält, der allenthalben, wo er angetroffen wird, ersetzt werden müsse durch ein gesellschaftliches Regiment, das dem der Europäer konform ist, und eine unbedingte Gemeinschaft von Raßen ganz verschiedener Zivilisation in sich schließt. Dieser zweite Gesichtspunkt schmeichelt unseren gegenwärtigen Gefühlen unstreitig mehr, als der erste; allein die Erfahrung hat bewiesen, wie gefährlich es sei, ihn als wesentliche Grundlage bei politischen Betrachtungen zuzulassen.

Wir kehren zur angeführten Stelle zurück, welche der Verfasser auf folgende Weise schließt:

„Indem der Physiolog die Geschichte der Menschheit studirt, bemerkt er, mit der lebhaftesten Theilnahme, die Mittel, wodurch die Anomalien dahin gelangt sind, sich zu bevorrechteten Korporationen auszubilden. Er unterscheidet zwei Arten von Anomalien: die militärische und die wissenschaftliche u. s. w.“

„Sobald die Schule die Ueberzeugung gewonnen ha-

ben wird, daß die Einführung der Geistlichkeit und des Adels ein organisches Resultat des menschlichen Geschlechts ist, wird sie jeden, auf die Vernichtung dieser Korporation abzweckenden Gedanken verwerfen, und nur die wissenschaftlichen Arbeiten zulassen, welche darauf ausgehen, zu beweisen: 1) daß die Korporationen der Geistlichkeit und des Adels zusammengesetzt werden müssen aus den hervorstechendsten Anomalien; 2) daß die Geistlichkeit und der Adel von neuem organisirt und konstituirt werden müssen, wenn die Einzelnen, aus denen sie zusammengesetzt sind, nicht ungemein ausgezeichnete und augenfällig überlegene Eigenschaften besitzen *)."

„Der Physiolog, dessen kräftig organisirter Kopf sich durch den Gedanken in die Zeit versetzt, wo die Thiere gebildet wurden, kehrt, nachdem er die allmähligen Fortschritte des menschlichen Verstandes im Laufe der Jahrhunderte beobachtet hat, zu seinen Landsleuten mit Ideen zurück, welche die Mittel zur Verbesserung ihres Schicksals enthalten."

Von dem Menschen und von der Gesellschaft. In diesem Bande beginnt St. Simon die Idee von der Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes, oder vielmehr die Idee seiner Entwickelung näher zu bestimmen, und sie direkt auf die Erforschung der gesellschaftlichen Zukunft anzuwenden.

Condorcet hatte gesagt: der Fortschritt des

---

*) Es scheint uns unmöglich, die historische und philosophische Idee der weltlichen und geistlichen Gewalten auf eine unreinere Weise darzustellen.

menschlichen Geistes ist denselben allgemeinen Gesetzen unterworfen, welche in der individuellen Entwickelung unserer Fähigkeiten wahrgenommen werden; denn er ist das Ergebniß dieser Entwickelung, diese als Etwas betrachtet, das gleichzeitig in einer großen Zahl von Individuen vorgeht, die zu einer Gesellschaft vereinigt sind.

Diese Anschauung Condorcets ist der eigentliche Punkt, welcher die Wissenschaft des Individuums von der des gesellschaftlichen Menschen sondert; nachdem die individuelle Physiologie der gesellschaftlichen Physiologie die Mittel gereicht hat, ihren Abgangspunkt aufzuklären, giebt sie ihr noch eine erste allgemeine Ansicht, und läßt ,. hierauf ihren besonderen Gang wählen.

Wir sagen: eine erste Ansicht. Denn, wie St. Simon es späterhin sehr richtig anerkannt hat, die Kenntniß des Gesetzes der gesellschaftlichen Entwickelung kann nur aus einer direkten und philosophischen Klassifikation der allgemeinen Thatsachen der Vergangenheit hervorgehen; Condorcets Meinung hingegen bietet nichts Anderes dar, als eine unvermeidliche Analogie, welche höchstens benutzt werden kann zu einem Einschiebsel in die Reihe der Fortschritte des menschlichen Geistes, um die Verkettung der historischen Thatsachen fühlbarer zu machen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Analogie sich auf eine Menge Thatsachen anwenden läßt, welche in den Augen desjenigen Philosophen, der sie als ein Werkzeug der Beobachtung zu benutzen versteht, betrachtlicher wird; und verbindet man sie mit einer anderen Ansicht, welche aus der allgemeinen

Physik der organischen Körper herrührt, so wird man wenig Thatsachen antreffen, welche dieser vorläufigen Theorie entschlüpfen.

Es scheint nicht, als habe Condorcet die ganze Wichtigkeit seiner Anschauung empfunden; denn er hat daraus im Fortgange seines Werks keine bedeutende Folgerung gezogen. Er scheint eben so wenig gefühlt zu haben, wie nothwendig es war, diesen Satz a posteriori, d. h. durch die Beobachtung der historischen Thatsachen, zu beweisen.

Die Vergleichung des Individuums und der Gattung ist nichts weniger als neu. Da der Mensch damit angefangen hat, alles, was ihm umgab, zu personifiziren, so hat er nicht ermangelt, die Gesellschaft nach seinem Bilde zu formen. Zwei wichtige Betrachtungen haben, vor allem, die Analogie des Individuums und der Gesellschaft begünstigt. Zunächst bietet uns die, nach der Altersordnung eingetheilte Gesellschaft standhaft das Gemählde der individuellen Entwickelung, als das Ergebniß der Vergleichung aller Klassen dar; alsdann aber zeigt uns die Geschichte, unter mancherlei Umständen, die, in der Gesellschaft nach und nach vorherrschenden verschiedenen Phasen der individuellen Entwickelung in derselben Ordnung, worin sie im Individuum erscheinen. Verallgemeinert man diese Beobachtungen, so gelangt man dahin, als Gesetz für die Entwickelung der gesellschaftlichen Intelligenz, das der Entwickelung des individuellen Verstandes zu betrachten, und es hinterher zum Abgangspunkt in der Erforschung der Zukunft des Geschlechts zu benutzen. Wir begreifen nicht, wie es möglich sei, auf einem anderen Wege zu

dieser Analogie zu gelangen, und sie auf die bloße Andeutung Condorcets a priori festzustellen. Die gesellschaftliche Entwickelung hat ganz unstreitig die individuelle Entwikkelung zu ihrem Elemente; allein wie will man aus diesem einzigen Umstande herleiten, daß es sich mit der einen eben so verhält, wie mit der andern?

Auf folgende Weise stellt St. Simon in dem Werke, das wir hier untersuchen, diese wichtige Idee dar:

„Die allgemeine Intelligenz und der individuelle Verstand entwickeln sich nach demselben Gesetz. Diese beiden Erscheinungen sind nur verschieden in Bezug auf die Dimension der Stufenleitern, auf welchen sie konstruirt worden sind. Leicht bestätigt durch eine vergleichene Prüfung des Ganges des menschlichen Geistes, und der Entwickelung des individuellen Verstandes, bietet diese Wahrheit den Vortheil dar, daß man das künftige Schicksal des menschlichen Geschlechts erkennen kann; denn dies Schicksal wird gleich seyn dem Schicksale eines Menschen, der in einem Alter steht, welches dem gegenwärtigen Alter des Geschlechts bis zu dessen Tode entspricht."

Der Verfasser setzt hierauf die Hauptthatsachen der Entwickelung, sowohl des individuellen als des allgemeinen Verstandes, auseinander. Da er im Laufe seines Werks sehr häufig auf diese Vergleichung zurückgekommen ist: so halten wir uns dabei nicht auf, und gehen über zu der Art und Weise, wie der Verfasser die historischen Arbeiten auffaßt.

Von der Geschichte. Nur die Verkettung der allgemeinen Ideen, nur die Entwickelung des menschlichen Geistes will St. Simon in den geschichtlichen Arbeiten finden;

finden; denn die gesellschaftliche Zukunft ist das Einzige, was ihn beschäftigt. Wie aber dahin gelangen, wenn die Geschichte nicht auf der höchsten Stufe wissenschaftlicher Allgemeinheit gedacht ist, wenn sie nichts weiter enthält, als eine verworrene Anhäufung von untergeordneten Thatsachen und unsicherer Zeitangaben?

St. Simon ist nicht der Meinung, daß man aus dem Studium des höheren Alterthums für die philosophische Geschichte großen Nutzen ziehen könne!

„Die Geschichte — sagt er — scheint mir erst seit Sokrates recht anziehend und belehrend. Untersuchungen über Begebenheiten, welche über seine Zeit hinausgehen, sind in meinen Augen denjenigen gleich, die ein Mensch mit großer Sorgfalt darüber anstellt, was er wohl gedacht haben möge zu einer Zeit, wo er an der Brust seiner Amme lag, oder während seiner Entwöhnung, oder auch während der Jahre, wo er lesen und schreiben lernte, bis er das Alter der Mannbarkeit erreichte. Untersuchungen über die Geschichte der Chinesen und Hindu müssen tüchtige Köpfe wenig beschäftigen. Am Tage liegt, daß diese Völker in der Kindheit geblieben sind; daß sie die geringen Fortschritte, welche sie seit Confuzius gemacht haben, den Beziehungen verdanken, worin sie mit den Europäern gerathen sind. Es ist ausgemacht, daß man eine gute Geschichte der Fortschritte des menschlichen Geistes zu Stande bringen kann, ohne von den wissenschaftlichen Arbeiten der Hindu und der Chinesen zu reden."

„Die Geschichte ist bis auf die gegenwärtige Zeit schlecht eingetheilt worden. Alle, nach und nach, von der Schule gestalteten Eintheilungen haben die Zeit auf eine

sehr ungleiche Weise gesondert; und die Epochen, die man gewählt hat, um diese Eintheilungen abzugränzen, sind keineswegeß in der allgemeinen Reihe der Entwickelung des menschlichen Verstandes gegründet; sie sind vielmehr immer aus der Klasse der untergeordneten und der Lokal-Begebenheiten geschöpft worden. Auf religiös- oder militärisch-politische Thatsachen haben die Geschichtschreiber bisher ihre Aufmerksamkeit gerichtet; sie haben sich nicht hoch genug gestellt, um den rechten Gesichtspunkt zu gewinnen. Condorcet ist der erste Schriftsteller, der es unternommen hat, eine Geschichte des menschlichen Geistes abzufassen; aber die philanthropische Leidenschaft, die ihn beherrschte, hat seine Augen bezaubert. Das ist nicht eine Geschichte, wovon er einen Umriß gegeben hat; das ist die Skizze eines Romans. Er hat die Dinge nicht gesehen, wie sie sind, sondern wie er wollte, daß sie seyn sollten."

„Bis zur Zeit des Sokrates hatte keine von den vier Völkerschaften, die von den Berghöhen der Tartarei herabgestiegen sind, eine große Ueberlegenheit über die übrigen errungen; sie hatten alle, jede von ihrer Seite, beinahe gleiche Fortschritte gemacht. Jede hatte sich, ganz aus eigenen Kräften, zur Idee der Gottheit erhoben; aber keine von ihnen hatte diese Idee sehr klar gefaßt. Sokrates ist, nach Aussage der Geschichte, der Erste, welcher dieser Idee den Charakter der Einheit gegeben hat — der Erste, welcher ankündigte, daß man die Idee „Gott" zum Werkzeug wissenschaftlicher Kombinationen erheben müsse. Er ist der Gründer der allgemeinen Wissenschaft. Bis auf Sokrates waren die Ideen nur lose zusammengefügt; er hat sie zuerst systematisch verbunden."

„Von Sokrates an bis auf unsere Zeiten, sind die wissenschaftlichen Arbeiten ohne Unterbrechung fortgegangen. Das siebente, achte, neunte, zehnte, elfte und zwölfte Jahrhundert, die man zusammen die mittlere Zeit nennt, sind nicht Jahrhunderte einer allgemeinen Barbarei gewesen. Gewisse Völker, welche wir Barbaren nennen, waren damals in einem hohen Grade polizirt. Sie haben das wissenschaftliche Feld, das wir gegenwärtig anbauen, urbar gemacht."

„Da Sokrates der erste war, der sich zu einem allgemeinen Gesichtspunkt erhob: so haben seine Arbeiten ganz offenbar die Epoche bezeichnet, welche die alte Geschichte von der neueren Geschichte sondert."

„Die Geschichte theilt sich also in zwei große Theile: seit dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts bis auf Sokrates alte Geschichte; von Sokrates an bis auf uns neuere Geschichte. Die alte Geschichte ist für die Menschheit, was für ein Individuum die Geschichte seiner Kindheit ist: der unwichtigste, der am wenigsten anziehende, der am mindesten unterrichtende Theil. Ich schlage vor, die alte Geschichte in zwei Theile zu sondern; der erste würde vom Ursprunge des menschlichen Geschlechts bis auf Moses, der zweite von Moses bis auf Sokrates reichen. Die vor-mosaische Zeit ist für den Geschichtforscher mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt; mit einem Schleier, den nur das Auge des physiologischen Physikers durchdringen kann. Sehr schwaches Licht bestrahlt die historischen Begebenheiten von Moses bis auf Sokrates; die Chronik ist höchst unvollständig. Der Geschichtschreiber könnte indeß ein ziemlich anziehendes Gemälde von

dem Jahrtausend entwerfen, während dessen die Aegyptier die Fortschritte der Griechen in den schönen Künsten vorbereiteten. Doch niemals wird dieser Theil der Geschichte gut abgefaßt werden; aus keinem anderen Grunde, als weil Jeder, der die nöthige Fähigkeit dazu hat, weit lieber an der neueren Geschichte arbeiten wird; denn diese schließt die anziehendsten Gegenstände in sich, denen die ersten Maler ihre Pinsel zuwenden."

Von den Fortschritten der allgemeinen Idee. Die Geschichte von den Fortschritten des menschlichen Geistes besteht aus eben so viel Reihen allgemeiner und gleichartiger Thatsachen, als es gesonderte Arbeiten der menschlichen Gesellschaft giebt. Sie muß also enthalten: eine Reihe der Wissenschaften, eine Reihe der schönen Künste, eine Reihe der Betriebsamkeit, zuletzt eine allgemeine Reihe der Philosophie und der gesellschaftlichen Organisation, welche den drei vorgenannten großen Reihen als Band und Prinzip dient. Die philosophische Reihe gewährt, an und für sich, eine vollständige Vertretung der allgemeinen Fortschritte des menschlichen Geistes. Die übrigen historischen Reihen knüpfen sich an dieselbe nur an, wie sich besondere Ideen und Thatsachen an allgemeine Ideen und Thatsachen knüpfen. Aus dem erhabensten Gesichtspunkte betrachtet, ist diese Reihe in sich selbst nur der Fortschritt der allgemeinen Idee, deren auf einander folgende Modifikationen die wichtigsten Phasen der Zivilisation bezeichnet haben. St. Simon hat die Hauptabtheilungen dieser Reihe gemacht, welche alle übrigen beherrscht; und er hat zugleich die Methode angezeigt, welche befolgt werden muß, um die Zwischenräume auszufüllen. Wir führen

hier die Stelle seines Werks an, wo er den Gedanken angiebt, welcher dieser großen philosophischen Arbeit zur Grundlage dienen müsse. Welches Urtheil man auch über die Wahl und die Abgränzung der von St. Simon angedeuteten historischen Abtheilung fällen möge: so ist doch die Mutter-Idee der ganzen Arbeit deßhalb nicht minder klar ausgesprochen und entwickelt in folgender Anführung.

„Die Aegyptier, sagt er, haben die Gestirne, die Flüsse, die Gebirge, gewisse Pflanzenarten, einige Thiere angebetet. Denjenigen von diesen Wesen, die ihnen den meisten Einfluß auf die Begebenheiten zu haben schienen, haben sie die Sorge der Weltregierung anvertraut. Diese Wesen sind für sie die ersten Ursachen gewesen."

„Bei den Griechen vergöttlichte Homer jede moralische Eigenschaft. Der Olymp war eine oberste Rathsversammlung, welcher die Pflicht oblag, das Universum zu leiten."

„Sokrates faßte hierauf den Gedanken, die sämmtlichen Gewalten des Olymps einem Einzigen anzuvertrauen. Er verkündigte, daß es Einen Gott gebe, und daß dieser Gott Alles, sowohl in seinem Ganzen, als in seinen Einzelheiten regiere."

„Descartes endlich hat gesagt: Gott hat das Universum geschaffen. Er hat es einem unveränderlichen Gesetze unterworfen."

„Descartes hat jede Idee von Offenbarung, jeden blinden Glauben ausgeschlossen. Er hat die Menschen angespornt, sich zu unterrichten, und nur die Trägen unter den Gläubigen verdammt."

„In der allgemeinen Wissenschaft hat also der menschliche Geist damit angefangen, daß er an das Daseyn einer Menge unabhängiger Ursachen glaubte.“

„Er hat alsdann die Idee mehrerer Ursachen angenommen, diese als Bruchtheile desselben Ganzen (der Intelligenz) betrachtet.“

„Er hat sich sodann zur Idee einer einigen Universal-Intelligenz erhoben: nämlich zu der Idee „Gott“.“

„Er hat zuletzt gefühlt, daß, da die Beziehungen zwischen Gott und dem Universum unbegreiflich und gleichgültig sind — das letztere, weil Gott, nachdem er alles, was geschehen würde, vorhergesehen hat, an der von ihm eingeführten Ordnung nichts ändern kann — er sich auf die Untersuchung der Thatsachen legen, und die allgemeinste Thatsache, welche er als einzige Ursache aller Phänomene entdecken würde, betrachten müsse.“

„Wie bedeutend auch die Vervollkommnungen seyn mögen, welche die allgemeine Idee erfahren hat, so hat sie sich doch gleich zu Anfang mit dem philosophischen Charakter gezeigt; sie hat hierauf den wissenschaftlichen Charakter angenommen, und sich zuletzt mit dem religiösen bekleidet.“

„Sie wurde alsdann abergläubisch, und sank in Verachtung.“

„Cicero hatte noch nicht lange gesagt: „er begreife nicht, wie zwei Auguren sich begegnen könnten, ohne zu lachen:“ so trat der Theismus an die Stelle des Heidenthums.“

„Die Idee der göttlichen Einheit ist in dem Kopfe ihres Urhebers rein philosophisch gewesen. Platon und

Aristoteles haben angefangen, ihr eine wissenschaftliche Form zu geben: ein Charakter, den sie, je mehr und mehr, bis zur Einführung der christlichen Religion angenommen hat."

„Descartes", sag' ich, hat Vernunftschluß und Beobachtung an die Stelle des Glaubens gebracht; er hat das Ideen-System auf diese Grundlage gestützt. Allein, um dies System zu organisiren, fehlte es ihm an den Thatsachen. Ich will damit nichts weiter sagen, als daß er keine allgemeine Thatsache gefunden hat."

„Seit Descartes, sind Locke und Newton die beiden ausgezeichnetsten Gelehrten gewesen: sie haben vortreffliche Materialien zusammengebracht, aber sie haben sie nicht zu gebrauchen verstanden."

„Die Modifikation der allgemeinen Idee, an deren Vervollkommung das menschliche Geschlecht gegenwärtig arbeitet, ist von Bacon in Gang gebracht worden, in dessen Werken sie den rein philosophischen Charakter hat. Descartes hat angefangen, ihr den wissenschaftlichen Charakter zu geben. Locke und Newton haben, wie ich so eben gesagt habe, die Mittel gefunden, ihr diesen Charakter auf eine unauslöschliche Weise einzudrücken. Die Umstände begünstigen die Organisation eines neuen Systems."

Von der Religion. Nach allem, was über den Fortschritt der allgemeinen Idee gesagt worden ist, begreift man leicht, wie St. Simon die Religion auffassen wird. Alle individuelle Glaubens-Systeme aus dem Spiele lassend, beobachtet unser Philosoph in der Gesellschaft die Beziehungen der religiösen Institution zu den Wissenschaften und der Philosophie. Alle alten religiösen Dogmen sind im Grunde eine empfindsame Umwandlung der ersten

wissenschaftlichen Anschauungen der Menschheit, und ganz positiv betrachtet, ist die Religion eine angewendete Wissenschaft, welche zum Verbindungsmittel zwischen den Gelehrten und dem Volke, und zur Grundlage der sittlichen Belehrung dient. In ihrer Entwickelung ist sie immer dem Fortschritte der allgemeinen Idee gefolgt; und so ist der Fetischismus von dem Polytheismus, und dieser von dem Theismus verdrängt worden.

Der Theismus ist die philosophische Grundlage der christlichen Lehre. „Die Schüler der Apostel, sagt St. Simon, verbreiteten sich nach allen Seiten hin, um die neue Religion zu lehren; vor allen Dingen ließen sie sich angelegen seyn, die Bewohner der Hauptstadt der Welt zu bekehren. Zu Rom eröffneten sie ihre Hauptschule. Dies Korps von Professoren des Theismus (dem man die Benennung der Kleriker gab) hat sich der Auflösung der römischen Sitten, und den wilden Gewohnheiten der Barbaren, welche Italien verheert hatten, kräftig widersetzt."

„Die Geistlichkeit (le clergé) ist das Band, das die europäische Konföderation zu Stande gebracht hat, und wodurch sie die mächtigste von allen, welche jemals dagewesen sind, geworden ist; denn hat sie sich nicht die Bewohner aller übrigen Theile des Erdballes unterworfen?"

„Unter dem Papste Hildebrand gelangte die Geistlichkeit zum höchsten Grade ihrer Macht. Seit dieser Zeit, hat ihre Gewalt sich zu vermindern angefangen. Doch ist die Abnahme sehr allmählig erfolgt; sie gab ihr Uebergewicht über die Menschheit ungefähr eben so auf, wie sich

das Meer von Stellen zurückzieht, welche zu Land werden. Bisweilen litt sie große Verluste; aber sie brachte dieselben bald darauf wieder mit großem Gewinn ein. Erst vom funfzehnten Jahrhunderte an wurde ihr Fall reißend."

„In diesem Jahrhundert brach der wissenschaftliche Tag, dessen Morgenröthe man zu Bagdad unter dem Kaliphen El-Mamoun wahrgenommen hatte, in Italien sehr merklich ein. Die schönen Künste nahmen einen neuen Aufflug: Raphael, Michel-Angelo, Leonard da Vinci gaben ihnen denselben; alle drei aber waren Laien. Nicht lange darauf hob Macchiavelli den Vorhang, welcher das Verfahren des heiligen Kollegiums verbarg. Er gab den ersten deutlichen Begriff von dem Mechanismus seiner politischen Kombinationen; er zeigte, daß nicht die von der Geistlichkeit gepredigten Grundsätze die Mittel wären, wodurch sie ihre Macht bewahrte. Er bestätigte, daß die Priesterschaft sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigte, und an nichts weniger dächte, als an Beförderung der Aufklärung und Wissenschaft."

„Sodann trat Copernikus auf. Er gab eine neue Ansicht von der Lage und der Bewegung der Gestirne, die von dem Sonnen-System abhangen. Kepler diktirte den Mathematikern die Gesetze, die sie zu befolgen hätten, um die Veränderungen in der Lage dieser Gestirne zu berechnen; und Galilei, die Ideen des Copernikus und Kepler anwendend, sagte: die Erde bewegt sich um ihre Achse."

„Auf dieses Wort bewaffnete sich das heilige Kollegium wider die Neuerer. Der Stoß war wider sein Herz

gerichtet. Es wendete also alle Kräfte an, ihn abzuwenden." „Die Erde, sagte es, kann sich nicht bewegen; denn nicht die Erde, sondern die Sonne hat Josua zum Stillstande gebracht. In den heiligen Schriften giebt es eine Unzahl von Beweisen, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt, und daß alles für den Menschen geschaffen ist."

„Von dieser Zeit an ist das Versinken der katholischen Geistlichkeit mit einer solchen Schnelligkeit erfolgt, daß selbst die mittelmäßigsten Köpfe die Begebenheiten verketten können, welche dem Todeskampfe, worin sie gegenwärtig liegt, vorangegangen sind.

„Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschienen zwei neue Gestirne am wissenschaftlichen Horizont. Bacon und Descartes erschütterten die ganze Masse des alten Tempels der Weisheit; sie bemächtigten sich der menschlichen Erkenntniß, und brachten sie in den Schmelztiegel, worauf sie philosophische Wahrheit aussprachen: der Mensch muß nichts für wahr annehmen, was nicht von seiner Vernunft gebilligt und von seiner Erfahrung bestätigt wird."

„Bald brachen die geistreichen Männer dem Gedanken in allen untergeordneten Richtungen neue Bahnen. Es bildeten sich Akademieen. Das Korps der Laien-Gelehrten, obgleich noch unvollkommen organisirt, bekämpfte die Geistlichkeit nicht ohne Erfolg. Bald übertraf es dieselbe in allen wissenschaftlichen Richtungen."

„Am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts regte Bossuet in dem heiligen Kollegium die Hoffnung an, daß es die Autorität, die seinen Händen entschlüpfte, noch ein-

mal erhaschen konnte. Bossuet gab ein fürchterliches Feuer auf die Ungläubigen; allein er erschöpfte das ganze Zeughaus des heil. Stuhls. Die Theologen blieben nicht lange im Vortheil; die Physiker gewannen sehr schnell ihr Uebergewicht wieder u. s. w."

„Das Ansehn und das Vermögen der katholischen Geistlichkeit sind durch die Umwälzung vernichtet worden; ihr Daseyn ist jetzt nur untergeordnet und erbettelt; sie hängt ganz von der Regierung ab."

Von der Moral. Wie die Religion, so folgt auch die Moral den Fortschritten der Philosophie. Es ist kein wahrer Satz, daß die Sonderungslinie, welche die sittlichen Handlungen von den unsittlichen scheidet, unbeweglich ist. Ohne Zweifel werden die Veränderungen, welche mit dieser Sonderungslinie vorgehen, langsam seyn, und einen längeren Zeitraum hindurch unbemerklich bleiben; denn die Sittenlehre, bestimmt, das Betragen der Einzelnen in allen ihren Beziehungen zur Gesellschaft zu leiten, beruht direkt und größtentheils auf der physiologischen Konstitution des Menschen, auf einer Konstitution, welche durch den Gang der Zivilisation nicht abgeändert zu werden scheint. Was demnach die Familie und die Elementar-Beziehungen der Gesellschaft angeht: so hat die Sittenlehre nur sehr schwache Modifikationen erfahren können. Was hingegen die direkte Uebereinstimmung individueller Handlungen mit der gesellschaftlichen Bestimmung betrifft: so ist die Sittenlehre sehr wohl einer Vervollkommnung fähig; und diese muß in demselben Maße erfolgen, worin jene Bestimmung täglich mehr erkannt und bestimmt wird. Damit diese Revolu-

tionen in der Sittenlehre fühlbar, damit neue Prinzipien ausgesprochen werden und bei der Erziehung vorherrschen, bedarf es der Jahrhunderte, bedarf es einer philosophischen Wiedergeburt.

Faßt man außerdem die religiösen Institutionen in ihrer Gesammtheit ins Auge, so sieht man, daß die Sittenlehre weit weniger von dem Unterschiede der Völker und der Klimaten abhängt, als der Kultus und das Dogma; und dies ist unstreitig der Hauptgrund, um dessentwillen die kritischen Philosophen die Sittenlehre für eben so unerschütterlich gehalten haben, als geometrische Sätze.

St. Simon hat, wie man vorhersehen kann, diese Unveränderlichkeit des sittlichen Gesetzbuches nicht angenommen; und nachdem er die Unzulänglichkeit des Prinzips der christlichen Moral, das gemeiniglich für das wichtigste gehalten wird, nachgewiesen hat, schlägt er vor, folgendes Prinzip an dessen Stelle zu bringen:

„Der Mensch muß arbeiten."

Und er fügt hinzu:

„Der glücklichste Mensch ist der, welcher arbeitet. Die glücklichste Familie ist die, deren sämmtliche Glieder ihre Zeit nützlich anwenden. Die glücklichste Nation ist die, welche die wenigsten Müssiggänger in ihrem Schoße trägt. Die Menschheit würde alles Glück, dessen sie fähig ist, genießen, wenn es nicht Leute gäbe, welche die Hände in den Schoß legen wollten."

„Ich bemerke, daß es wesentlich ist, der Idee von Arbeit alle Ausdehnung zu lassen, die ihr zukommen kann. Ein öffentlicher Beamter, ein Mensch, der sich den Wissenschaften, den schönen Künsten, der Manufaktur oder

Agrikultur-Betriebsamkeit hingegeben hat, diese arbeiten eben so bestimmt, wie der Tagelöhner, der die Erde gräbt, wie der Arbeitsmann, welcher die Lasten fortschafft. Allein ein Rentier, ein Gutsbesitzer, der keinem Stande angehört, der nicht in eigener Person die Arbeiten leitet, welche nothwendig sind, um das Eigenthum produktiv zu machen — ein solcher ist der Gesellschaft zur Last, selbst wenn er Allmosen spendet."

„Die, welche das Geld der Wissenschaften anbauen, haben von allen die meiste Sittlichkeit und sind die glücklichsten, weil ihre Arbeiten dem ganzen menschlichen Geschlecht zu Statten kommen."

„Der Gesetzgeber muß die freie Verfügung über das Eigenthum sichern."

„Der Sittenlehrer muß die öffentliche Meinung dahin führen, daß sie dem müßigen Eigenthümer durch Entziehung jeder Achtung bestraft."

„Die Katholiken werden mir unstreitig zurufen: das Evangelium verdammt den Müßiggang!"

„Meine Antwort ist, wie folgt: Die Ordnung, die man in die Auseinandersetzung seiner Ideen bringt, bestimmt den Grad der Wichtigkeit, welcher jeder einzelnen Idee zukommt. Vor Newtons Zeit wurde kein physisches Werk abgefaßt, worin nicht die Frage von der Schwerkraft der Körper abgehandelt worden wäre. Darf man daraus schließen, Newton habe nichts Neues gesagt, als er die allgemeine Gravitation zur Sprache brachte? Worin nun besteht das Neue, dessen Urheber Newton ist, wenn er von einer Sache redet, die vor ihm so vielfach be-

sprochen war? Newton hat einer Idee, welche vor ihm untergeordnet (sekundär) war, einen vorwiegenden Charakter ertheilt. So wie nun die Aufstellung des Prinzips der allgemeinen Gravitation in erster Linie eine große Veränderung in der Koordination der physischen Ideen zu Stande gebracht hat: eben so wird die Aufstellung des neuen Prinzips eine große Veränderung in der Sittenlehre bewirken."

Diese Stelle ist um so merkwürdiger, weil sie ganz offenbar den Keim der Betriebsamkeitslehre (Industrialismus) enthält, welche St. Simon zehn Jahre später aufstellte.

Von dem Katechismus. In jeder philosophischen, religiösen und moralischen Umwälzung, kommt eine neue Koordination der Ideen zu Stande, welche die Grundlage der Volksregierung, der allgemeinen Regierung bilden. Es bedarf einer Umschmelzung des Katechismus, dieses Haupt-Elementarbuchs, um es in Einklang zu bringen mit den Fortschritten des menschlichen Geistes. Dies war der Gedanke unseres Philosophen, und er drückt denselben in folgender Weise aus:

„Der Katechismus zerfällt in zwei Theile. In dem einen wird gelehrt, wie die Welt entstanden ist; in dem andern lehrt man den Menschen, wie er sich zu verhalten hat."

„Der Katechismus ist das wichtigste von allen Büchern; denn er ist das wissenschaftliche Band, welches alle Klassen der Gesellschaft mit einander vereinigt."

„Der Katechismus, den man gegenwärtig lehrt, taugt nichts. Was er über die Schöpfung der Welt in

sich schließt, steht in Widerspruch mit den Kenntnissen, die wir vom Welt-System erworben haben. Das Sittengesetz, das darin die Hauptrolle spielt, ist nur ein abgeleitetes Prinzip, und das Prinzip, das den obersten Rang einnehmen sollte, ist vermengt mit einer Menge untergeordneter Prinzipe."

„Ich sage: der Katechismus, den man gegenwärtig lehrt, taugt nichts. Allein ich sage nicht, ich denke auch nicht, daß dieser Katechismus um die Zeit seiner Entstehung ein schlechtes Werk gewesen sei. Ich glaube vielmehr, daß die Literaten, anstatt die geringe Achtung, die er gegenwärtig genießt, zu vermindern, alles, was in ihren Kräften steht, thun müssen, um die Ehrerbietung, welche die Gewohnheit ihm beweiset, so lange zu erhalten, bis ein Werk zu Stande gebracht ist, das ihn mit Vortheil ersetzen kann."

„Der erste Katechismus hat nichts weiter seyn können, als eine S a m m l u n g v o n A n s c h a u u n g e n. Der einzige, welcher heut zu Tage von aufgeklärten Völkern zugelassen werden kann, wird ein sehr abgemessener Auszug aus der organisirenden Enzyklopädie der positiven Philosophie seyn. Man wird also nicht eher einen guten Katechismus zu Stande bringen, als bis man eine gute Enzyklopädie hat."

V o n d e r G e i s t l i c h k e i t. In der Meinung St. Simons hinsichtlich der Sittenlehre, haben wir die erste Erschauung des Industrialismus, d. h. der wissenschaftlichen Betriebsamkeitslehre, unter dem w e l t l i c h e n Gesichtspunkte wahrgenommen. Jetzt handelt es sich um den g e i s t l i c h e n Theil der gesellschaftlichen Organisation. Die

Ideen des Verfassers in Bezug auf philosophische und religiöse Organisation haben uns bereits mit der wahren Beschaffenheit der Institution der Geistlichkeit bekannt gemacht. Es bleibt nur noch übrig, den Charakter ihrer Verbesserung für die Zukunft anzugeben, und die Fortschritte der geistlichen Gewalt anzudeuten. St. Simon drückt das, was er über diesen wichtigen Gegenstand gedacht hat, in wenigen Worten aus. Er sagt:

„Damit die Geistlichkeit nützlich werde, muß sie in Achtung stehen; und damit sie in Achtung stehe, muß sie wissenschaftlich gebildet, muß sie dasjenige Korps seyn, das die meiste Wissenschaft vereinigt. Man denke sich, wäre es auch nur für einen Augenblick, das Priesterthum unter den Händen eines Korps von Laien, die mit dem Anbau der Wissenschaften beschäftigt sind; und man wird fühlen, daß eine so zusammengesetzte Geistlichkeit sehr geachtet, und daß sie zugleich sehr nützlich seyn wird."

„Es ist nicht genug, daß die Geistlichkeit wissenschaftlich sei; sie muß auch Sitten haben. Wer die verschiedenen Klassen der Gesellschaft beobachtet hat, ist auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß die, welche sich den Wissenschaften hingeben, die Klasse bilden, deren Sitten am reinsten sind."

„Sehr deutlich seh' ich vorher, daß die Macht der Theologen in die Hände der Physiker übergehen wird; sie wird alsdann wieder aufleben. Ich bin aber auf keine Weise im Stande, zu sagen, zu welcher Zeit dieser Uebergang Statt finden, und wie er zu Stande kommen wird."

Hier-

Hiermit endigen wir die Auszüge aus St. Simons Einleitung in die wissenschaftlichen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts. Hoffentlich werden sie hinreichen, um den Leser in den Stand zu setzen, daß er über die Wichtigkeit des ganzen Werks urtheilen kann.

Eine Prüfung der Schriften, welche St. Simon auf diese folgen ließ, und welche sich wesentlich an dieselbe anknüpfen, wird der Gegenstand eines neuen Artikels seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den täglich zunehmenden Sektengeist der gegenwärtigen Zeit.

An den Doktor S. M...r.

Endlich, mein sehr lieber Freund, habe ich die Muße gewonnen, deren ich bedurfte, um Ihnen das Kopfschütteln zu erklären, womit ich, vor ungefähr vier Wochen, von ihnen schied, als die Ungeduld meiner Reisegefährten die anziehende Unterredung, worin wir befangen waren, abkürzte, und mich, gegen meinen Willen, mit sich fortriß.

Wir sprachen, wie Sie sich erinnern werden, von dem Ueberhand nehmenden Sektengeist der gegenwärtigen Zeit. Einverstanden über das Thatsächliche der Erscheinung, trennten wir uns nur in der Würdigung derselben. Was ich bedauerte, wurde von Ihnen zwar nicht gebilligt oder wohl gar gelobt, aber doch entschuldigt.

„Was schadet, sagten Sie, die höchste Vervielfältigung der Sekten? Die öffentliche Ordnung wird bewahrt durch die Gewalt der Regierungen, deren Einwirkungsmittel zu keiner Zeit unwiderstehlicher gewesen sind. Warum sollte man also den Leuten nicht den Willen lassen in Dingen, die, wenn sie auch nicht zu den gleichgültigen gehören, doch von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie nicht leicht beherrscht werden können? Es muß erlaubt

seyn, über die erste Ursache der Erscheinungen beliebig zu urtheilen, weil wir davon, im Grunde, alle gleich viel und gleich wenig verstehen. Die Erfahrung von Jahrtausenden beweiset, daß es unmöglich ist, sich auf die Dauer in theologischen Meinungen zu vereinigen. Was in dieser Hinsicht auch gelungen seyn möge: über lang oder kurz ist immer ein Zeitpunkt eingetreten, wo die allerbeliebtesten Systeme, selbst wenn sie von der Gewalt unterstützt waren, sich auflöseten und in Trümmer zerfielen. Der menschliche Geist wird noch sehr viel Zeit gebrauchen, ehe er sich, in großer Allgemeinheit, zu einer klaren Anschauung der Gränzen seines Wissens erheben und zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß er sich mit einer einfachen Erkenntniß der Gesetze der Erscheinungen begnügen muß. Dies wohl erkennend, sind die nord-amerikanischen Freistaaten so weise gewesen, allen kirchlichen Sekten, die zukünftigen gar nicht ausgenommen, gleiche Rechte zu ertheilen. Was Jeder glauben oder nicht glauben will, hängt nur von ihm ab, und schadet seinem bürgerlichen Fortkommen in keiner Beziehung. Die Regierungen der einzelnen Staaten sind mächtig genug, Vergehungen, deren Gegenstand die Gesellschaft ist, zu bestrafen; und unbekümmert um alles Uebrige, stellen sie es in die Willkühr jedes Einzelnen, wie er sich seinen Weltroman bilden will. So sollte es billig allenthalben seyn; und mir, die volle Wahrheit zu gestehen, macht es nicht wenig Vergnügen, zu bemerken, daß wir, nach und nach, auf denselben Punkt von Liberalismus kommen, worauf sich die nord-amerikanischen Freistaaten schon seit einem halben Jahrhunderte zu ihrem Frommen befinden; denn wer

möchte läugnen, daß dies unbedingte Duldungs-System die Entwickelung jener Staaten ungemein begünstigt hat?"

So weit, mein sehr werther Freund, waren Sie in Ihrer Demonstration gekommen, als der Ungestüm meiner Reisegefährten mir keine andere Wahl ließ, als Ihnen Lebewohl zu sagen, und Ihnen zugleich durch mein Kopfschütteln zu erkennen zu geben, daß ich nicht Ihrer Meinung sei.

In demselben Augenblick aber faßte ich den Vorsatz, Ihre Behauptungen nicht unbeantwortet zu lassen; und ich darf wohl sagen, daß seitdem kein Tag verstrichen ist, an welchem ich mich nicht meines Vorsatzes erinnert hätte. Heute endlich kann ich an's Werk gehen. Und nun bitte ich Sie, meine Einwendungen mit demjenigen Ernste zu erwägen, welchen die Wichtigkeit der Sache zu erfordern scheint.

Vor allen Dingen protestire ich gegen jede Berufung auf das Beispiel der nord-amerikanischen Staaten. Dies Beispiel, oder vielmehr dies Muster — denn dazu möchte man es so gern erheben — paßt nicht für den Geschäftszustand der alt-europäischen Staaten. Ich tadele keinesweges das Verfahren der nord-amerikanischen Regierungen; ich finde es sogar lobenswerth, indem ich seine Nothwendigkeit begreife. Allein sind nicht alle Erscheinungen der nord-amerikanischen Welt abgeschlossen in dem Verhältniß, worin die Bevölkerung zu dem Territorial-Umfange dieser Staaten steht? Wo auf einen Flächenraum von 50 bis 60,000 geographischen Geviertmeilen nur 10 bis 11 Millionen Einwohner kommen — denn größer ist

die Zahl der letzteren nicht — da ist die Gesellschaft erst im Werden; und von einer werdenden Gesellschaft läßt sich in keiner Beziehung irgend eine Anwendung auf eine gewordene machen. Soll dies jemals geschehen, so muß zuvor die Lücke ausgefüllt seyn, welche sich noch in dem Verhältnisse der Bevölkerung zum Territorial-Umfange befindet. Mit Einem Worte: erst müssen alle die sittlichen Beziehungen, wodurch die Gesellschaft zu einer vollständigeren Gesellschaft wird, vorhanden seyn, ehe eine Vergleichung Statt finden kann, welche die Absicht hat, die Grundsätze und das Verfahren der einen als Muster für die andere aufzustellen: denn, wenn jenes nicht der Fall seyn sollte, so würde man etwas eben so Unsinniges verlangen, als wenn man fordern wollte, daß der gemachte Mann die Bedürfnisse, Liebhabereien und Maximen des Knaben annehmen sollte. Ich bin demnach, die Wahrheit zu gestehen, der Meinung, daß, wenn die amerikanischen Freistaaten, nach etwa 100 oder 150 Jahren, dahin gelangt seyn werden, daß sie, wie die alt-europäischen, 2000 Einwohner auf die Quadratmeile zählen, ihre Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Lehre, und gegen die Einheit in derselben sich wesentlich vermindert haben wird. Hiermit will ich keinesweges gesagt haben, daß jene Staaten alsdann ihre Zuflucht zu irgend einem von den kirchlichen Systemen nehmen werden, welche gegenwärtig in Europa vorherrschen; niemand kann von einem so thörichten Gedanken weiter entfernt seyn, als ich es bin. Allein ich behaupte, daß die Nothwendigkeit irgend einer öffentlichen und allgemeinen Lehre, nach hundert oder hundert und funfzig Jahren, so gebieterisch für sie eingetreten seyn

wird, daß, wenn sie ihre bisherige Maximen hinsichtlich derselben alsdann noch beibehalten wollten, sie mit sich selbst in den stärksten Widerspruch treten würden. Und der einzige Beweisgrund, den ich für diese Behauptung anführen kann, ist kein anderer, als: „daß jede größere Gesellschaft einer öffentlichen und allgemeinen Lehre in demselben Maße bedarf, worin ihre inneren Verhältnisse immer zusammengesetzter und verwickelter werden, so daß es einer Belehrung über dieselben durchaus bedarf, wenn sie mit irgend einer Sicherheit bestehen und fortdauern will."

Irre ich nun nicht sehr, mein Lieber, so haben wir in dieser Zusammenstellung alles, was wir brauchen, um den in Rede stehenden Gegenstand — die Vervielfältigung der kirchlichen Sekten in der gegenwärtigen Zeit — sowohl nach seinen Ursachen (wenn er deren mehrere haben sollte) als nach seinen Wirkungen, richtig zu beurtheilen.

Vereinigen wir uns zuvörderst dahin, daß für ein Volk, d. h. für eine über ein größeres Territorium ausgebreitete Gesellschaft, kein glücklicherer Zustand gedacht werden kann, als der, worin sie zu ihrer öffentlichen Lehre paßt, und für dieselbe leibt und lebt! Wir brauchen vorläufig gar nicht zu fragen, von welcher Art diese Lehre seyn müsse; denn es handelt sich hier bloß um die Konstatirung einer Thatsache. Nun aber zeigt die Geschichte, daß, so oft ein Volk die öffentliche Lehre erhielt, die seinen inneren Verhältnissen und seinen sittlichen Bedürfnissen angemessen war, daraus jedes Mal ein neues Leben für dasselbe hervorging: ein Leben, worin alle gesellschaftlichen

Kräfte in einem so hohen Maße angeregt wurden, daß die davon herrührenden Erscheinungen in Erstaunen setzten. Wiederum zeigt dieselbe Geschichte, daß alles bei einem Volke danieder lag, und sich, auf das Mannichfaltigste, in Jammer und Elend auflöste, wenn dies Volk nicht zu der Lehre gelangen konnte, die seine Verhältnisse und Bedürfnisse heischten. Während, in jenem Fall, alles Ein Herz und Eine Seele war, und gemeinschaftliches Wirken die allgemeinste Forderung blieb, zog sich, in diesem, jeder Einzelne, gleich der trägen Schildkröte, in seine Schale zurück, unzufrieden mit sich selbst, noch unzufriedener mit dem nicht begriffenen Schicksale, das über ihn gekommen war.

Gerade in diesem Zustande, dessen Dauer je länger desto unerträglicher ward, kamen neue Sekten zum Vorschein. Ihre Tendenz war alsdann nie eine andere, als der Gesellschaft das zu geben, was diese am meisten bedurfte: die neue Lehre, die ihren Verhältnissen und Bedürfnissen entsprach. Wie hätte es anders seyn können, da im Zustande der Harmonie mit der öffentlichen Lehre, jede Neuerung unnatürlich seyn würde? Alles Sektenwesen beruhete also von jeher auf einem sehr bestimmten Bedürfnisse, wogegen man sich, bei einiger Beobachtungsgabe, nicht verblenden kann: auf dem Bedürfniß, eine Lehre zu haben, welche zufrieden stellt. Wahr ist freilich, daß die wenigsten Sektenstifter geeignet sind, dies Bedürfniß zu befriedigen, weil die meisten von ihnen bei weitem mehr einem dunklen Triebe, als einer deutlichen Erkenntniß von dem Wesen und den zeitlichen Forderungen der Mehrheit ihrer Mitbürger folgen; allein dies verschlägt

hier nichts, wo es uns nur darauf ankommt, das Gesetz der in Rede stehenden Erscheinung aufzufinden. Dieses ist und bleibt für alle Zeiten, die es gegeben hat und noch geben kann: Kraftlosigkeit und Unangemessenheit der öffentlichen Lehre, empfunden von Denjenigen, die den Beruf fühlen, das Schlechte und Unwirksame durch das Bessere und Wirksame zu ersetzen. Ohne diesen Umstand würde es in der menschlichen Gesellschaft eben so wenig Sekten geben, als es deren jemals in der Bienengesellschaft gegeben hat; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß alle Vervollkommnung der wissenschaftlichen Systeme, diese mochten sich beziehen auf welchen Gegenstand sie wollten, von dem Geiste der Sektirer ausgegangen ist, weil — sie nur von diesem ausgehen konnte. War denn nicht selbst die christliche Kirche, die wir jetzt in allen Erdtheilen wiederfinden, in ihrem Ursprunge eine Sekte, und noch dazu eine so dunkele, daß, nachdem sie bereits ein Jahrhundert bestanden hatte, ein römischer Imperator über ihre Eigenthümlichkeit durch seinen Statthalter in Bithynien belehrt zu werden verlangen konnte?

Was aber auch zur Rechtfertigung, oder vielmehr zur Entschuldigung des Sektengeistes gesagt werden möge: immer bleibt er — ein sehr positives Uebel; sogar ein großes. Je mehr und je mannichfaltiger sich durch ihn die Absonderung von der öffentlichen Lehre vollzieht: desto stärker wächst die Zahl der besonderen Kreise, worin man für sich selbst bestehen möchte, ohne dem Beistande der Gesellschaft im Allgemeinen das Mindeste zu verdanken. Man sage dagegen was man wolle, und man habe mit der Erscheinung selbst so viel Nachsicht als man wolle:

die Zahl der schlechten Bürger ist da am größten, wo die Sektirer am häufigsten sind; denn im Grunde ist es immer nur die Einheit der Lehre, was dem Staate, d. h. der geordneten Gesellschaft, seine höchste Kraft in der Uebereinstimmung und Harmonie seiner Bürger gewährt. Gäbe es also eine Lehre, welche so evident wäre, daß man sich in ihr vereinigen müßte, wie etwa in dem Einmaleins: so würde sie ganz unwiderSprechlich den Vorzug vor jeder andern Lehre auch deßhalb verdienen, weil sie keine Trennung, keine Absonderung zulassen würde, ohne daß sich daran sogleich das Abgeschmackte und Lächerliche knüpfte. Ich untersuche hier nicht, in wiefern eine solche Lehre möglich ist, und noch weniger untersuche ich, in wiefern wir uns ihr nähern, oder von ihr entfernen: aber ich behaupte, daß sie, wenn sie schon vorhanden wäre, die größte Wohlthat für die Gesellschaft seyn würde, und daß diese sich nur deßhalb auf so mannichfaltige Weise spaltet, und zu einem durchaus nicht nothwendigen Grade von Schwäche und Jämmerlichkeit verurtheilt, weil die rechte Lehre noch nicht gefunden ist. Alle die Sekten, welche ihr Daseyn und ihre Wirksamkeit in diesem beklagenswerthen Mangel haben, sind um so verwerflicher, weil sie zuletzt das größte Hinderniß hinsichtlich der Entstehung und Ausbildung der neuen Lehre ausmachen, und folglich die wahre Aufklärung verzögern. Doch selbst die materielle Wohlfahrt der Gesellschaft wird durch ein Ueberhand nehmendes Sektenwesen nicht wenig gestört. Die Arbeit ist nun einmal die Grundlage alles gesellschaftlichen Wohlseyns; wo aber wäre der Fortgang der Arbeit wohl weniger gesichert, wo die Vervollkommnung der Produktionen

mehr hintangesetzt, als da, wo der Sektengeist nur darauf bedacht ist, wie er seine anziehende Kraft vermehren, und so viel Elemente, als immer möglich, in seinen Strudel ziehen will? Der Staat also, in welchem das Sektenwesen Ueberhand nimmt, verurtheilt sich eben dadurch zur Armuth. Vielleicht ist in ihm das Sektenwesen von der Armuth ausgegangen — denn da, wo die Arbeitsamkeit als das Prinzip des Wohlstandes anerkannt und geachtet ist, kommen Sekten schwerlich empor —: ist jenes aber einmal herrschend geworden, so ist es, mit sehr geringen Ausnahmen, deren Grund in dem eigenthümlichen Geiste der einzelnen Sekten aufgesucht werden muß, schon dadurch eine ergiebige Quelle der Armuth, daß die Beschäftigungen mit den Angelegenheiten der besonderen Gesellschaft, zu welcher man gehört, einen sehr wesentlichen Theil der Zeit hinwegnehmen, welche der Arbeit gewidmet seyn sollte. Und diese Wirkung wird nicht wenig dadurch verstärkt, daß die Lehren der Sekte, als solche, deren Gegenstand das Uebernatürliche ist, leicht täuschende Beruhigungen mit sich führen, die, indem sie die Trägheit und Schwerkraft verstärken, den Erfolg an irgend einen Zufall knüpfen. Wenn dies in den nord-amerikanischen Freistaaten nicht der Fall ist: so kann der Grund davon kein anderer seyn, als daß das Sektenwesen in ihnen mehr nominal, als wirksam ist; und wir haben um so mehr Ursache, dies vorauszusetzen, weil wir diese Staaten, Jahr aus Jahr ein, an Wohlhabenheit und Reichthümern wachsen sehen: eine Erscheinung, welche ganz unmöglich seyn würde, wenn das Sektenwesen in ihnen denselben Charakter

hätte, den wir im mittleren Europa wahrzunehmen so viel Gelegenheit haben.

Wenn, vor unseren Augen, in Staaten, die man protestantische zu nennen pflegt, der Sektengeist je mehr und mehr um sich greift, und sich in den mannichfaltigsten Gestalten verkörpert: so ist dies eine Erscheinung, die nicht aufmerksam genug ergründet werden kann. Es sind dabei unstreitig besondere Ursachen thätig. Ehe und bevor nun diese erforscht sind, kann man stehen bleiben bei den allgemeinen Ursachen, die in dem evangelischen Kirchenthum selbst liegen. Zuvörderst ist es von allen Kirchenthümern dasjenige, das der Vernunft die mindeste Gewalt anthut, indem es sich, vergleichungsweise, auf ein Minimum von übernatürlichen Lehren beschränkt, und folglich den Wunderglauben am wenigsten in Anspruch nimmt. Außerdem aber ist der kritische Geist, dem es seine Entstehung verdankt, nie von ihm gewichen. Hiernach nun möchte man annehmen, daß die Lehre, die es verkündigt, am wenigsten der Gefahr ausgesetzt sei, einen Abfall zu leiden. Da dies aber nichts destoweniger wirklich der Fall ist: so muß man, meine ich, zur Erklärung der Erscheinung, welche das Sektenwesen in der evangelischen Kirche ausmacht, vor allen Dingen auf den Umstand zurückgehen, daß die Grundlage des Evangelismus — Kritik ist.

Der kritische Geist kann die Dinge durchdringen und in ihre Bestandtheile auflösen; was er aber nie gekonnt hat, und nie können wird, ist, an der Stelle des Zerstörten etwas Neues und Haltbares zu schaffen. Eine auf

Kritik gegründete Lehre aber, was auch immer ihr Gegenstand sei, ist nicht eine **vollendete** Lehre; denn die Vollendung einer Lehre kann, möglicherweise, nicht eher eintreten, als bis die Kritik aufgehört hat wirksam zu seyn. Ein Kirchenthum also, das sich auf Kriticismus gründet, schließt, durch die That selbst, alle Stätigkeit von sich aus, und übernimmt, auf eine nicht berechnete Weise zu endigen. Man ist deßhalb jedoch nicht berechtigt, auf das evangelische Kirchenthum auch nur einen Schatten von Verachtung oder Mißachtung zu werfen; denn, wenn das Kirchenthum, an dessen Stelle es trat, schon vor drei Jahrhunderten seine versittlichende Kraft in einem so hohen Grade eingebüßt hatte, daß man sich nothgedrungen von ihm lossagte, und wenn die unbestreitbare Lehre, worin die Gesellschaft ihre sittliche Haltung zu finden wünschte, nicht auf den Fleck geschaffen werden konnte, weil dazu größere Vorbereitungen nöthig waren: so bedurfte es einer **Zwischen- oder Uebergangslehre**, und als solche hat die Lehre des evangelischen Kirchenthums, im Laufe der drei letzten Jahrhunderte, gewiß alles geleistet, was man zu verlangen berechtigt seyn kann.

Abhängig von der Entwickelung, welche der Gesellschaft in den letzten Jahrhunderten zu Theil wurde, haben ihre Träger unstreitig alles nachgegeben, was die Kritik gestattete; doch, als eben diese Träger bemerkten, daß ihre Nachgiebigkeit sie bis zu einer Gränze führen könnte, wo alles Nachgeben ein Ende nimmt, da erinnerten sie sich, daß ihr Beruf in der Verkündigung einer **bestimmten** Lehre abgeschlossen sei. Sie hielten also inne, und einer allzu weit getriebenen Kritik entsagend, machten sie wohl gar

Rückschritte, um sich in Lehren zu befestigen, welche früher unvertheidigt geblieben waren. Gewiß thaten sie hierdurch nichts, was sich nicht vollkommen rechtfertigen ließe, wenn eine Rechtfertigung desselben gefordert werden könnte; allein der Erfolg war deßhalb nicht minder nachtheilig: einmal, weil durch ihr Verfahren nicht geleistet wurde, was das gesellschaftliche Bedürfniß hinsichtlich der Lehre heischte; zweitens, weil jede rückgängige Bewegung für das Gefühl der Zuschauer um so peinlicher ist, wenn sie von Personen herrührt, von welchen man gewohnt ist, daß sie nur vorschreiten.

So entstand in den protestantischen Staaten, auf eine ganz natürliche Weise, der Abfall von der öffentlichen Lehre, der sich in der Bildung zahlreicher Sekten offenbarte. Wie gesagt: sehr individuelle Beweggründe können ihren Antheil an diesem Abfall haben; die Hauptursache aber wird immer darin enthalten seyn, daß die Lehre des evangelischen Kirchenthums, welches seit drei Jahrhunderten im Gange ist, auf Kritik beruht, und folglich so lange als unvollendet betrachtet werden muß, als Kritik auf dieselbe angewendet werden kann. Die Evidenz tritt nicht eher ein, als bis die Kritik ihre Bestimmung erfüllt hat.

Dieser Zustand der Dinge ist jedoch weit davon entfernt, von irgend einer Seite wünschenswerth zu seyn. Was man darin am meisten zu beklagen hat, ist das Schicksal der öffentlichen Lehre. Wie könnte es für sie einen Fortschritt zum Besseren geben, da sie in die Hände von Sektenstiftern fällt, welche, ohne eine Ahnung von ihrer ewigen Bestimmung zu haben, nur das von ihr benutzen, was ihren individuellen Zwecken entspricht! Sie ist dem-

nach den ärgsten Mißdeutungen, und den jammervollsten Verunstaltungen ausgesetzt; mit Einem Worte: anstatt der Aufklärung und der Erzeugung umfassender Gefühle zu dienen, dient sie nur der Verfinsterung und der Ausbreitung jenes Partikularismus, welcher das Grab aller wahren Bürgertugend ist. Hierüber verschwindet die Aussicht, daß das ewig unfruchtbare Bestreben, die ersten Ursachen der Erscheinungen zu erkennen, sich, nach und nach, in ein gedeihliches Bemühen, über die Gesetze derselben ins Klare zu kommen, verlieren werde, so ganz und gar, daß man anfängt, vor den Rückschritten zurückzuschaudern, welche auf diesem Wege gemacht werden können.

Das Schlimmste in der ganzen Sache ist, daß, vermöge des Duldungs-Prinzips, zu welchem sich die Regierungen aller protestantischen Staaten bekennen, der Vervielfältigung der Sekten, sofern aus den Lehren derselben nur nicht ein öffentliches Aergerniß hervorgeht, keine Gränze zu setzen ist. Nicht als ob dies Prinzip in sich selbst tadelhaft wäre; es ist vielmehr in dem Zustande, worin sich die öffentliche Lehre zur Zeit noch befindet, nicht bloß nothwendig, sondern auch in einem hohen Grade angemessen und passend. Allein, wenn es ausgemacht ist, daß ein Volk nur in so fern stark und mächtig wird, als es in richtiger Erkenntniß vorschreitet, und gegen andere Völker, die im Vorschreiten sind, nicht zurückbleibt: so kann man nicht umhin, zu bedauern, daß es in der geordneten Gesellschaft ein Prinzip giebt, nach welchem der geistigen Verkehrtheit, wenn diese, von irgend einem Umstande veranlaßt, eingetreten ist, eine beinahe unbedingte Nachsicht zu Theil werden muß. In einem Falle dieser Art kann

die Rettung immer nur aus dem Uebermaß des Uebels hervorgehen; und eine solche Rettung ist um so bedenklicher: einmal, weil man nicht wissen kann, welche Umstände allgemeine Anstrengungen nöthig machen können — Anstrengungen, die in der Regel nur in so fern gelingen, als ihnen der Geist des Partikularismus fremd ist — zweitens, weil, wenn auch alle feindseligen Einwirkungen des Auslandes wegfallen sollten, jedes Zurückgehen in richtiger Erkenntniß, d. h. jedes Festsetzen in willkürlichen und abenteuerlichen Lehren mit materiellen Nachtheilen aller Art verbunden ist.

Gäbe es also irgend ein Mittel, den Wirkungen des Sektengeistes zuvorzukommen, so müßte es unbedenklich angewendet werden.

Ich rede hier von einer Erscheinung in der protestantischen Welt. Daraus folgt ganz von selbst, daß das Mittel, welches die Regierung der katholischen Kirche angewendet hat, um die Einheit und Uebereinstimmung Derer zu sichern, welche sich zu ihrer Lehre bekennen, durchaus unanwendbar ist für Mitglieder der evangelischen Kirche, wenn sie zum Abfall und Partikularismus hinneigen. Außerdem konnten die Inquisitions-Gerichte, zu welchen die Regierung der katholischen Kirche ihre Zuflucht genommen hat, nur in den Zeiten bezüglicher Barbarei und Verfinsterung entstehen: in Zeiten, wo übernatürliche Lehren das einzige sichere Regierungsmittel waren. Diese Zeiten sind, Dank sei es den Fortschritten, die in den physischen Wissenschaften seit zwei Jahrhunderten gemacht worden sind, für immer vorüber. Will man jetzt noch dem Sektengeiste entgegenwirken: so giebt es dazu, so viel mir

davon einleuchtet, nur zwei Mittel, von welchen das eine von sehr allgemeiner, das zweite von besonderer Beschaffenheit ist. Jenes besteht in der Begünstigung alles dessen, wodurch ein Volk an Einsicht und Aufklärung durch Selbstunterricht zunehmen kann, wohin vorzüglich die Verbreitung solcher Geisteswerke gehört, in welchen über das Wesen der Gesellschaft, und über die Bedingungen eines wahrhaft sittlichen Daseyns für jeden Einzelnen Aufschluß gegeben wird. Dieses besteht in der weiteren Ausbildung derjenigen Klasse, die sich ausschließend mit den Wissenschaften beschäftigt. Insbesondere würde es für die Akademieen der Wissenschaften, welche bisher mit dem Ganzen der Gesellschaften in einem so schwachen, so schwer erkennbaren Zusammenhange standen, daß man Ursache hatte, ihre Nützlichkeit in Zweifel zu ziehen — es würde, sage ich, für diese Gelehrtenvereine keine unangemessene Bestimmung seyn, wenn sie den speziellen Auftrag erhielten, das Verhältniß, worin die Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit zur Gesellschaft steht, genauer, als es bisher geschehen ist, zu beobachten, um demnächst die Modifikationen zu bestimmen, welche die öffentliche Lehre erfahren muß, wenn sie den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechen soll. So lange es im Staate an einer solchen Agenz fehlt, wird die Bildung der öffentlichen Lehre, das Werk aller der Zufälligkeiten bleiben, welche ihr bisher einen so unsicheren Charakter aufgedrückt haben, daß Jeder nach Belieben damit schalten und walten zu können glaubte; und so lange die öffentliche Lehre schwankend und unsicher ist, wird es nicht an Sekten fehlen, die das Uebel verschlimmern, indem sie demselben abzuhelfen wähnen. Seinen völligen Unter-

Untergang — dies leuchtet aufs Deutlichste ein — kann der Sektengeist nur in derjenigen öffentlichen Lehre finden, die, indem sie die nothwendigen Schranken des menschlichen Erkenntnißvermögens anerkennt, bei den Gesetzen der Erscheinungen stehen bleibt, um hierüber auf eine positive Weise zu unterrichten, d. h. mit Beseitigung alles dessen, was, die ersten Ursachen betreffend, durch sich selbst jede Evidenz ausschließt. Freilich wird noch ein langer Zeitraum durchlaufen werden müssen, ehe dies große Ziel erreicht werden kann; doch meine ich, daß man sich glücklich schätzen könne, daß man in der Zeit dahin gelangt ist, es deutlich zu denken.

Dies, mein lieber Freund, sind die Gedanken, die ich Ihnen entgegenzustellen vermag. Unstreitig weichen sie von den gewöhnlichen ab; allein dies ist nicht sowohl meine Schuld, als die Schuld Derer, die gesellschaftliche Erscheinungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, kaum ihres Nachdenkens würdig achten, und das, was sich darin nicht beherrschen läßt, seiner Kraft überlassen, wohin diese auch führe. Ich habe nicht das Recht, diesen Herren das Rezept zu schreiben; allein ich schätze mich zugleich glücklich, daß ich auch das ihrige verwerfen darf. Leben Sie wohl.

B.

Von der kaufmännischen Spekulation.

(Aus dem Französischen.)

Die eigentlich sogenannte Spekulation muß nicht, wie es sehr häufig geschieht, mit dem Handel vermengt werden; sie hat ihren eigenthümlichen und entscheidenden Charakter, den man leicht auffassen kann.

Die Spekulation unterscheidet sich von dem Handel dadurch, daß sie nicht darauf ausgeht, irgend eine Waare an einem Orte zu kaufen, um sie an einem anderen Orte wieder zu verkaufen. In den meisten Fällen kauft der Spekulant, indem er die Preiserhöhung des einen oder des anderen Produkts vorhersieht, dies Produkt zu einer Zeit, wo er sich dasselbe um einen niedrigen Preis verschaffen kann, um es wieder zu verkaufen, wenn die Preiserhöhung eingetreten ist. Dieser Ankauf und dieser Wiederverkauf gehen von Statten, ohne daß die Waare, welche den Gegenstand bildet, irgend eine Ortsveränderung erleidet: ein Umstand, der einige Schriftsteller bestimmt hat, solchen Abkommnissen die Benennung eines Reserve-Handels zu geben. Sie zwecken, wie Herr Say sagt, darauf ab, eine Waare von einer Zeit in die andere zu versetzen, anstatt dieselbe von einem Orte nach dem andern zu bringen. Hier ist die Spekulation reell, und zwar dadurch, daß es wirklich eine Sache giebt, deren eigenthümlicher Besitz von dem Einen auf den An-

dern übergeht. Mit Einem Worte: es findet, um die Sprache der Gesetzkundigen zu reden, ein Verkauf und eine Aushändigung oder Ueberlieferung Statt. Weiter unten wird gezeigt werden, daß die Spekulation, indem sie sich auf diese Weise vollzieht, der Gesellschaft große Dienste leisten kann, so lange der Gang der Betriebsamkeit nicht durch neue Ordnungsmittel geregelt ist.

Es giebt aber eine andere Art von Spekulation, welche, im Gegensatze der so eben bezeichneten, die Benennung einer fiktiven verdient, wiewohl sie sehr viel Zeit aufwendet, und sehr bedeutende Kapitale verschlürft. Wir meinen diejenige Spekulation, welche die wahrscheinlichen Schwankungen in dem Preise öffentlicher Effekten und Waaren zum Gegenstande hat; mit Einem Worte: Käufe auf Zeit. Die Berechnungen der fiktiven Spekulanten haben dieselbe Grundlage mit denen des reellen Spekulanten gemein; nur mit dem Unterschiede, daß der erstere den Gegenstand, auf welchen er spekulirt, nicht wirklich kauft und verkauft. Er macht eine Wette auf das Steigen oder das Fallen irgend einer Sache im Handel, und der Werth der Wette wird bestimmt durch den Unterschied des Preises dieser Sache in dem Augenblick, wo die Wette abgeschlossen ist, und in dem, den man zur Erfüllung des Versprechens festgestellt hat. Ein bloßes Spiel!

Man ist gewohnt durch die Benennung „Spekulanten," Kapitalisten zu bezeichnen, die, ohne sich aus Gewohnheit oder Wahl fiktiven oder wirklichen Spekulationen hinzugeben, alle Gelegenheiten erspähen, um eine vortheilhafte Anwendung von ihren Kapitalen zu machen, indem sie dieselben auf Unternehmungen anlegen, die einen spe-

zielen Zweck haben, und deren Ergebnisse für nähere oder entferntere Zeiten von ihnen berechnet worden sind. Allein alle diese Operationen knüpfen sich an die eine oder die andere Art von Spekulation, deren wir gedacht haben, oder auch an den Handel; denn, wenn es ihnen begegnet, daß sie fehlende Produkte von dem einen Lande in das andere versetzen, so werden sie zu wirklichen Handeltreibenden. Doch suchen sie, selbst in diesem Falle, Gewinn auf die Waare zu machen, und gewöhnlich suchen sie dieselbe in dem Lande, wo sie wohlfeil ist, um sie an einem anderen Orte wieder zu verkaufen, wo sie einen höheren Werth hat, während der wirkliche Kaufmann, wie wir weiter unten auseinandersetzen werden, sich mit einer bloßen Kommission für den Dienst begnügt, den er durch Versetzung und Verkauf leistet.

Von welcher Beschaffenheit auch die Spekulation seyn möge: ihren Ursprung und ihre Thätigkeit hat sie in der Unstätigkeit des Kredits, und in den Unordnungen der Betriebsamkeit. Inmitten des gegenwärtigen Zustandes der Dinge spielt sie eine so wichtige Rolle, daß Viele dadurch zu dem Wahne verführt worden sind, sie allein konstituire den Handel und sei die Seele desselben. Eine aufmerksamere Beobachtung würde zu einem ganz anderen Schluß geführt haben. In der That, es ist gar nicht schwer, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß der Handel, im Verlauf der Zeit, der Spekulanten füglich werde entbehren, und sich, zum größten Vortheil des Produzenten und des Konsumenten, entweder direkt von dem einen zu dem andern, oder durch die bloße Dazwischenkunft der Kommissarien oder der Mäkler, werde vollziehen können. Eine solche Verein-

fachung in den Beziehungen des Produzenten mit dem Konsumenten wird — wir zweifeln keinen Augenblick daran — eins von den Ergebnissen der jetzigen gesellschaftlichen Bestrebung seyn; und wir werden dies eben so sehr durch die Thatsachen, wie durch die Theorie beweisen.

Man weiß, daß, wenn dies Ergebniß da ist, die Spekulanten keine günstige Chanze mehr haben würden, und die Handels-Abkommnisse nur verwirren und vertheuern könnten. Gerade in den Zeiten der Noth oder des öffentlichen Elends sind ihnen ihre schönsten Erndten gesichert. Leben die Völker mit einander in Frieden; werden sie in ihrem Innern nicht heimgesucht von den Unfällen, die sie so oft getroffen haben, als da sind Hungersnoth, bürgerliche Zwietracht, viehesche Unwissenheit der Völker oder ihrer Regierungen, Pest u. s. w.: alsdann ist die Erndte des Spekulanten beständig im Abnehmen. In diesen Zeiten des Friedens und der Ruhe blühet und gedeihet der wahre Handel. Da die Beziehungen von Volk zu Volk sich vervielfältigen können, und sich wirklich vervielfältigen: so sind den Handelsabkommnissen breitere und leichtere Bahnen geöffnet; und da es leichter ist, den Umfang der Bedürfnisse auszumessen: so halten sich Produktion und Verzehr besser im Gleichgewicht; die Produkte vertheilen sich schneller und allgemeiner; und von jetzt an finden die Spekulanten, welche nur von den häufig wiederkehrenden und beträchtlichen Wechseln in dem Preise der Gegenstände des Handels leben und gedeihen, von einem Tage zum andern, immer weniger Gelegenheit, sich ihren Lieblingsunternehmungen mit irgend einer Hoffnung glücklichen Erfolges zu überlassen.

Mit Unrecht also hat man die Spekulation die Seele des Handels genannt, weil sie nie mit größerem Vortheil geübt wird, als in den Zeiten der Krisis oder des Daniederliegens des Handels, und weil sie abnimmt nach Maßgabe seiner Entwickelung und seines Gedeihens.

In dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft giebt es noch unzählige Ursachen von Unordnung, die, indem sie unablässig auf die Betriebsamkeit einwirken, der Spekulation Thor und Thüre öffnen. Allerdings gehört es zu der Aufgabe, die wir uns selbst gemacht haben, die Mittel anzudeuten, wodurch diesem Uebel abgeholfen wird; doch bis zu dem Zeitpunkt, wo diese Heilmittel entdeckt, bekannt gemacht und in Anwendung zu bringen sind, müssen wir alle die Genesungsmittel, die sich uns darbieten, mit Eifer annehmen. Nun aber wird die Spekulation in sehr vielen Fällen zwei von den großen Uebeln der Betriebsamkeit heilen oder vernarben: die allzu beschränkte Produktion oder die Theuerung, und die allzu überfließende Produktion, oder die zu starke Anhäufung.

In den Zeiten des Mangels werden die Spekulanten bisweilen Handeltreibende, indem sie einem Lande die demselben fehlenden Produkte zuführen, oder vielmehr sie realisiren schlechtweg die Gewinne bereits begonnener Spekulationen, indem sie Produkte verkaufen, welche gekauft wurden, als sie den Markt überfüllten. Gerade hierin bewährt sich die vorübergehende Nützlichkeit der Spekulation: findet Mangel Statt, so streben sie dahin, ihn verschwinden zu machen; tritt Ueberfüllung ein, leiden folglich die Manufakturen, so bemächtigen sie sich der überflüssigen Produkte, und verhindern dadurch, das allzu tiefe

Herabsinken des Preises. Die Produktion, welche aus Mangel an Nachfrage, oder weil die Kosten der Produktion nicht länger von dem Verzehrer vergütet wurden, den Muth zu verlieren begann, wird nicht aufgehoben, sondern gemäßigt, ihre Früchte verlieren sich, weil die Bedürfnisse der Gesellschaft nicht vermindert sind, und Befriedigung heischen; zu gleicher Zeit aber legen die Spekulanten ihre Magazine an, und verhindern durch ihre Konkurrenz, daß ein zu rasches Steigen neue Störungen in der Vertheilung der Produkte hervorbringt.

Die Spekulanten stellen also durch ihre Operationen das Gleichgewicht zwischen Hervorbringung und Nachfrage wieder her, und erhalten dasselbe; vorzüglich aber verhindern sie beträchtliche und plötzliche Schwankungen in den Preisen: Schwankungen, deren Folgen immer so nachtheilig sind.

Mangel an feststehenden Kommunikationen, sei's unter den Völkern selbst, oder unter den verschiedenen Theilen eines und desselben Volks — Unsicherheit statistischer Angaben — Unbekanntschaft mit guten Handels-Theorieen — Unstätigkeit des Kredits — Kriege, und eine Menge anderer, theils allgemeiner, theils zufälliger Ursachen, bringen zwischen Produkten und Nachfragen jenes Mißverhältniß hervor, das man durch Ueberfüllung zu bezeichnen pflegt. Die meisten Lehrer der Staatswirthschaft haben dies Uebel wohl gekannt; allein sie haben sich entweder nicht damit befaßt, die Heilmittel aufzufinden, oder sie haben unzureichende in Vorschlag gebracht. Vorzüglich in diesen letzten Zeiten hat man Gelegenheit gehabt, die beklagenswerthen Wirkungen einer nicht sowohl überflie-

ßenden, als unverständigen Produktion in der allgemeinen Krisis kennen zu lernen, worin sich das industrielle Europa, vorzüglich aber England, befindet. Freilich leidet dies letztere Land am meisten; aber ihm sind auch alle die Fehlgriffe zuzuschreiben, welche das Uebel herbeigeführt haben. England, wie groß auch der Vorsprung seyn möge, den es in Dingen der Betriebsamkeit, und in der Zahl und Größe industrieller Unternehmungen, vor andern Nationen gewonnen hat, stehet keineswegs über den letzteren in allem, was sich auf staatswirthschaftliche Theorieen bezieht; nicht einmal in der Kenntniß der statistischen Thatsachen. Seine Unwissenheit in diesen Punkten hat es an den Abgrund geführt. Am Schlusse des Krieges hielt es sich für berufen, die Welt mit Manufaktur-Produkten zu versorgen. Alle Arme, welche der Krieg nicht länger beschäftigte, setzte es in Bewegung; und zugleich machte es eine übertriebene Anwendung von den Produktions-Werkzeugen, die eine vervollkommnete Mechanik ihm gewährt. Dabei aber verließ es nicht die Richtung, die es früher genommen hatte; es dachte nicht daran, neuen Bedürfnissen durch die Schöpfung von Produkten ganz neuer Art Daseyn und Kraft zu geben. Entgangen war ihm die Entwickelung der neu-europäischen Betriebsamkeit, welche einen Wettstreit mit der brittischen keineswegs ablehnte, und welche, verstärkt durch diejenigen, welche das Schlachtfeld an die Arbeiten des Friedens zurückgegeben hatte, sich überall zu einem neuen Leben erhob. Enorme Massen von Manufaktur-Erzeugnissen, auf das feste Land geworfen, überfüllten die Märkte desselben. Daher die ersten Verlegenheiten Englands. Es würden daraus die traurigsten

Folgen entsprungen seyn, hätte Amerika ihm nicht ganz neue Absatzörter dargeboten. Die Häfen der ehemals spanischen Kolonieen, dem Handel Europa's in Folge der von ihnen gemachten Versuche, die Unabhängigkeit zu erringen, eröffnet, strotzten sehr bald von brittischen Manufaktur-Waaren. Selbst in den Städten Chili's sah man eine unendliche Mannigfaltigkeit von Waaren; und so groß war ihr Ueberfluß, daß sie für die Hälfte, ja für ein Viertel des Preises verkauft werden mußten, um welchen sie in England selbst würden verkauft worden seyn. Diese Fehlgriffe waren wiederum das Resultat der Nichtbeachtung statistischer Thatsachen. Man hatte sich vorgestellt, die Kolonieen brauchten nur den Titel unabhängiger Republiken anzunehmen, um reiche und mächtige Völker zu werden. Die neue Welt war das gelobte Land. Amerika! Amerika! so lautete der Ruf der brittischen Ausrüster, und jeder Tag sah neue Schiffe nach dem Westen absegeln. Man hatte keine Ahnung davon, daß Völker, welche so eben das Joch gebrochen hatten — daß Völker, denen es eben so sehr an Ordnung, als an Arbeit fehlte — daß Völker, die noch in einen hartnäckigen Krieg verwickelt waren, in einen Krieg, dessen Erfolge wechselten, und der nach Barbarensitte geführt werden mußte — daß, sage ich, solche Völker nur wenig anzubieten haben, was sie für die Produkte, die ihnen in so reicher Fülle zugesendet wurden, geben können. Die Waaren, welche nach England zurückkamen, weil sie keinen Absatz gefunden hatten, warnten Englands Manufakturisten viel zu spät vor dem von ihnen begangenen Irrthum; ihre Magazine waren überfüllt, und sie sahen sich gezwun-

gen, ihre Produktion zu beschränken. Jetzt nun sah man das bejammernswerthe Schauspiel von Menschen, denen es an Arbeit und folglich an Subsistenz-Mitteln fehlte; von Menschen, die sich empören mußten, um Brot zu erhalten; von Menschen, welche zur Seite der unzähligen Produkte früherer Arbeiten im Elend verschmachteten.

An diese Ursache der Verlegenheit und des Verderbens, welche einer übelverstandenen Produktion beigemessen werden kann, haben sich andere Ursachen geknüpft, durch welche das Uebel nur an Stärke und Umfang hat gewinnen können: die Wuth der Anleihen für Amerika, und die Bergwerksunternehmungen haben unermeßliche Kapitale verschlungen; und die fiktiven Spekulationen, welche noch hinzukamen, um über die Märkte ungeheure Massen von Verbindlichkeiten auszuströmen, haben die Unordnung vollendet, indem sie alle Kapitalisten in Furcht gesetzt haben. Jeder hat sich herausziehen wollen aus Unternehmungen, die keine andere Aussicht darboten, als die auf unvermeidlichen Verlust. Die Produzenten haben sich auf diese Weise der letzten Mittel, sich aufrecht zu erhalten, beraubt gesehen, und unerhörte Katastrophen sind die Folge davon gewesen. Englands verwegene und durchaus verunglückte Unternehmungen haben auf ganz Europa zurückgewirkt. Es sei aus Zaghaftigkeit oder aus Klugheit, oder aus jeder anderen Ursache: genug, die europäische Handelswelt war mit mehr Mäßigung zu Werke gegangen, und wahrscheinlich würde sie wenig gelitten haben, wenn England ihr nicht plötzlich seine Kapitale und seine Kredite entzogen hätte. Es ist daraus ein Zustand von Erschlaffung und

Leiden hervorgegangen, der bereits sehr viel Unglück verursacht hat; allein in Vergleich mit England ist das Unglück minder groß, und der Arbeiter stirbt auf keinem Punkte des Kontinents Hungers.

Jene Mittel, welche künftig dazu dienen werden, den Uebeln des Ueberschwalls zu begegnen, werden auch die Wirkung hervorbringen, daß reelle oder fiktive Spekulationen weniger eintreten. Unter diesen Mitteln haben wir bereits die Einführung leichter, schneller und wenig kostbarer Kommunikationen, sowohl von Volk zu Volk, als unter den verschiedenen Theilen desselben Landes, genannt. Die Leichtigkeit und Raschheit der Kommunikationen bringt es mit sich, daß die Produkte sich bequemer und allgemeiner vertheilen können. Beides bewirkt zugleich, daß die Bedürfnisse verschiedener Oertlichkeiten sich besser beurtheilen lassen; auch befördert es die Fortpflanzung der Betriebsamkeit in Gegenden, die damit noch unbekannt sind, und eben dadurch, die Entstehung neuer Tauschmittel. Nicht selten findet Ueberfüllung Statt, obgleich die Produktion nicht wirklich das Bedürfniß überschreitet; Menschen, deren Arbeit nicht so viel einträgt, daß sie die Produktions-Kosten einer ihnen nothwendig gewordenen Waare aufbringen können, vermögen die Nachfrage nach derselben nicht zu vermehren, und bleiben Elende im Angesicht des Ueberflusses. In dem Falle, daß eine Waare nicht verkauft würde an dem Orte, wohin sie gebracht worden, würde der Verlust minder bedeutend seyn, weil, bei einem guten Kommunikations-System, die Rückfracht viel weniger kosten würde. Sind die Beziehungen des Produzenten zu dem Konsumenten erst inniger geworden:

so wird sich der Verkauf, von dem einen zu dem andern, ohne die Dazwischenkunft der Spekulanten vollziehen; und von diesem Augenblicke an kann der Produzent einen weit größeren Gewinn machen, indem er dem Konsumenten wohlfeiler verkauft. Endlich, indem der verwegene Spekulant nicht mehr durch übertriebene Nachfrage eine für den Absatz allzu starke Produktion ins Leben rufen könnte, würde das Gleichgewicht sich herstellen, und die Spekulation aufhören.

Was nicht minder dazu beitragen wird, die Ueberfüllung zu verhindern und die Spekulation zu vernichten, das sind — die allgemeinen und vollständigen statistischen Arbeiten — die Entstehung von öffentlichen Registern, oder großen Büchern von dem Reichthum der Völker, welche, mit aller nur möglichen Genauigkeit, die Nachweisungen enthalten, die den Produzenten bei der Leitung seiner Arbeiten aufklären können. Man begreift, wie dergleichen Bücher, indem sie regelmäßig Anzeige machen von der industriellen Bewegung der zivilisirten Welt, von der Summe der unbeweglichen und umlaufenden Kapitale, von den Waaren, welche im Speicher liegen oder Absatz gewonnen haben, von der Zahl der Werkstätte und der Arme, die in denselben beschäftigt sind u. s. w. — man begreift, sage ich, wie dergleichen Bücher die Unternehmungen und Gedanken der Handelswelt bestimmen, und mit den falschen Berechnungen zugleich die schlimmeren Wirkungen der Konkurrenz abwenden, und die Ueberfüllungen verhindern werden. Da der Produzent direkt und ohne den Beistand irgend eines Menschen alle die Nachweisungen benutzen kann: so wird er dem Spe-

kulanten nicht Gewinne überlassen, die ihm nicht entgehen können, und der Konsument wird ohne diesen kostspieligen Vermittler sein Bedürfniß befriedigen.

Endlich wird die Organisation des Kredits durch die Einführung von Diskonto-Banken das wirksamste Mittel werden, den Unordnungen der Betriebsamkeit zu begegnen, und in den Handelsabkommnissen die Einwirkung von Vermittlern, die sich ihre Dazwischenkunft theuer bezahlen lassen, unmöglich zu machen. Allein diese Banken können die Dienste, die man von ihnen erwartet, nur unter der Bedingung leisten, daß die vollständigen statistischen Arbeiten zu Stande gebracht sind. Alsdann vermögen die Diskonto-Banken, die sich an die Spitze des allgemeinen Kredits stellen und alle müssigen Kapitale in sich aufnehmen werden, allen den Spekulationen, die ihre Entstehung der Verwirrung und Unordnung in der Betriebsamkeit verdanken, eine Gränze zu setzen, die nicht überschritten werden kann. Und wenn aus Ursachen, die sich weder vorhersehen, noch abwenden lassen, der eine oder der andere Zweig der Betriebsamkeit allzu ergiebig gewesen, und, demzufolge, der Produzent, weil es ihm an dem hinreichenden Absatz fehlt, genöthigt seyn sollte, seine Arbeiten einzustellen: so werden die Banken, ohne für sich selbst zu spekuliren, ihm zu Hülfe kommen, und ihm die Mittel reichen, seine Fabrikation, wenn die Ueberfüllung nur vorübergehend ist, fortzusetzen, oder sich den Uebergang zu einer andern Betriebsamkeit zu bahnen, wenn jene Ursache von Dauer seyn sollte. Zufälle dieser Art können jedoch nur höchst selten eintreten, wenn die einmal eingeführten Banken alle Mittel besitzen, sich

aufzuklären, um ihre Bestimmung zu erfüllen: Ordnung und Regelmäßigkeit werden in den Handels-Transaktionen und in den Arbeiten der Betriebsamkeit sehr schwer gestört und unterbrochen werden, wegen der großen Vereinfachung, welche sogar eine Folge des Daseyns der Banken seyn wird.

Doch jene Zeiten der Ru e und des Gedeihens, wo alle Räder der gesellschaftlichen Maschine in einander greifen werden, nicht um sich zu zerstören, sondern um sich wechselseitig zu unterstützen — diese Zeiten, sage ich, sind noch nicht gekommen; und bis zu ihrem Eintritt müssen wir uns die Ordnungsmittel gefallen lassen, welche der gegenwärtige provisorische Zustand nöthig macht. Von diesen Mitteln ist die reelle Spekulation, welche den Märkten die überfüllenden Produkte entzieht, und diese so lange aufbewahrt, bis die Nachfrage danach dringender geworden ist, eins von den allerwirksamsten. Freilich wäre zu wünschen, daß sie sich vollziehen könnte, ohne die nur allzu oft verderbliche Mitwirkung jener fiktiven Spekulation, welche, durch ihre riesenhaften Operationen, häufig ihre Berechnung stört, und die überdachtesten Unternehmungen zerrüttet; allein so lange mit der reellen Spekulation bedeutende Gewinne verknüpft sind, wird ihre Nebenbulerin ihre Operationen parodiren, und die Märkte mit ihren Verbindlichkeiten überschwemmen. Indeß wird sie verschwinden, früher sogar, als die reelle Spekulation von den Feldern der Betriebsamkeit verdrängt seyn wird. Die öffentliche Meinung hat sich bereits zu ihrem Nachtheile ausgesprochen, und vertheidigt wird sie nur von Denen, die sich ihr hingeben. Indem die Gerichtshöfe sich gewei-

gert haben, ihre Verträge zu sanktioniren, ist sie durch Richterspruch und gemeinschaftlichen Beschluß geschändet worden. Es ist nicht nur erklärt worden, daß das Gesetz, im Falle solcher Spekulationen, dem Gewinnenden keine Klage wider den Verlierenden gestatten kann; sondern die Gerichtshöfe haben, noch außerdem, den Verlierenden, wenn er, um seine Verbindlichkeiten nicht zu erfüllen, das Gesetz zu Hülfe rief, als einen Geschändeten bezeichnet. Nützlich war die fiktive Spekulation, als der öffentliche Kredit sich festzustellen begann; denn er hob den Preis der Staatspapiere über ihre natürliche Höhe, und trug dadurch zur Herabsetzung des Zinsfußes bei. Doch sobald der richtiger verstandene Kredit diese künstlichen Hülfsmittel entbehren kann, verliert die fiktive Spekulation von Tag zu Tag an Thatkraft, und giebt der Betriebsamkeit und dem Handel die Kapitale und Kombinationen zurück, die sie von beiden abgewendet hatte.

Es giebt eine Art von reeller Spekulation, welche, nur zum Vortheil dessen, der sich damit befaßt, und zum Schaden der Gesellschaft geübt wird; sie ist unter der Benennung Aufkauferei bekannt. Zwar hat man bisweilen, sehr unangebracht, diese Benennung mit Spekulationen verbunden, welche keinen anderen Zweck hatten, als den Markt vom Ueberfluß zu befreien; doch sollte die Bezeichnung nur solche Operationen treffen, welche darauf abzwecken, alle Verbrauchsmittel derselben Gattung aufzukaufen, um sich das Monopol derselben, d. h. den Wiederverkauf zu übertriebenen Preisen zu sichern. Operationen dieser Art hat die öffentliche Stimme zu allen Zeiten gebrandmarkt, weil die Gesellschaft dabei immer gelitten hat.

Doch es ist bereits dahin gekommen, daß diese Art von Spekulation keinen sicheren Gewinn mehr gewährt, und wenn die allgemeine Mißbilligung sie nicht hat verhindern können, so ist dies den Gefahren gelungen, denen man sich dabei aussetzte. Zu einer Zeit, wo wenig produzirt wurde, konnten die Aufkaufereien leicht seyn; man brauchte ja so wenig Kapital, um gewisse Produkte ihrer Totalität nach an sich zu bringen. Doch heut zu Tage, wo die Bedürfnisse der Völker beträchtlich zugenommen haben, und die Produktion einen Umfang gewonnen hat, der diesem Zuwachs entspricht — heut zu Tage ist die Aufkauferei nur um so schwieriger. Seitdem Pourtales seinen Spekulations-Geist nicht mehr auf dem großen Markt Europa's geübt hat, giebt es wenige Beispiele von Aufkauferei-Versuchen, die einen glücklichen Ausgang genommen hätten.

Zu den Spekulationen, gegen welche sich die öffentliche Stimme erhoben hat, muß man, vor allen Dingen, diejenigen zählen, welche von den Gesellschaften gemacht worden sind, die der große Haufe durch „schwarze Banden" bezeichnet. Diese Gesellschaften kauften, und kaufen noch immer, großes Grundeigenthum, um es in kleinen Portionen wieder zu verkaufen. Vielleicht hat sich die öffentliche Meinung nie ungerechter bewiesen, als gegen die schwarzen Banden. Daß die ehemaligen Eigenthümer von Kirchen- und Laien-Gütern sich darüber beklagten, daß eins von den wirksamsten Mitteln ihres Einflusses und ihrer Herrschaft vor ihren Augen zertrümmert wurde — dies ist etwas, worüber man sich nicht wundern darf; denn einem entthronten Suverän kann es keine Freude ma-

machen, wenn seine Provinzen unter denen vertheilt werden, die er immer als seine Unterthanen betrachtet hat. Daß aber der Ueberrest des Volks, der sich durch die Spekulationen der schwarzen Banden bereicherte, in die Klagelieder der ehemaligen Eigenthümer eingestimmt hat — dies scheint uns in einem hohen Grade abgeschmackt und lächerlich zu seyn. Denn, was uns betrifft, so tragen wir kein Bedenken, zu erklären, daß wir nichts kennen, was sittlicher und legitimer wäre, als diese, von so vielen sogenannten Liberalen laut getadelten Spekulationen. Ihre Urheber kauften im Großen und verkauften im Einzelnen, wozu sie ein unbestreitbares Recht hatten, und erfüllten alle ihre Verbindlichkeiten, als rechtschaffene Leute. Sie verdienten demnach nicht den mindesten Vorwurf. Wir gehen aber noch weiter, indem wir behaupten, daß sie Aufmunterung verdienten; denn sie führten eine große Zahl von Menschen aus dem Zustande der häuslichen Abhängigkeit in den Zustand aktiver Eigenthümer; und indem sie auf diese Weise ihre Lage verbesserten, setzten sie sie in den Stand, sich dem Ueberreste der Gesellschaft nützlicher zu machen. Indem sie das Grundeigenthum theilten, indem sie den Austausch desselben erleichterten, versetzten sie es aus dem feudalen Zustande, der nicht mehr, weder in unseren Sitten noch in unseren Institutionen, vorhanden ist, in den Betriebsamkeitszustand, der sich zu konstituiren strebt; sie operirten also in einer Richtung, welche den Fortschritten der Zivilisation und des allgemeinen Wohls entsprach. Wir sind jedoch nicht die Ersten, welche die glücklichen Wirkungen von den Spekulationen der schwarzen Banden anerkannt haben; und wir

können uns nicht das Vergnügen versagen, das zu wiederholen, was der berühmte Weinmeister von Chavoniere über diesen Gegenstand bemerkt hat.

„Wir haben — so schrieb er — in diesen Provinzen unsere schwarzen Banden eben so gut, wie Sie in Paris, so viel ich davon höre. Dies sind Leute, die keineswegs Todschlag üben, wohl aber alles verändern. Im Großen kaufen sie Güter, um sie im Kleinen wieder zu verkaufen; und ihre Profession besteht recht eigentlich darin, daß sie großes Eigenthum auflösen. Es ist ein Jammer zu sehen, was aus einem Gute wird, wenn es in die Hände dieser Leute fällt; es verliert sich, es verschwindet. Schloß, Kapelle, Gefängniß, alles geht in die Lüfte, oder in den Abgrund. Baumgänge werden niedergehauen und in Feld verwandelt, ohne daß davon eine Spur übrig bleibt. Wo ehemals die Orangerie stand, da erhebt sich eine Milchkammer oder eine Scheune, oder auch Ställe voll Kühe und Schweine. Fahrt wohl ihr Gehölze, ihr Rasenplätze, ihr Blumenbeete, ihr duftenden Staudengänge! Das alles wird unter zehn Bauern zerstückelt, von welchen der eine Bohnen, der andere Rüben pflanzt. Ist das Schloß alt, so zerschmilzt es in ein Dutzend Häuser, die zwar Thüre und Fenstern, aber weder Thurm, noch Graben, noch Zugbrücke, noch Kerker, noch alte Zurückerinnerungen haben. Kurz, die Leute, von denen ich rede, können als Geißeln des Eigenthums betrachtet werden. Sie zermalmen, sie pulverisiren, sie zerstreuen es, selbst nach der Revolution; und werden deßhalb mit scheelen Augen angesehen. Man borgt ihnen, weil sie ehrlich wiedergeben und ihre Verpflichtungen erfüllen; dabei aber haßt man sie, weil sie

sich durch diese Spekulationen bereichern. Sie selbst scheinen sich derselben zu schämen, und wagen es kaum, sich zu zeigen. Von allen Seiten schreit man ihnen zu: hepp, hepp! Die Obrigkeit sei noch so gering, so möchte sie doch ein Aufsichtsrecht an ihnen üben. Ihre Prozesse sind nie ungewiß; die Richter selbst nehmen Parthei wider sie. Diese Leute sind sehr zu beklagen, sagt man, welchen glücklichen Erfolg ihre Operationen auch haben, welche Gewinne sie auch ziehen mögen."

„Einer meiner Nachbarn, ein wunderlicher Mann, der sich sein Urtheil nun einmal nicht nehmen läßt, sagte mir dieser Tage, als von den Mitgliedern der schwarzen Bande die Rede war, Folgendes: Diese Leute thun Keinem Wehe, und Allen Wohl; denn sie geben dem Einen Geld für sein Gut, und dem Andern Gut für sein Geld; jeder erhält, was ihm noth thut, und das Ganze gewinnt. Man arbeitet besser und man erarbeitet mehr. Je mehr Arbeit nun, desto mehr Produkt, d. h. desto mehr Reichthum, desto mehr Wohlhabenheit, und — was wohl zu merken ist — desto bessere Sitten, desto mehr Ordnung im Staate, wie in den Familien. Müssiggang, sagt das Sprichwort, ist des Lasters Anfang. Alle öffentliche Unordnung rührt vom Arbeitsmangel her. So oft also jene guten Leute ein Gut kaufen, um es wieder zu verkaufen, thun sie wohl, thun sie etwas Nützliches; etwas sehr Nützliches, wenn sie von Einem kaufen, um an Mehrere wieder zu verkaufen; denn, indem sie mehr Leute aus der Noth helfen, vermehren sie dadurch die Arbeit, das Produkt derselben, den Reichthum, die gute Ordnung, das Wohlseyn Aller und jedes Einzelnen. Auch dadurch,

daß sie dies Gut unter Leute vertheilen, die vorher nichts hatten, was man Eigenthum nennen kann, stiften sie viel Gutes; denn sie bilden Eigenthümer, d. h., wie Cosmo de Medici zu sagen pflegte, ehrliche Leute. „Mit drei Ellen Tuch — dies war sein Ausdruck — mache ich einen Menschen, der etwas auf sich hält.“ Er würde also mit drei Morgen Landes Heilige gemacht haben. In Wahrheit, jeder Eigenthümer will Ordnung, Frieden, Gerechtigkeit, vorausgesetzt, daß er nicht Staatsbeamter ist, oder es zu werden gedenkt. Den, der nur für Lohn arbeitet, zum Eigenthümer machen, ohne Jemand zu berauben; dem Landmanne Land geben: dies ist die größte Wohlthat, die man Frankreich erzeigen kann, seitdem nicht mehr Leibeigene zu befreien sind. Und dies thun diese Leute.“

. . . . . „Kurz, diese Leute, diese Güterzerstörer, erweisen dem Lande eine große Wohlthat: sie theilen die Arbeit, sie helfen der Produktion auf, und indem sie ihren eigenen Vortheil davon ziehen, thun sie für die Betriebsamkeit und für den Ackerbau mehr, als jemals Minister, Präfekten und Aufmunterungsvereine unter der Autorisation des Präfekten dafür gethan haben. Das Publikum achtet sie weniger, und ehrt dagegen nur die, die es berauben und erdrücken. Es ist so einfältig, nur das Vermögen für wohlerworben zu halten, das auf seine Kosten erworben ist.“

Wir bekennen uns im Allgemeinen zu dieser Meinung des Herrn Paul Ludwig Courrier. Doch fügen wir hinzu: daß, wenngleich die neue Vertheilung des Eigenthums, hinsichtlich der überlegenen Produktion, zu welcher sie führt, den Vorzug vor der ehemals feudalen Verthei-

lung verdient, wir sie gleichwohl nur als einen bloßen Uebergang zu einer wissenschaftlichen Vertheilung des Territorial-Eigenthums betrachten, welche für die Hervorbringung unendlich günstiger ist, als alle, die ihr vorangegangen sind. Die schwarzen Banden werden, wie alle anderen Spekulanten, ihre Unternehmungen einstellen müssen, sobald erwiesen ist, daß die großen Bestellungsarten, wobei die Arbeit, wie in den Manufakturen, vertheilt werden kann, einen größeren Ertrag geben, als diese Menge von kleinen parziellen Wirthschaften; und sobald man kleine Eigenthümer kennen lernen wird, die sich untereinander verbinden, um gemeinschaftlich ihre besonderen Felder zu bestellen. Noch ist indeß der Augenblick nicht da, wo man diese große Frage untersuchen könnte; und bis dahin wollen wir mit Dank die Wohlthat der Theilung anerkennen, zu welcher die schwarzen Banden so kräftig beigetragen haben.

Wir haben gesagt, die Spekulation im Allgemeinen sei im Abnehmen, und es werde eine Zeit kommen, wo sie ohne alle Wirksamkeit seyn werde. Da ihre Entstehung sich von der gesellschaftlichen Unordnung herschreibt: so muß sie so lange vorhalten, als diese Unordnung dauern wird. Doch schon in unseren Tagen, und trotz den Uebeln unserer gegenwärtigen Lage, ist die Tendenz der Spekulation nach gänzlicher Vernichtung handgreiflich. Zehn Friedensjahre haben Einsichten in Umlauf gebracht, die früher ganz unbekannt waren. Die öffentliche Werthschätzung entfernt sich täglich immer mehr von Denjenigen, welche sich Handelsunternehmungen hingeben, deren zum Voraus berechnete Resultate die Gewißheit nicht für sich haben.

Man versagt ihnen den Kredit, weil man kein Vertrauen in ihre Operationen setzt. Die Beziehungen des Produzenten zu den Konsumenten werden inniger; und heutiges Tages versagen sich die bedeutendsten Handelshäuser, so wie die, welche das meiste Vertrauen einflößen, im Allgemeinen der Spekulation auf Kosten jener Beziehungen. Sie bekümmern sich nicht um Gewinne, die sich auf Waaren machen lassen, welche sie von einem Orte nach dem andern versetzen, d. h. aus dem Hause der Produzenten auf den Markt bringen; denn sie wollen nichts zu schaffen haben mit dem Abfall, den diese Waaren im Preise leiden können. Sie begnügen sich damit, daß sie die Vermittler zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten sind, und zur Entschädigung für diesen Dienst einen gewissen Preis, eine Kommission, erhalten. Man begreift ohne alle Mühe den Vorzug, den dieses Verfahren vor der Spekulation hat, selbst wenn diese die Waaren von einem Orte nach dem andern versetzt; denn in dem letzten Falle ist der Zweck nicht bloß, dem Urheber die gerechte Belohnung für seine Arbeit zuzuwenden, sondern auch, ihn auf die Waare gewinnen zu lassen, und folglich den Preis derselben zu erhöhen. Und wenn die Kommissionshäuser sich werden vervielfältigt und große Kapitale an sich gezogen haben, so wird man sehen, wie sehr sie den Spekulanten vorzuziehen sind.

Um das bisher Gesagte ins Kurze zu fassen: wir glauben bewiesen zu haben, daß die Spekulation, vortheilhaft für die Gesellschaft, so oft die Betriebsamkeit sich im Zustande des Leidens und der Unordnung befindet, d. h. so oft der Mangel oder die Ueberfüllung eintritt, sich in

eben dem Maße verliert, worin die Betriebsamkeit sich ihrem definitiven Zustande (dem der Ordnung und des Gedeihens) nähert, und daß sie ganz verschwindet von dem Augenblicke an, wo es für sie kein Feld mehr giebt, das sich anbauen läßt. Soll der Kredit auf unerschütterlichen Grundlagen ruhen, so muß er seine Unterstützung allen den Unternehmungen versagen, deren Ergebnisse dem Zufalle anheim gestellt, oder nur auf ungefähre Abschätzungen berechnet sind. Nun aber hat die Spekulation im Allgemeinen keine zuverlässige Gewährleistungen des glücklichen Erfolges: sie vertraut sich einer ungewissen Zukunft; sie schwimmt auf einem Meere, wo der Schiffbruch nur allzu häufig vorkommt. Der Kredit wird sich also zurückziehen von allen den Leuten, die sich, in Folge des von ihnen betriebenen Handwerks, unaufhörlich Katastrophen aussetzen, welche auf die Betriebsamkeit immer mehr oder minder nachtheilig zurückwirken.

Wir haben angedeutet, welches die kräftigsten und wirksamsten Mittel seyn werden, um die Unordnungen der Betriebsamkeit zu verhindern, oder aufzuheben; und wir haben gesehen, daß das wichtigste von diesen Mitteln — das, was alle übrigen in sich begreift — die Einführung von Disconto-Banken seyn würde.

Wir haben gezeigt, wie die fiktive Spekulation, oder das Spiel, sich vernichten muß, wenn die reelle Spekulation, deren Berechnungen sie mit Uebertreibung parodirt, aufgehört haben wird, ja sogar noch früher; und wie sich alsdann die Gedanken und Kapitale, die sie verschlürfte, den nützlichen Arbeiten der Betriebsamkeit zuwenden werden.

Wir haben endlich gezeigt, wie die Beziehungen vom Produzenten zum Konsumenten, von einem Tage zum andern, immer einfacher und inniger zu werden streben, und zuletzt keines anderen Vermittlers bedürfen werden, als des Kommissionärs. Der Vorzug dieser Beziehungen vor den gegenwärtig bestehenden, bei welchen es beinahe immer der Dazwischenkunft der Spekulanten bedarf, ist nachgewiesen worden. Der Spekulant will auf die Waare gewinnen, der Kommissionär verlangt nur den rechtmäßigen Preis seiner Bemühungen. Alle Handels-Operationen werden sich dereinst auf die Operationen dieser Kommissionäre beschränken; und sie sind die einzigen, welche das wahre Interesse der Produzenten nöthig macht. Leute, die an alten Gewohnheiten und Handels-Traditionen kleben, vermögen den Begriff des Handels freilich nicht zu sondern von dem Begriffe der Spekulation; wir hingegen sind des Glaubens, daß der Handel nicht eher den höchsten Grad der Vervollkommnung und Nützlichkeit, dessen er fähig ist, erreicht haben wird, als bis alle Spekulation aus demselben verbannt ist. Denn alsdann wird es nicht mehr jene beträchtliche Schwankungen, jene, selbst für die Hellsehendsten unerwarteten Fehlschläge geben, die zwar wenige Einzelne bereichern, und der Gewinnsucht zur Lockspeise dienen, aber für die Mehrzahl durchaus verderblich sind. Produktion, Vertheilung und Verzehr, werden auf die billigste Weise geschehen, weil die Zirkulation sich durch die kürzesten und am wenigsten kostspieligen Kanäle vollziehen wird, und weil weder der Produzent noch der Verzehrer dem Spekulanten erlauben werden, Gewinne, welche für beide gleich nachtheilig sind,

von dem Uebergange der Waare zu ziehen, die er aus der Werkstätte des ersten in die Hände des letzten versetzt.

Wir werden unstreitig Gelegenheit haben, auf mehrere, in diesem Artikel angeregte Fragen zurück zu kommen; was aber den Hauptzweck, die Spekulation, aus ihren verschiedenen Gesichtspunkten in der Gegenwart und in der Zukunft betrachtet, betrifft, so glauben wir ihn erfüllt zu haben.

Ueber

Bacon's und Descartes Verdienste um eine neue Gestaltung der Wissenschaften.

Die Menschen setzen nicht gleiches Vertrauen in die verschiedenen Theile der Wissenschaften; die allgemeine Meinung gesteht diesen weder dieselbe Kraft des Beweises, noch denselben Werth hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit selbst zu. Mit Einem Worte: man betrachtet sie — um uns eines geläufigen Ausdruckes zu bedienen — durchaus nicht als positiv in demselben Grade. Da indeß die ächte Idee von einem Fortschreiten nur in sehr wenigen Köpfen vorhanden ist: so sucht man sich auch nicht zu erklären, wie und weßhalb diese Art, die Wissenschaften anzuschauen, zufällig die richtige seyn könnte. Man hat also, heut zu Tage, im Allgemeinen mehr Vertrauen zu den mathematischen und physischen Wissenschaften, als zu den physiologischen: die ersteren genießen eines höheren Ansehens, einer größeren Gunst. Man glaubt so unbedingt an die Richtigkeit ihrer Methoden, und an die Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse, daß Viele sich ihnen in keiner anderen Absicht hingeben, als um ihrem Geiste Geradheit zu geben, und um gut urtheilen zu lernen. Kurz: die vertraute Bekanntschaft mit ihnen gilt, in der allgemeinen Erziehung, für die einzige wahrhaft wichtige, und sie dienen zu einem Vergleichungs-Punkte, so oft es darauf an-

kommt, den höchsten Grad der Gewißheit zu bestimmen. Und ohne es gewahr zu werden, wird man hierdurch verführt, die mathematischen Wissenschaften über die Physiologie zu stellen, und in der letzteren die Methoden, die Gewohnheiten und selbst die Theorieen der ersteren finden zu wollen.

Die Frage von dem Vorrange der Wissenschaften ist von der höchsten philosophischen Wichtigkeit; denn es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als — zu erforschen, und auf eine positive Weise festzustellen, welches der spezielle Gesichtspunkt sei, von welchem man ausgehen muß, um den Werth der verschiedenen Methoden und Theorieen gehörig zu würdigen, und welches, folglich, die Spezialität sei, die berufen ist, alle übrigen Spezialitäten zu vereinigen, um ein enzyklopädisches Ganzes aus ihnen zu bilden. Darüber findet kein Zweifel Statt, daß die verschiedenen speziellen Wissenschaften nicht alle gleich geeignet sind, um zu einer solchen Koordinations-Arbeit mit Erfolg gebraucht zu werden. Unter ihnen giebt es im Grunde nur zwei, welche, augenfällig und auf dem ersten Anblick, das Mittel dazu in sich schließen: die eine ist die Astronomie, die andere die Physiologie, und wirklich sind beide schon mehr als einmal zu einem solchen Zwecke angebauet worden. Allein, damit die Astronomie bei der allgemeinen Koordination der physischen und sittlichen Thatsachen, zum Abgangspunkt diene, muß man das Dasein einer ersten allgemeinen Ursache zugeben; denn ohne diese Voraussetzung würden die Spezialitäten ganz offenbar eben so gesondert bleiben, wie sie es früher waren; die Astronomie könnte die physischen Phänomene mit den Phäno-

menen der lebenden Körper nicht durch eine Theorie vereinigen; das Daseyn des kleinsten Insekts würde eine eben so vereinzelte Thatsache bleiben, als das Daseyn der menschlichen Gesellschaft selbst. Zwar hat man die Idee einer ersten Ursache lange noch nicht aufgegeben; aber die Wissenschaften sind, von Tag zu Tag, immer spezieller geworden. Dieselbe Unbekanntschaft mit den allgemeinen Ursachen, welche die Astronomie in die Unmöglichkeit versetzt, zur Bildung eines enzyklopädischen Gemäldes zu dienen, macht sie unfähig, ein Mittel herzugeben, wonach man die, jeder Spezialität eigenthümlichen Gesetze würdigen kann. Bei der Entdeckung der Gravitation und der Gesetze der Schwere, wollte man ihrer Herrschaft alles unterwerfen; man wollte die mathematische Analysis allenthalben anwenden. Allein die Erfahrung zeigte sehr bald, daß sie unanwendbar waren.

Die Wörter „Ursache" und „Gesetz" bezeichnen zwei ganz verschiedene Operationen des Geistes. In dem ersten Falle will man wissen, warum die Phänomene existiren, und weßhalb sie sich lieber auf diese, als auf jede andere Weise darstellen. In dem zweiten Falle untersucht man bloß, wie sie existiren; man studirt die Art und Weise, wie sie sich mit einander verketten, d. h. ihre gegenseitigen Beziehungen. Wenn man sagt, ein in die Luft geschleuderter Körper beschreibt im Herabfallen die und die Kurve, erwirbt in seinem Laufe die und die Geschwindigkeit: so drückt man Phänomene aus, welche man mit allen Phänomenen derselben Gattung in Verbindung bringen kann; nämlich unter dem Titel der Schwere. Allein diese Schwere an und für sich ist nur ein allge-

meiner Ausdruck, wodurch man eine große Zahl von Thatsachen derselben Ordnung bezeichnet und koordinirt; mit einem Worte: er ist keine Ursache. Fragt man sich hingegen, weßhalb die Schwere vorhanden ist, so erforscht man, bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, die Ursache. Beschränkt man sich also darauf, zu erkennen, wie sie existirt, sucht man bloß zu erforschen, wie die Körper fallen: dann beschäftigt man sich bloß damit, zu beobachten, auf welche Weise die Phänomene vorgehen, und von diesem Augenblick an, erforscht man nur Gesetze.

Die Ursachen sind immer hypothetisch, immer Gegenstand der bloßen Vermuthung; die Gesetze hingegen können vollständig positiv werden. In Wahrheit, was ist für uns gewiß? Nichts, als die Phänomene. Man hat gesagt, und nur allzu oft wiederholt, daß es außer uns keine Gewißheit gebe, daß wir zweifeln müßten an allem, was nicht wir selbst wären. Ohne die Unbedingtheit dieses Axioms einzuräumen, müssen wir eingestehen, daß es wenigstens zum Theil wahr ist. In der That, bei jeder Wahrnehmung der Dinge, die einen Theil der Außenwelt bilden, giebt es für den Einzelnen, der davon affizirt wird, die Gewißheit einer Wahrnehmung dieser und keiner andern Art. Das Wort „Phänomen" selbst drückt diese Thatsache aufs Vollständigste aus; denn dieses in den Wissenschaften so glücklich angebrachte Wort ist keiner Zweideutigkeit unterworfen; es bezeichnet nur das, was uns zu seyn scheint; es bezeichnet also sehr gut, daß eine Thatsache nur das Produkt eines gewissen Verhältnisses der umgebenden Welt zu dem fühlenden oder wahrneh-

menden Individuum ist. Nun besteht der Unterschied zwischen den Gesetzen und den Ursachen darin, daß die ersteren Schöpfungen unseres Geistes sind, um Phänomene zusammenzustellen, die letzteren hingegen eine Erklärung der Phänomene, hergenommen von dem Daseyn irgend einer Macht, die sich außer uns befindet, und von uns unabhängig ist.

Es ist keinesweges gleichgültig, ob man sich mit der Erforschung der ersten Ursachen, oder mit der Auffindung der Gesetze beschäftigt. Diese beiden Zwecke verändern, je nachdem der eine oder der andere vorherrscht, durchaus den Charakter der Wissenschaften. In dem ersten Falle arbeitet der Mensch ohne ein klares Bewußtseyn dessen, was er thut — ohne Kenntniß seiner Werkzeuge, und in der vollkommensten Unbekanntschaft mit seinem eigenen Verstande. Bewegt er sich dagegen auf der anderen Bahn: so weiß er genau, was er thut, so kennt er die Werkzeuge seiner Erforschung. So lange nun der Mensch in der Wissenschaft der anorganischen Körper verweilt, wird er, wie groß seine Fähigkeit im Uebrigen auch seyn möge, sich niemals dieses Unterschiedes bewußt werden. Wir sagen dies, weil wir die Beweise davon haben: er wird immer nur die Art zu fühlen haben, welche wirksam ist, wenn man beobachtet; und die Gesetze der Intelligenz, wenn man spekulirt, beherrschen nothwendig alle Studien, und entscheiden über ihre Ergebnisse.

Die Wissenschaften sind nur dadurch positiv geworden, daß man unsere Eigenthümlichkeit berücksichtigt, und daß man die Natur der Beziehungen wahrgenommen hat, welche uns an die Mitte banden, worin wir leben; denn

von diesem Augenblicke an sah man in der uns umgebenden Welt nur Phänomene, und nicht Substanzen, Kräfte, oder durch sich selbst vorhandene Wesen, und in unseren allgemeinen Systemen nur formulirte Gesetze, und nicht unbedingte und von uns unabhängige Wahrheiten. Der positive Zustand der Wissenschaften ordnet dieselben nothwendig der Physiologie unter, der individuellen und der gesellschaftlichen Physiologie, und ertheilt dem Studium dieser Wissenschaft den ersten Rang, der Wichtigkeit nach. Das Gegentheil tritt ein, sobald wir uns auf die Erforschung der Ursachen einlassen. In Wahrheit, fragt man sich, weßhalb der Mensch vorhanden ist, so ist man logisch verführt, zu erforschen, weßhalb der Erdball, weßhalb unser Planetar-System, weßhalb das Universum vorhanden ist: Fragen, welche ganz zuverlässig unauflöslich sind, nur für Hypothesen taugen, und von jeder Beweisführung unerreicht bleiben. Bei einer solchen Art des Verfahrens stellt sich dasjenige Phänomen, welches eine größere Zahl derselben umfaßt, immer oben an; und zu gleicher Zeit das, dessen erste Ursache vor allen Dingen gekannt zu werden verdient, und dessen Erklärung den Schlüssel für alle übrigen enthalten würde. Und auf dieser Bahn stellt sich die Astronomie weit höher, als die Wissenschaft des Menschen; denn der Mensch und der Erdball sind in ein Planetar-System begriffen, haben mit diesem denselben Ursprung gemein, und werden von derselben Ursache hervorgebracht. Wohin aber gelangen wir auf diesem Wege? Wenn wir, bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, die Erforschung bis an das letzte Ziel hinführen: so werden wir finden, daß die all-

gemeinste Thatsache die Bewegung ist. Wir werden alsdann aber einer uranfänglichen Geschwindigkeit bedürfen; und wo werden wir den Ursprung derselben suchen? Ohne Zweifel in theologische Hypothesen. Was aber werden wir alsdann Nützliches für die Wissenschaften gethan haben? Wird es uns gelungen seyn, ein einziges Ergebniß zu finden, das anwendbar ist auf den Menschen?

Gewiß nicht. Wir werden keinen Schritt weiter gethan haben, als die früheren Geschlechter; wir werden zurückgetreten seyn auf den Kampfplatz unfruchtbarer und endloser Erörterungen, den sie aufzugeben vernünftig genug gewesen waren.

Wenn sich dagegen, unter Bacons und DesCartes Leitung, der Mensch als den Ursprung alles Wissens betrachtet, wenn er sich als den Schöpfer aller wissenschaftlichen Arbeit angeschaut hat: so ist ein bedeutender Schritt von ihm gethan worden. Ohne Zweifel hat er sich anfänglich allzu vollständig von der Außenwelt gesondert; unstreitig hat er sich, in intellektueller Beziehung, allzu sehr zu einem von allen fremden Einflüssen unabhängigem Prinzip aufgeworfen. Allein es ist deßhalb nicht minder wahr, daß er, von diesem Augenblick an, die Gesetze seiner Organisation, die seiner eigenen Intelligenz, über die ihn umgebende Welt erhoben hat: er hat gefühlt, daß Er es war, was erforscht werden müsse, und daß bei Arbeiten des Geistes alles Gelingen und alles Mißlingen von den angewendeten Methoden abhängt. Die erste Arbeit hat alsdann zum Zweck, die Natur unserer Gewißheit zu erforschen; die zweite, die Methoden zu würdigen. Dies ungefähr hat der menschliche Geist gethan, ehe er vorschritt

zu den Koordinationen der astronomischen und der physischen Thatsachen, welche man freilich zu bewundern Ursache hat, aus denen man aber Folgerungen ziehen möchte, die nichts mit ihnen zu schaffen haben.

Die Revolution, deren Keim von Bacon herrührt, und welcher Descartes einen ersten umfassenden Antrieb gab, begann damit, daß sie die Unterordnung der verschiedenen Theile der Wissenschaft gänzlich veränderte. Der menschliche Verstand wurde höher gestellt, als die Theologie, das Studium der Methoden für das wichtigste Studium erklärt, das enzyklische Gemälde der Wissenschaften endlich nach der Eintheilung der menschlichen Fähigkeiten geordnet, und — die Theologie hörte auf, sich in alle Spezialitäten zu mischen. Diese Erklärung der Ursachen des Universums wurde nicht länger gebraucht, um Koordinations-Mittel zu finden. Mit Einem Worte: man suchte nicht länger das Endziel aller Thatsachen; man fand es in der Nützlichkeit, in Beziehung auf den Menschen, und in dem Wesen desselben. Die Physiologie — und wir verstehen darunter die gesammte Wissenschaft vom Menschen — beherrschte, von diesem Augenblicke an, die Studien in allen ihren Richtungen. Man hörte auf, die Wissenschaft als eine Einheit zu betrachten. Es entstanden Spezialitäten, und jede derselben bestand aus einer besonderen Ordnung von Phänomenen. Die Physik wurde von der Chemie, diese von der Mineralogie und der Geologie u. s. w. gesondert, und jede besonders studirt. Diese Veränderung wurde sichtbar, sogar in den Ausdrücken, womit man die Dinge bezeichnete. Denn alle Spezialitäten erhielten die Benennung der Wissenschaft, während es früher nur Eine

Wissenschaft gegeben hatte, nämlich die des Universums oder Gottes. Jede Spezialität erhielt auch ihre Methoden, ihre Theorieen, ihre besonderen Gesetze, und alles, die Sprache selbst nicht ausgenommen, nahm denselben Charakter der Verschiedenheit an. Dieser Zustand der Vereinzelung in den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens, ist nach Maßgabe der Forschritte des menschlichen Geistes immer bemerkbarer geworden; und heut zu Tage ist er vielleicht so bedeutend, als er möglicherweise werden kann. Keinem Zweifel unterliegt es, daß diese Theilung das vornehmste Vervollkommnungsmittel in jeder Beziehung, und zugleich die beinahe einzige Ursache von dem Daseyn der Wissenschaften im positiven Zustande ist; zum wenigsten ersehen wir aus der Geschichte, daß keine derselben eher positiv geworden ist, als bis sie vereinzelt war, d. h. bis die Ordnung der Phänomene, aus welcher sie bestand, ganz abgesondert von jeder andern Ordnung aufgefaßt wurde. Man versuche einen Augenblick den Charakter der Spezialität aufzuheben, indem man eine einzige Methode, Theorie, Gesetzgebung oder Sprache gebraucht! Welches auch die Wissenschaft sei, von der man entlehnt, und was man auch thun möge, sich selbst klar zu bleiben: man wird auf das Unvermeidlichste in das Gebiet unanwendbarer Hypothesen zurücktreten. Die Physiologie des Individuums, verbunden mit der Physiologie der Gattung, ist wirklich das einzige Einigungsmittel der Wissenschaften; und in der That, seitdem diese Theilung in Spezialitäten vorhanden ist, hat die Physiologie, oder der metaphysische Theil derselben, alle enzyklopädischen Anschauungen beherrscht.

Wir haben zu Anfang dieses Artikels bemerkt, daß, in der allgemeinen Meinung, die mathematischen und physischen Wissenschaften den physiologischen vorgezogen wurden, mit Einem Worte, daß das Wissen der polytechnischen Schule höher geachtet würde, als das der medizinischen. Nicht zum ersten Male hat eine gleiche oder verwandte Meinung in den Geistern vorgeherrscht. In den alten philosophischen Schulen Griechenlands nahmen die Größenlehre und die Geometrie, als Kenntnisse, den höchsten Rang ein; wer zu den Gelehrten gerechnet werden wollte, mußte sich mit ihnen befreundet haben. Die Arbeit der dogmatischen Schule verdrängte diese Meinung, indem sie die Philosophie zu Wege brachte, welche später im Christenthum triumphirte. Heut zu Tage hat sich dieselbe Meinung in einer ähnlichen Uebergangs-Epoche gebildet. Im Uebrigen aber ist es leicht diese Thatsache zu erklären. In Wahrheit, es ist sehr einfach, daß die Wissenschaften, welche die am wenigsten verwickelten und am wenigsten zahlreichen Phänomene umfassen, die ersten sind, welche fortschreiten; was die eigentliche Mathematik betrifft, so geht sie allen Theilen des menschlichen Wissens voran, gerade weil sie eine reine, aber genaue Schöpfung des menschlichen Geistes ist. Unnöthig ist, zu bemerken, daß diese Thatsachen hinreichend erklären, wie die Meinung, von welchen wir geredet haben, entstanden ist. Zeigen sie denn nicht zugleich das Vorübergehende derselben?

Die Erörterung, auf welche wir uns hier eingelassen haben, führt zu dem Schlusse: „daß da, wo die positive Methode Raum gefunden hat, das Studium der

Physiologie, diese in ihrer doppelten Anwendung auf das Individuum und auf die Gesellschaft oder das Geschlecht gedacht, das Studium aller Spezialitäten beherrschen muß, weil es das einzige ist, was die Mittel darbietet, die Wissenschaften wahrhaft enzyklisch zu machen."

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Ueber den Sturz und die endliche Auflösung des Jesuitenordens.

Von allen Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts ist der Sturz und die endliche Auflösung des Jesuitenordens bei weitem die wichtigste, und eben deßhalb einer gründlichen Erforschung vor allen übrigen Begebenheiten dieses Zeitraums würdig. In ihr spiegelt sich der Geist des Jahrhunderts am vollständigsten: nur daß dies, wie wir glauben, nie gehörig erkannt worden ist, weil zu einer philosophischen Auffassung dieses großen Gegenstandes vor allen Dingen eine genaue Kenntniß dessen erforderlich war, was den unvermeidlichen Umsturz jenes Ordens vorbereitet hatte.

Indem wir uns nun anschicken, diesen Umsturz als etwas zu erklären, das mit der Entwickelung der europäischen Welt in dem engsten Zusammenhange steht, und nur als

ein Fortschritt auf der Bahn der Aufklärung und Versittlichung gedacht werden kann, gerathen wir freilich in eine nicht geringe Verlegenheit. Denn, wenn wir auf der einen Seite der Wahrheit nichts vergeben möchten, so wünschen wir auf der anderen, jeden Anstoß zu vermeiden: eine Aufgabe, deren glückliche Lösung in dem vorliegenden Falle mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, weil gewisse Vorstellungen, die ein tieferes Nachdenken, als auf Vorurtheil und Vorwegnahme beruhend, bezeichnet, bei weitem noch nicht in der Allgemeinheit aufgegeben sind, worin sie als verschwunden gedacht werden können. Am sichersten hoffen wir uns dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß wir allgemein beglaubigte Thatsachen reden lassen. Denen, die uns eine materielle Ansicht der Welt und ihrer Erscheinungen zum Vorwurf machen möchten, haben wir vorläufig nichts weiter zu erwidern, als daß eine solche Ansicht unmöglich ist, weil sie vom Geiste herrühren würde, der über die Materie zwar reflektiren, aber nie materiell werden kann. Um uns noch vollständiger zu entschuldigen, oder auch zu rechtfertigen, bemerken wir außerdem, daß in unserer Ueberzeugung, alle wahrhaft fruchtbare Thätigkeit des menschlichen Geistes abgeschlossen ist in der Erkenntniß der Gesetze der Erscheinungen, oder mit anderen Worten, daß die Erforschung der ersten Ursachen dieser Erscheinungen immer gleich unfruchtbar und irrthümlich bleiben wird.

Doch zur Sache!

Das theologisch-feudale System, worauf, im früheren Mittelalter, die gesellschaftliche Ordnung geruhet hatte, gerieth, nach und nach, in einen solchen Verfall, daß man

darauf bedacht seyn mußte, neue Stützen aufzufinden, wofern nicht alles zu Trümmer gehen sollte. Das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert verstrich unter vergeblichen Bemühungen dieser Art; denn man bildete sich ein, daß es nur einer besseren Anwendung derselben Prinzipe bedürfte, während diese unverändert bleiben könnten. Endlich wurde im sechzehnten Jahrhundert Hand ans Werk gelegt. Dies geschah durch die Kirchenverbesserung, welche in sich selbst nichts weiter war, als ein Versuch, die öffentliche Lehre von allen den Bestandtheilen zu reinigen, welche ihre Kraft verminderten, um sie, auf diese Weise, dem herrschenden Kultur-Grade entsprechend zu machen. Dieser Versuch fand jedoch nicht so allgemeinen Beifall, daß die ganze europäische Welt sich mit ihm befreundet hätte. Ein großer Theil derselben blieb dem sogenannten Katholizismus getreu; und die Könige des westlichen Europa benutzten die Umstände nur, um sich immer unabhängiger von demjenigen zu machen, der, bis dahin, die sogenannte weltliche Macht als etwas behandelt hatte, das der geistlichen unbedingt untergeordnet seyn müsse. Inzwischen machten die physischen Wissenschaften immer stärkere Fortschritte, bis es, gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts dahin kam, daß man auf den Gedanken gerathen konnte, der königlichen Autorität, ganz unabhängig von allen übernatürlichen Lehren, ein neues Fundament in einer bewaffneten Macht zu geben, welche auf die Erfindung des Schießpulvers gegründet wäre. Bekanntlich geschah dies, in einem größeren Umfange, zuerst in Frankreich nach den Fronde-Unruhen, die das königliche Ansehn auf eine so empfindliche Probe stellten. Der

Mißbrauch nun, den Ludwig der Vierzehnte von seinem stehenden Heere machte, trug, vermöge der Nothwendigkeit einer Gegenwehr, nicht wenig dazu bei, daß die französische Schöpfung, als Grundlage der weltlichen Fürstenmacht, allgemein wurde. Nichts aber hat die gesellschaftliche Entwickelung der europäischen Staaten, seit dem westphälischen Frieden, noch mehr befördert, als die allgemeine Einführung der stehenden Heere, und die Uebertreibung, die man in die Sache brachte.

Ohne dieser Institution auf eine unbedingte Weise das Wort zu reden, darf man zum Wenigsten behaupten, daß sie, als Veranlassung zu einer besseren Staatswirthschaft, als bis dahin Statt gefunden hatte, alle Verbesserungen der bürgerlichen Gesetzgebung sowohl, als der Verfassung im Allgemeinen, auf eine indirekte Art herbeigeführt hat. Denn, wollte man regelmäßig besoldete Krieger in größerer Anzahl haben, so mußte man, um immer zahlungsfähig zu seyn, nicht bloß sehr wirthschaftlich mit dem Staatseinkommen umgehen, sondern auch, um bei etwa ausbrechenden Kriegen nachhaltig wirken zu können, auf die Vermehrung der Geldquellen Bedacht nehmen. Sobald nun von einer solchen Vermehrung die Rede ist, stellen sich die einmal vorhandenen Verhältnisse mit allen den Gesetzen und Gewohnheiten, worauf sie beruhen, in der Regel als das größte Hinderniß dar. Glücklicherweise liegt das Mittel zur Ueberwindung dieses Hindernisses in dem stehenden Heere, das, als ultima ratio, zur Vollziehung der gegebenen Verordnungen gebraucht wird. Nicht genug jedoch, daß die vorhandenen Verhältnisse die Veränderung leiden, welche einer freieren und ergiebigeren

Thätigkeit entspricht, kommen auch ganz neue zum Vorschein, welche dadurch entstehen, daß man den Grundsatz annimmt, das Staatseinkommen lasse sich nur in dem Maße vermehren, worin die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen wachse, und ein immer lebhafter Verkehr zu immer größerer Betriebsamkeit aufmuntere. Und die natürliche Folge davon ist, daß die Gesellschaft, ohne irgend einem fremden Zwecke zu dienen, damit endigt, daß sie sich selbst Zweck wird, und daß alle Lehren, welche hiervon das Gegentheil aussagen, nach und nach in Mißkredit gerathen und aufgegeben werden. Was durch die verbesserte Gesetzgebung zu einem höheren Maße von bürgerlicher Freiheit führt, dasselbe führt auch zur Entsagung von Vorurtheilen und Wahnbegriffen aller Art, bis sich die Wissenschaft gebildet hat, in welcher man von allen früheren Verirrungen des Geistes ausruhen kann.

Wir haben durch diese Auseinandersetzung nur den Faden nachweisen wollen, welcher thatsächlich durch das Labyrinth der Entwickelung führt, das seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Geschichte des mittleren Europa's in sich schließt. Als unverkennbares Produkt der Fortschritte, welche die physischen Wissenschaften bis zu dem eben genannten Zeitpunkt gemacht hatten, konnte das neue System zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung durchaus nicht verfehlen, feindselig auf das zurückzuwirken, was von dem alten theologisch-feudalen System noch übrig geblieben war; dies brachte schon die Verschiedenheit der Prinzipe mit sich. Zwar lag diese feindselige Tendenz nicht in der Absicht Derer, die ihr Ansehn auf das neue System stützten; ist den Aussagen der Zeitgenossen

zu trauen, so muß man vielmehr annehmen, daß jene Ungleichartiges vereinigen zu können glaubten, und folglich auf nichts weniger ausgingen, als dem alten gesellschaftlichen Zustande mit seinen Grundlagen zu schaden. Allein diese Schonung rührte zuletzt doch nur von einem Mangel an Einsicht her; und was in der Sache selbst natürlich war, mußte sich, wie es zu geschehen pflegt, sogar gegen ihren Willen vollbringen. In der Gesellschaft waren (und sind bis zu diesem Augenblick) zwei Prinzipe wirksam, die sich nur bekämpfen konnten. Nicht daß man berechtigt gewesen wäre, das eine das gute, das andere das böse Prinzip zu nennen; daran fehlte nur allzu viel. Aller Unterschied zwischen beiden beruhete — auf alt und neu — auf alter und auf neuer Naturwissenschaft. Die alte hatte ihren Charakter darin, daß sie, unbekümmert um die nothwendigen Gränzen des menschlichen Geistes, anstatt die Gesetze der Erscheinungen zu erforschen, die ersten Ursachen derselben mit Willkür setzte, und auf dieser Grundlage die Gesellschaft ordnete; die neue hingegen hatte ihren Charakter darin, daß sie, unbekümmert um die ersten Ursachen der Erscheinungen, bei den Gesetzen derselben stehen blieb, um hiernach die gesellschaftliche Ordnung zu regeln. Der Unterschied zwischen beiden aber war deßhalb nicht minder reell. Wenn die alte Naturwissenschaft, um in Ehren zu bleiben, jeden Aufflug des menschlichen Geistes hemmen, jede Erweiterung der menschlichen Erkenntniß hintertreiben mußte: so war die neue so wenig in diesem Falle, daß jeder reelle Fortschritt ihr nur willkommen seyn konnte; und wenn jene genöthigt war, darauf zu dringen, daß die, zu ihrem Vortheil einmal zu Stande gebrachten Ver-

hältnisse unerschüttert blieben, so konnte, zum Vortheil dieser, die Einfachheit der Verhältnisse sich nicht schnell und stark genug in geordnete Mannichfaltigkeit auflösen. So einander entgegengesetzt, und sich selbst durch die Benennung von Theologie und Philosophie unterscheidend, mußten die beiden Formen der menschlichen Erkenntniß nothwendig in einen harten Widerstreit gerathen: in einen Widerstreit, welcher nur dadurch beendigt werden konnte, daß die eine der andern Raum gab; denn mit einander konnten beide nicht auf die Dauer bestehen.

Der Einsicht geht im Leben immer die Ahnung voran; und was auch der Gegenstand seyn möge, das Instinktive ist immer früher wirksam, als die Intelligenz. Die natürliche Folge davon ist, daß man dem Ziele auf unbekannten Wegen zutreibt, und die Mittel sehr selten an dem Zweck abmißt, den man erreichen möchte. So entstehen Begebenheiten, welche Niemand vorhergesehen hat, die sich jedoch nie vollenden können, ohne den gesellschaftlichen Zustand zu verändern, und hierdurch einen Rechtstitel zu gewinnen.

Wohl fühlte man in allen den westeuropäischen Staaten, welche von der Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts unerschüttert geblieben waren, daß die katholische Geistlichkeit das stärkste Hinderniß für jede freiere Bewegung der gesellschaftlichen Kräfte, die gesetzlichste gar nicht ausgenommen, geworden sei. Doch, wie dieser zahlreichen, über eine Oberfläche von 40,000 Geviertmeilen ausgedehnten, und unter sich selbst aufs Innigste verbundenen Körperschaft so beikommen, daß sie sich zur Entsagung ihrer Ansprüche, wie von selbst, bequemte? Dies

war ein Gegenstand der Verzweiflung für alle Staatsmänner, in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Die katholische Geistlichkeit vertheidigte sich auf eine doppelte Weise: einmal nämlich durch ihre Lehre, und zweitens durch ihr Besitzthum. Vermöge der ersteren im privilegirten Besitz der Wahrheit, (zum Wenigsten ihrer Einbildung nach) verwarf sie jede andere Lehre, die sich neben der ihrigen geltend machen wollte, als gottlos oder heidnisch; vermöge des letzteren rechneten sie auf die Kraft der Verjährung, so daß, was einmal der todten Hand verfallen war, dem Umlaufe für ewige Zeiten entzogen bleiben sollte. Was man ihren Forderungen hinsichtlich der Lehre gern bewilligt haben würde, das mußte man, seit der Entstehung der stehenden Heere, ihren Forderungen hinsichtlich des Besitzthums und der auf dasselbe gegründeten Verhältnisse versagen: denn das Geldbedürfniß der Regierungen war im Zunehmen, und da es nur durch eine Vermehrung und Vervielfältigung der gesellschaftlichen Arbeit befriedigt werden konnte, so kam es vor allen Dingen darauf an, den der todten Hand verfallenen Besitz in freies Eigenthum zu verwandeln. Die Welt- und Ordensgeistlichkeit indeß, gewohnt, ihr Besitzthum durch die Lehre, so wie hinwiederum diese durch jenes zu vertheidigen, konnte sich nicht auf eine Sonderung beider einlassen, welche sie in die Klasse gemeiner Staatsdiener versetzt, und ihr ganzes Wesen bis zur höchsten Unkenntlichkeit verändert haben würde. Hierin also lag der gordische Knoten, der gelöset werden mußte, und an dessen Lösung man mit um so größerer Zaghaftigkeit ging, je deutlicher man einsah, daß Alexanders Schwert hierauf nicht anzuwenden

sei, wofern man eine große Verlegenheit nicht durch eine weit größere Verwirrung ersetzen wollte. Wer möchte diese Vorsichtigkeit tadeln? Wer den Staatsmännern um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihrer Zurückhaltung nur eine Pflicht erfüllt haben, da ihre Bestimmung nie eine andere seyn kann, als die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten, deren Beschützung ihnen obliegt?

Unter diesen Umständen erfolgte ein erster Rettungsanfang von einer Seite her, an welche Niemand gedacht hatte. Ich sage: ein erster Rettungsanfang; denn mehr war es nicht. Dieser Anfang war sogar so schwach, daß sein Zusammenhang mit späteren, unendlich entscheidenderen Ereignissen gänzlich verkannt worden ist. Doch dem mußte so seyn. Denn soll ein großes, unbrauchbar gewordenes Gebäude durch ein besseres ersetzt werden: so muß man jenes nicht gewaltsam umstürzen, weil daraus nur Schaden und Nachtheil entstehen kann; sondern es nach und nach abtragen: ein Verfahren, das durch das Entwickelungsgesetz selbst vorgeschrieben ist.

Man lebte, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, über ganz Europa hin, im Merkantil-System, nach welchem edle Metalle ausschließender Reichthum waren, nach welchem also einem Staate kein größeres Heil widerfahren konnte, als wenn er in den Besitz von reichen Gold- und Silberminen gelangte; in dies Vorurtheil lief die Weisheit der besten Staatswirthschaftslehrer, so wie die der besten Finanz-Verwalter, aus. Dies Vorurtheil nun benutzend, zeigte ein portugiesischer Edelmann, Ramens Gomez Pereira, dem Guvernör von Rio-Janeiro,

Don Gomez Freire d'Andrade, an: er wisse aufs Zuverlässigste, daß Paraguay reiche Gold- und Silberminen enthalte, und daß die Jesuiten, als Herren dieses köstlichen Landes, jährlich bis auf dreihundert Millionen Cruzaden aus diesen Minen bezögen. Doch nicht zufrieden mit dieser Anzeige, verband Gomez Pereira, der zu den kühnsten Projektmachern gehörte, mit derselben den Entwurf einer Vertauschung der portugiesischen Kolonie San Sagramento gegen jene sieben Distrikte, welche in diesen Zeiten die Missionen vom Uraguai genannt wurden, und deren beträchtlichster Paraguai war; seiner Versicherung nach, mußte aus dieser Vertauschung eine unberechenbare Wohlfahrt für Portugal hervorgehen. Der Guvernör, nicht aufgeklärter, als der Projektmacher, beeilte sich, den Hof von Lissabon mit Pereira's Gedanken bekannt zu machen. Hier dachte man, über den unbedingten Werth von Gold- und Silberminen, wie im übrigen Europa; und da Spanien längst in den Besitz der Kolonie San Sagramento zu kommen gewünscht hatte, um die portugiesischen Kaufleute von dem Verkehr mit den südlichen Provinzen seines amerikanischen Gebiets ausschließen zu können: so wurde auf der Stelle mit dem Hofe von Madrid eine Unterhandlung eingeleitet, welche jene Vertauschung zum Gegenstande hatte, und sehr bald damit endigte, daß diese wirklich zu Stande kam. Dies geschah zu einer Zeit, wo Johann der Fünfte (König von Portugal) noch lebte, und, was nicht übersehen werden darf, in seinen Beschlüssen unter der Leitung eines Franziskaners, d. h. eines Jesuitenfeindes stand. Von Seiten Spaniens wurde der Marquis Valdelirios, von Seiten Portugals Don Freire

d'Andrade mit der Vollziehung des zu Stande gebrachten Vertrags beauftragt.

Ehe wir auf den Erfolg dieser Vollziehung eingehen, wird es nicht unschicklich seyn, einige Aufschlüsse über den merkwürdigen Staat zu geben, den die Väter von der Gesellschaft Jesu in demjenigen Theile von Amerika gestiftet hatte, welcher sich von dem Parana, der sich unter dem 20 Grad südlicher Breite in den Paraguai ergießt, bis zum Uruguai erstreckt, der sich gegen den 34 Grad Länge in denselben Fluß verliert.

Im Jahre 1610 hatte ihre Herrschaft begonnen. Seit dem Jahre 1676 hatten sich an den Ufern dieser beiden großen Ströme, welche in den benachbarten Gebirgen Brasiliens entspringen, zwei und zwanzig Volksstämme gebildet, deren Gesammtbevölkerung nicht bekannt geworden ist. Im Jahre 1702 zählte man daselbst neun und zwanzig Stämme, welche aus 22,761 Familien bestanden, die zusammen 89,491 Köpfe ausmachten. Keine glaubwürdige Nachricht hat die Zahl der Niederlassungen über zwei und dreißig, und die der Bewohner über 121,000 gesetzt. Dieser Staat war also das mühevolle Produkt einer hundert und vierzigjährigen Anstrengung von Seiten eines Ordens, der unstreitig das Herrschen liebte, in diesen Gegenden aber höchst wohlthätig wirkte. Er sammelte, was vom Schwert der ersten Eroberer verschont geblieben war. Wie er es anfing, Vertrauen einzuflößen, ist sein Geheimniß geblieben; doch versteht sich dabei Vieles ganz von selbst. Er begann damit, daß er die Sprache der Guaranis lernte; und sobald er im Besitze dieses Kommunikations-Mittels war, machte er Gebrauch von der Ueberlegenheit, welche

die europäische Zivilisation ihm über diese sogenannten Wilden gab. Instinktmäßig folgt der Mensch, unter allen Himmelsstrichen und bei jedem Kultur-Grade, demjenigen, in welchem er höhere Einsicht ahnet, und in dessen Gesinnungen er Vertrauen setzt. Die Jesuiten selbst, in den Staaten Europa's nur Theologen, die ein gegebenes System um jeden Preis vertheidigten, waren an den Gränzen Brasiliens und Cuslo's nur verständige Menschen, welche keinen anderen Grundsatz befolgten, als Wohlthaten durch Wohlthaten zu verdienen. Die christliche Dogmatik ihren Zöglingen mitzutheilen, lag ihnen am wenigsten am Herzen; damit hatte es Zeit, bis in Sitte und Gewohnheit alles gehörig vorbereitet war. Nichts desto weniger war ihre Regierungsart im Wesentlichen durchaus theokratisch; denn hierauf beruhete ihr Ansehn. Wie die Tempel der Inkas das Anziehendste gewesen waren, was die altamerikanische Welt aufzuweisen gehabt hatte: so waren auch die Kirchen der Jesuiten durch eine Musik, die zum Herzen ging, durch rührende Gesänge, durch Gemälde und durch majestätische Zeremonieen das, was die Guaranis, ihre Unterthanen, am meisten anzog. Außer den Priestern gab es in diesem Staate keine Obrigkeit; der Beichtstuhl ersetzte jede Gerechtigkeitspflege. Wer etwas Strafwürdiges begangen hatte, klagte sich selbst an; und anstatt die Bestrafung abzuwenden, forderte er sogar dazu auf, damit sein Gewissen vollständig erleichtert werden möchte. Auf diese Weise fielen alle Kriminal-Gesetze ganz von selbst weg. Es gab aber auch keine Zivil-Gesetze; denn die Bürger dieses Staats kannten kein Eigenthum. Es wurde viel gearbeitet, weil Arbeit überall die Grundlage der

gesellschaftlichen Ordnung ist; aber Niemand hatte das Recht, über das Produkt seiner Arbeit zu verfügen. Er mochte Tischler, oder Schneider, oder Weber, oder Urmacher u. s. w. seyn — denn man fand, Dank sei es den Bemühungen der Jesuiten! alle Arten nützlicher Künste und Handwerke in Paraguai —: so mußte er sein Produkt in die öffentlichen Magazine liefern, welche ihm dafür gaben, was er nothwendig brauchte. Hierdurch wurde das Geld, als Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, für die Staatsbürger überflüssig. Den Handel betrieben die Väter von der Gesellschaft Jesu; und seine Hauptgegenstände waren Wachs, Taback, Leder, rohe und gesponnene Baumwolle, vor allen Dingen aber das sogenannte Paraguai-Kraut, ein sehr gesuchter Artikel. Man erhielt dafür Gefäße und Schmuck für die Kirchen, Eisen, Waffen, kurze Waaren, mit einem Worte, alles was die Kolonie brauchte, aber nicht selbst hervorbrachte. An den Bergbau dachte Niemand; die Jesuiten hatten sich mit der Zivilisation der Guaranis nur unter der Bedingung befaßt, daß die spanische Regierung sich anheischig gemacht hatte, diese Raße weder in den Minen, noch zu Frohnen zu gebrauchen. Unstreitig warf ihre Staatswirthschaft so viel ab, daß sie die Zwecke ihres Ordens, welche sehr mannichfaltig waren, unterstützen konnten; doch ist darüber nie etwas Genaues bekannt geworden. Um ihren Staat mit einigem Erfolge gegen Anfälle von außen her beschützen zu können, hatten sie das Feuergewehr bei sich eingeführt, und eine nicht unbedeutende Zahl ihrer Unterthanen im Gebrauche desselben geübt, hierin abweichend von den Grundsätzen der spanischen Regierung, welche sehr

gewissenhaft verhinderte, daß die Wilden sich im Schießen üben konnten; dies war jedoch alles, was man ihnen zum Vorwurf machen konnte, und unbestreitbare Thatsache bleibt, daß sie nie über die Gränze der Vertheidigung hinausgingen.

So verhielt es sich mit dem Staate von Paraguai um die Zeit, wo man zur Vollziehung des zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid zu Stande gebrachten Tauschvertrages schreiten wollte. Von allem was Amerika um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von gesellschaftlicher Organisation enthielt, war der eben genannte Staat, ohne Widerrede, das Vollkommenste und Achtungswürdigste. Und dies sollte um einer bloßen Schimäre willen zerstört werden, welche ihren Ursprung in einer kaum verantwortlichen Unwissenheit hatte.

Wir kehren jetzt nach Portugal zurück.

Johann der Fünfte starb bald nach dem Abschluß des Vertrags, wodurch das Missionsland zu beiden Seiten des Uraguai an Portugal abgetreten wurde. Sein Nachfolger war Joseph der Erste. Alle Stimmen vereinigen sich dahin, diesen Fürsten, wo nicht als geistesschwach, doch als willenlos zu bezeichnen. Die Schuld davon wird seinem Vater beigemessen. Weit sicherer fällt sie auf die Jesuiten zurück, welche seit der ersten Entstehung ihres Ordens, in dem verjährten Besitz, sowohl des Beichtstuhls, als der Unterweisung, am portugiesischen Hofe geblieben waren; denn als bloße Theologen konnten die Väter von der Gesellschaft Jesu einen weltlichen Regenten nicht viel Nützliches lehren, und als Mitglieder eines Ordens, welcher die Beherrschung der Geister zu seiner Bestimmung

gemacht hatte, mußte es ihnen sogar an dem guten Willen fehlen, eine Erleuchtung zu bewirken, welche ihnen gefährlich werden konnte. Wer auch am meisten die Schuld von der vernachlässigten Erziehung Josephs des Ersten tragen mochte: das Königreich Portugal befand sich beim Tode Johanns des Fünften in einem beklagenswerthen Zustande. Indem nämlich dieser König, gegen das Ende seines Lebens, die Zügel der Regierung seinem Beichtvater, einem Franziskaner, Namens Don Gaspar, überlassen hatte, waren alle Zweige der Verwaltung verkümmert — und zwar in einem so hohen Grade, wie ein Regiment, das nur durch die Sünde bestehen will, es mit sich bringen muß. Völlige Anarchie war eingetreten, als der schwache Joseph auf den Thron gelangte; und so wenig fühlte er den Beruf, die erschlafften Triebfedern von neuem zu spannen, daß er das Gefühl seiner Unfähigkeit nur durch Thränen verrathen konnte. Nur Eins war ihm und seinen Vertrauten klar geworden: daß der Staat, wenn er fortdauern sollte, nicht länger in den Händen der Theologen bleiben könne.

Ihn daraus zu erretten gab es aber nur Ein Mittel — nämlich, daß man ihn einem Manne anvertraute, der mit der nöthigen Entschlossenheit so viel Erfahrung vereinigte, daß er nicht allzu viel aufs Spiel setzte. Ein solcher Mann nun schien der junge Carvalho zu seyn, der vor kurzem von seinen Gesandtschaften in London und Wien zurückgekehrt war, nicht zu den vornehmsten Familien des Reichs (von welchen der Hof das Meiste zu fürchten hatte) gehörte, und im Auslande alle die Kenntnisse eingesammelt hatte, von welchen man glaubte, daß

sie zur Rettung Portugals unumgänglich nöthig wären. So wurde denn Sebastian de Carvalho, den Johann der Fünfte bei mehr als Einer Gelegenheit zurückgesetzt hatte, nicht ohne die Zustimmung der Jesuiten in das Ministerium eingeführt, wo er, vermöge des Vertrauens, das der neue König in seine Einsicht setzte, sehr bald den ersten Rang einnahm, selbst ohne den Titel eines Premier-Ministers zu führen, den er erst später erhielt.

Ergriffen von den Ideen seines Zeitalters, verlor Carvalho keinen Augenblick, das auf Portugal anzuwenden, was er in England, Frankreich und Deutschland, als bewährt in sich aufgenommen hatte; und da es die Wiederherstellung der königlichen Autorität galt, so ging er nur um so rücksichtsloser zu Werke. Eine seiner ersten Maßregeln war, die Macht des Inquisitions-Gerichts zu beschränken. Abgeschafft für immer wurden jene berüchtigten Glaubensschauspiele, in welchen man alljährlich eine nicht unbedeutende Anzahl von Unglücklichen dem priesterlichen Hochmuth opferte, welcher Einförmigkeit in Dingen will, die sich damit nicht vertragen. Eine königliche Verordnung stellte fest, daß in Zukunft ohne Einwilligung des Hofes keine Hinrichtung geschehen sollte, daß also alle über sogenannte Ketzerei von dem Inquisitions-Gericht gefällten Urtheile dem Suverän zur Bestätigung vorgelegt werden müßten. Bei dieser Verordnung dauerte zwar das Inquisitions-Tribunal fort; aber es war in seiner Wirksamkeit gelähmt, indem man es einem höheren Prinzipe untergeordnet hatte, als von ihm selbst ausgehen konnte.

Die geistliche Gewalt war hierdurch in die Gränzen zurückgedrängt, welche die Menschlichkeit vorschreibt. Um gleich-

gleichzeitig den Adel zum Gefühl seiner Abhängigkeit und Unterordnung zurückzuführen, ließ Carvalho seinen König unermeßliche Strecken Landes in Afrika und Amerika, welche die Freigebigkeit seiner Vorfahren an die vornehmsten Familien des Landes verschenkt hatte, wieder mit den Domänen der Krone vereinigen. Auch in dieser Maßregel offenbarte sich die richtige Einsicht des Ministers; denn so lange jene Strecken Landes in den Händen des Adels blieben, war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß sie nicht angebaut werden würden, indem es dem Adel dazu eben so sehr an Kapital als an Betriebsamkeit fehlte. Man kann sagen, daß die beiden angeführten Maßregeln auf die Wiederherstellung der so tief gesunkenen königlichen Autorität abzweckten. Carvalho aber ließ 'es dabei nicht bewenden. Um eben dieser Autorität an Ort und Stelle, d. h. in Portugal selbst, den nöthigen Nachdruck zu geben, legte er es darauf an, ihr alle Zweige der Betriebsamkeit auf eine Weise unterzuordnen, daß es ihr nicht leicht an Vollziehungsmitteln fehlen konnte. Ackerbau, Manufakturen und Handel mußten sich der Ansicht unterwerfen, die er, die Vorurtheile seiner Zeitgenossen theilend, von der besten, d. h. von der einträglichsten Verwaltung nach den Prinzipien des herrschenden Merkantil-Systems gefaßt hatte. Wenn er, hie und da, die Verwandlung des Weinbau's in Kornbau erzwang, so ließ sich dies vielleicht rechtfertigen durch den höheren Grad von Selbstständigkeit, welchen das Königreich dadurch gewann. Minder zu rechtfertigen waren seine Maßregeln in Beziehung auf den Handel, dessen Freiheit er aufhob, um ihn in die Hände einzelner Gesellschaften zu geben, welche ausschließliche Privilegien für den

Verkehr mit Afrika, Indien und China erhielten; ja er ging hierin so weit, daß er den chinesischen Handel in die Hände eines Einzigen gab, namentlich des unermeßlich reichen Kaufmanns Felician Velho Oldenburg, welcher zu Lissabon in seinem Stande die erste Rolle spielte. Die Manufakturen begünstigte Carvalho durch ähnliche Mittel; und wenn sie keine Fortschritte machten, so lag der Grund hauptsächlich darin, daß er das Verhältniß, worin Portugal seit dem spanischen Erbfolgekriege mit England stand, nicht abzuändern vermochte.

Daß ein Staatsmann von Carvalho's Geist und Einsicht nicht ein Freund der Priester und Mönche ist, versteht sich wohl von selbst. Indeß legte das Verhältniß, worin er zum Könige stand, ihm in dieser Beziehung Verbindlichkeiten auf, die sehr viel Schonung mit sich führten. Die Jesuiten hielten ihn lange für ihren Freund; und sie waren um so mehr verführt, ihn dafür zu halten, weil er ihnen angekündigt hatte, daß er einen von seinen Söhnen für ihren Orden bestimme. Vielleicht meinte Carvalho es sogar redlich mit der Gesellschaft Jesu, die, vermöge der Biegsamkeit ihrer Grundsätze, ihm in der Durchführung seiner Plane sehr nützlich werden konnte; doch es war vom Schicksal beschlossen, daß dieser Orden, in Folge des von allen europäischen Staaten angenommenen Merkantil-Systems, eine Erschütterung in seinen Grundfesten erleiden sollte: eine Erschütterung, von welcher er bestimmt war, sich nie wieder zu erholen. Der erste Antrieb ging von Amerika aus.

Nach dem Tauschvertrage zwischen Spanien und Portugal, hinsichtlich der Kolonieen von San Sagramento

und den Missions-Distrikten an den Ufern des Uraguai, sollte in der Lage der beiderseitigen Unterthanen nichts weiter verändert werden, als — die Oberherrschaft. Bei dieser Stipulation würde es geblieben seyn, wenn die portugiesische Regierung nicht von dem Wahne ausgegangen wäre, daß es in den Missions-Distrikten reiche Gold- und Silber-Minen gebe. Wenn dies kein Wahn war, so konnte man den Jesuiten nicht erlauben, in dem Besitze der Suveränetät zu bleiben, worin sie bisher so sehr gefallen hatten. In der Voraussetzung nun, daß wirklich reiche Gold- und Silberminen in den neu erworbenen Distrikten anzutreffen wären, kündigte Don Freire d'Andrade den Vätern von der Gesellschaft Jesu in Paraguai an, daß sie, als Unterthanen des Königs von Portugal, sich die Regierung gefallen lassen müßten, die man ihnen zu geben für gut befinden würde. Die Jesuiten ihrerseits begriffen, daß ihre Schöpfung nur fortdauern könnte, durch die Mittel, welche sie ins Leben gerufen hatten. Um nun ihre Herrschaft fortzusetzen, beredeten sie ihre folgsamen Guaranis, daß es auf nichts Geringeres abgesehen sei, als auf ihre Versetzung in entfernte Theile Brasiliens, wo sie als Sklaven verbraucht werden sollten. Die natürliche Folge davon war, daß die Guaranis sich bewaffneten, und daß Don Freire d'Andrade, als er mit einer geringen Macht die Missions-Distrikte in Besitz nehmen wollte, zu einem schimpflichen Rückzuge genöthigt wurde.

Der Gedanke, daß in den Missions-Distrikten unermeßliche Schätze zu finden wären, war durch diesen ersten Fehlschlag nicht wenig verstärkt; wie hätte er sich aber wohl verstärken können, ohne die Begierde nach un-

erschöpflichen Gold- und Silberminen zu erhitzen! Auf Carvalho's Betrieb faßten die beiden Höfe von Madrid und von Lissabon den Entschluß, daß Valdelirios und Andrade an der Spitze beträchtlicher Truppenmassen auf verschiedenen Wegen in die Missions-Distrikte einrücken sollten: jener mit 3000 Mann, dieser mit 1000. Von einer so überlegenen Macht erwartete man, daß sie die Indianer ganz unfehlbar zur Unterwerfung bringen werde. Auch würde diese erfolgt seyn, wenn auf dem weiten Zuge nicht Pferde und Menschen aus Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gegangen wären. Das Schicksal rettete also noch einmal die Guaranis und die Jesuiten; nur daß der Verdacht gegen die letzteren immer höher stieg, angefacht durch Andrade, der nicht Unrecht haben wollte, und sich von der neuen Erwerbung die Schätze eines Krösus versprach.

Die Sache war dahin gediehen, daß die portugiesische Regierung nicht zurücktreten konnte, selbst wenn sie des Besseren belehrt gewesen wäre. Um nun den Kampf mit den Jesuiten zu Ende zu führen, bewog Carvalho seinen König zur Anstellung seines Bruders Franz Xaver Mendoza als General-Kapitän und Guvernör von Maragnon und Groß-Para, mit der Befugniß, die Gränzen beider Kronen in Amerika nach dem abgeschlossenen Vertrage zu ordnen. Der neue General-Kapitän ging den 2. Juli 1753 mit einem kleinen Geschwader und mehreren Transportfahrzeugen unter Segel, nicht ohne von seinem Bruder Instruktionen mitzunehmen, welche ihn zur Einführung einer neuen Ordnung der Dinge in den Missions-Distrikten berechtigten.

Da das, was Carvalho vor hatte, die Beleidigung

des mächtigsten Ordens in sich schloß, und da dieser Orden, vermöge seiner Organisation, zugleich der empfindlichste war, so daß man seine Rache zu fürchten nur allzu viel Ursache hatte: so dachte er bei Zeiten darauf, wie er sich sichern wollte. Die Mitglieder des Ordens vom Hofe zu entfernen, schien ihm um so weniger an der Zeit, da die verwittwete Königin noch lebte, die eine entschiedene Freundin des Jesuiten-Ordens war, und einen nur allzu starken Einfluß auf ihren Sohn ausübte. Unter diesen Umständen blieb nichts weiter übrig, als eine so durchgreifende Veränderung des Personals, sowohl im Militär als im Zivil, daß die vornehmsten Staatsämter nur mit Carvalho's Kreaturen besetzt waren. Diese Veränderung ging scheinbar von dem Könige aus, in dessen Namen sie allein vollzogen werden konnte; doch diente sie vorzüglich zum Schutze des Premier-Ministers, dessen Verhältnisse nur allzu kritisch von dem Augenblicke an waren, wo er sich gegen einen Orden erklärt hatte, der mit den angesehensten Familien des Königreichs in der innigsten Verbindung dadurch stand, daß er ihre Gewissen leitete und nach seinen Probabilitäts-Regeln den Werth aller Handlungen bestimmte. Schon hatten die Jesuiten angefangen, sich gegen Carvalho's Verwaltung zu erklären; schon bezeichneten sie ihn in ihren öffentlichen Vorträgen, wenn gleich unter den behutsamsten Wendungen, als eine Zuchtruthe des Himmels; schon lauschte man, von allen Seiten her, auf ihre Anspielungen. Zwei von ihnen — die Jesuiten Emanuel Ballester und Benedikt Fonseca — waren bereits des Landes verwiesen, als gegen das Ende des Jahres 1755 eine Begebenheit eintrat, welche recht

dazu gemacht war, den begonnenen Kampf zu erhitzen und seinem Ende näher zu führen.

Dies war das Erdbeben vom 1. Nov. des eben genannten Jahres. Ohne mit irgend einer Ausführlichkeit bei diesem niederschlagenden Ereigniß zu verweilen, bemerken wir bloß: daß zwanzig bis dreißigtausend Einwohner Lissabons ihr Leben dabei einbüßten; daß der größte Theil dieser Hauptstadt in wenigen Augenblicken zertrümmert wurde; daß das Feuer verzehrte, was das Erdbeben verschont hatte; daß das Meer aus seinem Bette trat, um seinen Antheil an der Zerstörung zu haben, und daß, als die wiederholten Erderschütterungen aufgehört hatten, Frost und Hunger das Elend vergrößerten, das sich über einen großen Theil des Reichs ausdehnte.

Wenn eine Hauptstadt von einem solchen Schicksale getroffen wird: so liegt darin die größte Probe, auf die ein Premier-Minister gebracht werden kann. Was nun Carvalho'n betrifft: so bestand er dieselbe mit einem Muth und einer Geistesgegenwart, die kaum noch größer gedacht werden können. Tag und Nacht thätig, sann er nur darauf, wie er das Elend vermindern wollte, womit ein so schreckliches Naturereigniß die Portugiesen heimsuchte. Die Todten begraben zu lassen; die Bösewichter, welche die öffentliche Kalamität zu Beraubungen benutzten, auf der Stelle zu bestrafen; für hinreichende Zufuhr aus den vom Erdbeben verschonten Gegenden zu sorgen; den Niedergeschlagenen Muth einzusprechen; die Hülfsbedürftigen aus dem öffentlichen Schatz zu unterstützen: dies alles beschäftigte seine Sorge; dies alles wurde durch ihn gleichzeitig zu Stande gebracht, wobei er, eingedenk seiner

mißlichen Lage, nicht einmal vergaß, den Prinzen Don Pedro, einen Bruder des Königs, auf welchen die mißvergnügte Parthei ihr Augenmerk gerichtet hatte, zu entfernen, damit das öffentliche Elend nicht durch den Versuch einer Thronumwälzung vermehrt werden möchte.

Was aber Carvalho auch thun mochte, dem Jammer, der über das Königreich gekommen war, eine Gränze zu setzen: so stieß er doch auf Ein Hinderniß, das kaum zu besiegen war.

Der Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Macht, so wie beide, in den christ-katholischen Reichen, bisher neben einander dagestanden haben, offenbart sich niemals stärker, als in öffentlichen Kalamitäten. Denn will die weltliche Macht die Gesellschaft mit Erfolg zu neuen Kraftanstrengungen, d. h. zum Gebrauch aller Rettungsmittel bewegen, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als die Erscheinung, aus welcher die Kalamität hervorgegangen ist, aus natürlichen Ursachen zu erklären. Hierbei aber verfehlt sie nie, gegen die geistliche Macht anzurennen, die, indem sie, von Standes wegen, alle Erscheinungen aus übernatürlichen Ursachen erklärt, vor allen Dingen auf Versöhnung der zürnenden Gottheit bringt, und um diese Versöhnung zu Stande zu bringen, Thränen, Zerknirschung, Verzweiflung bis zu einem von ihr vorgeschriebenen Grade, Gebete, Umgänge, kurz lauter Dinge fordert, die, indem sie den natürlichen Muth lähmen, zugleich der Trägheit Vorschub leisten und eine kostbare Zeit rauben. Im Grunde läßt sich, hinsichtlich dieses Verhältnisses der weltlichen Macht zu der geistlichen, immer nur bedauern, daß die Naturwissenschaft — die einzige, welche

den menschlichen Verstand beschäftigen kann und soll — zu keiner solchen Einheit gediehen ist, daß die Verschiedenheit der Ansicht durch sich selbst verschwindet; denn giebt man einmal zu, daß in der Erklärung der Erscheinungen aus übernatürlichen Ursachen Wahrheit seyn könne, so ist denen, die, von Standes wegen, davon Gebrauch machen, wie lästig sie dadurch auch werden mögen, nichts vorzuwerfen. Unstreitig wirken sie verkehrt ein; unstreitig ist ihnen ein höherer Grad von Aufklärung zu wünschen. Da sich aber in Dingen dieser Art nichts erzwingen läßt: so gehört diese Zwietracht der leitenden Kräfte zu den Unvollkommenheiten und Gebrechen, denen die Gesellschaft auf mehreren Punkten der europäischen Welt, vermöge des zwitterartigen Zustandes der Wissenschaft, auf eine unvermeidliche Weise unterworfen bleibt.

Ein berühmter Publizist des achtzehnten Jahrhunderts hat bemerkt: „daß die Priesterschaft sich nie höher aufbringe, als in den Zeiten des öffentlichen Elendes, weil sie alsdann nur um so ungehinderter auf die Gemüther derjenigen einwirke, welche dieselbe Weltansicht mit ihr gemein haben *)." Die Wahrheit dieser Bemerkung bewährte sich in Portugal. Nicht daß die übrigen Mönchsorden unthätig geblieben wären, als es darauf ankam, ihre Kunst und Wissenschaft an den Tag zu legen; aber allen übrigen Orden übertraf der Jesuitenorden an Rüstigkeit und Eifer. Ein doppelter Beweggrund belebte ihn. Auf der einen Seite war er der jüngste unter allen Orden,

*) Montesquieu in seinen Considerations sur les causes de la grandeur etc. des Romains Ch. XXII.

und die Bestimmung, welche er sich selbst gegeben hatte, das römisch-katholische Kirchenthum um jeden Preis zu erhalten, brachte nichts so sicher mit sich, als eine verstärkte Einschärfung der Lehren desselben unter den vorwaltenden Umständen; auf der anderen Seite fühlte er sich angeregt durch das, was in Amerika ihm theils schon widerfahren war, theils noch bevorstand: ein Schicksal, das er, zur Erhaltung seines Ansehns, abzuwenden wünschte. Da nun das sicherste Mittel, über Carvalho zu triumphiren, und die ganze weltliche Regierung mit sich fortzureißen, in den Richtungen enthalten war, die er der großen Menge gab: so ließ er es nicht an seinen Bemühungen fehlen. Die nächste Folge seiner Bußpredigten war, daß die Bewohner Lissabon's beschlossen, den Heiligen Franz von Borgia (einen der frühesten Generale des Jesuitenordens), zum Beschützer dieser Hauptstadt zu wählen. Dies geschah im Sommer des Jahres 1756, in der Voraussetzung, daß die Erderschütterungen, welche von einer Zeit zur andern, obgleich mit verminderter Stärke, zurückgekehrt waren, nun endlich ausbleiben würden. Mit ungemeiner Feierlichkeit wurde das Fest des neuen Beschützers gefeiert; selbst das Parlament*) nahm daran Antheil, und brachte dem Heiligen eine Gabe, die es alljährlich zu

*) Diese Benennung führten die suveränen Gerichtshöfe von Lissabon und Porto. Jener bestand bis auf unsere Zeiten aus einem Pregedor oder Präsidenten, einem Kanzler und zehn Dezembargadores oder Richtern, welche beinahe alle Sachen abmachten. Bevorrechtete, d. h. Solche, welche das Committimus-Recht hatten, führten ihre Prozesse vor den Corregidores de la Corte oder Aufsehern über die Justiz-Beamten. Das Parlement von Porto war auf gleiche Weise zusammengesetzt.

erneuern versprach. Schon glaubte der Jesuitenorden, über seinen Verfolger gesiegt zu haben. Doch der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht. Die Annahme des Heiligen Franz Borgia zum Beschützer der Hauptstadt, hatte Carvalho freilich nicht verhindern können; aber zwei neue Erdstöße am 25. und 26. Oktober, die den früheren an Heftigkeit übertrafen, erschütterten das Vertrauen der Menge zu dem neuen Beschützer in einem so hohen Grade, daß sie, in der thörichten Erwartung eines zweiten Erdbebens am 1. Nov., die Hauptstadt schaarenweise verließ, um wenigstens das Leben zu retten. Ging dies so fort, so mußte Carvalho daran verzweifeln, jemals mit dem Wiederaufbau der Hauptstadt zu Stande zu kommen. Den Wirkungen der jesuitischen Bußpredigten zu begegnen, gab es vor der Hand kein anderes Mittel, als die Auswanderung der Bewohner Lissabons, durch Aufstellung von Reiterei-Pikets, zu beiden Ufern des Tajo zu verhindern; allein wie hätte diese gewaltsame Maßregel verfehlen können, eine Erbitterung in Gang zu bringen, die nothwendig mit jedem Tage an Stärke zunehmen mußte?

In dem Verhältniß des Premier-Ministers zu den Jesuiten war um so weniger an irgend einen Frieden zu denken, als die Sachen in Amerika eine Wendung genommen hatten, die, indem sie den ursprünglichen Wahn, von welchem die Unternehmung gegen die Missions-Distrikte ausgegangen war, zerstörten, die Verlegenheit nur verstärkte. Staatsmänner dürfen nicht Unrecht haben, wenn sie nicht lächerlich werden wollen. Carvalho's Bruder war ohne allen Widerstand in die Missionen eingedrungen, und hatte zwei Entdeckungen gemacht, welche von gleicher

Wichtigkeit für den Kraftaufwand waren, durch welchen Portugals finanzielle Lage verbessert werden sollte. Die erste von diesen Entdeckungen war, daß es wirklich keine Gold- und Silberminen in den Missions-Distrikten gab; was Andrade zuletzt versichert hatte, was man ihm am Hofe zu Lissabon aber nicht hatte glauben wollen, wurde durch Carvalho's eigenen Bruder bestätigt, der keinen Vortheil davon hatte, daß sich die Sache gerade so verhielt. Die zweite Entdeckung war, daß man den gesellschaftlichen Zustand, der sich in den Missions-Distrikten gebildet hatte, bestehen lassen müsse, wenn es hier überall eine Gesellschaft geben sollte. In der That, nichts war zugleich natürlicher und nothwendiger; denn alles, was die Guaranis waren und hatten, das verdankten sie den Jesuiten, und ihr Verhältniß zu diesen Lehrern und Erziehern auflösen, hieß, sie in den Zustand von Wildheit zurückstürzen, aus welchem sie hervorgegangen waren. Wenn nun die Frage entstand, was in diesem so höchst merkwürdigen Falle geschehen, oder nicht geschehen müsse: so war Carvalho's Vernunft viel zu ausgebildet, als daß sie sich für eine unnütze Zerstörung hätte erklären sollen. Allein im Leben geschieht nicht immer das Vernünftige, was zuletzt auch das Menschliche seyn würde; wohl aber das, was die Verhältnisse mit sich bringen. Nun waren Carvalho's Verhältnisse zu dem Jesuitenorden, um die Zeit, wo er über die wahre Lage der Dinge in Amerika belehrt war, schon so verderbt, daß er nicht zurückziehen konnte, ohne sein ganzes Wirken aufs Spiel zu setzen. Um den portugiesischen Jesuiten in ihrer theologischen Tendenz gewachsen zu bleiben, hatte er sich zu einem förmlichen Premier-

Minister mit dem Titel eines Marquis von Oyeras und Pombal ernennen lassen; da aber jede Gegenkraft nothwendig dahin strebt, mit dem, was ihr Verderben droht, ins Gleichgewicht zu kommen; da, mit anderen Worten, die Jesuiten, um der Vernichtung, welche sie im Anzuge sahen, zu entrinnen, sich in dem vornehmsten Adel einen starken Anhang verschafft hatten: so ließ sich zum Voraus annehmen, daß Carvalho mit ihrem Orden nicht mehr Nachsicht haben würde, als die Staatsklugheit, oder vielmehr sein eigener Vortheil, in jedem Augenblicke forderte. Die Entwickelung dieses merkwürdigen Schauspiels schritt mit jedem Tage vor.

An der Königin-Mutter hatten die Jesuiten zwar eine bedeutende Stütze verloren, seitdem sie zu Anfang des Jahres 1755 gestorben war; allein die abergläubische Seele Josephs des Ersten war ihnen geblieben, und dieser vertrauend, hörten sie nicht auf, an Carvalho's Sturz zu arbeiten. Sie würden ihren Zweck erreicht haben, wenn das Gefühl der Schwäche in Joseph nicht noch stärker gewesen wäre, als der Aberglaube. Grade dies Gefühl war es, was Carvalho'n hielt, indem es dem König nicht erlaubte, einen anderen Willen zu haben, als den seines Premier-Ministers. Von allen Seiten bestürmte man zwar den Monarchen, um ihn zur Entlassung des verhaßten Carvalho zu bewegen; doch alle diese Versuche mißlangen schon deßhalb, weil er sich kein Geheimniß daraus machen konnte, daß man nur darauf ausging, den Prinzen Don Pedro auf den Thron zu erheben.

Ein Aufstand, der um diese Zeit in Porto erfolgte, und nur durch die äußerste Strenge gedämpft werden

konnte, gab über das Vorhaben der Mißvergnügten allzu viel Aufschluß, als daß Carvalho die Sachen hätte in der Bahn lassen können, worin sie bis dahin sich bewegt hatten. In seiner Abneigung von blutigen Maßregeln, wollte er versuchen, wie viel auf dem Wege des Glimpfes gewonnen werden könnte; er begnügte sich also, den Don Juan de Braganza, einen Bruder des Herzogs von Lafoins, und den Marquis von Marialva, welche in jenen Aufstand aufs Innigste verflochten waren, ins Ausland zu senden. Da er aber wohl einsah, daß dadurch sehr wenig ausgerichtet seyn würde, wenn die Jesuiten fortführen, den Hof zu besuchen und mit demselben zu leiben und zu leben: so betrieb er die Entfernung derselben in ihre Klöster, und erhielt sogar, daß der König sich von seinem Beichtvater Moreira trennte.

In der Nacht vom 19. Sept. 1757, in demselben Augenblicke, wo die in dem Palaste zu Belem wohnenden Jesuiten sich in ihre Zimmer zurückziehen wollten, erhielten sie ganz unerwartet den Befehl, sich nach Lissabon zu begeben, ohne das Mindeste mit sich zu nehmen, nicht einmal ihre überflüssigen Kleidungsstücke, welche man ihnen nachsenden werde. Zerrissen war auf Einmal das Band, das die Jesuiten so viele Jahre hindurch an den Hof geknüpft hatte; zerstört der ganze Wirkungskreis, der für die Erfüllung ihrer Bestimmung von so entscheidender Wichtigkeit war. Ihre Ankunft in dem Kollegium verursachte die größte Bestürzung. Was konnte die Ursache dieser Verweisung seyn? Um darüber ins Reine zu kommen, begab sich der Provinzial, Peter Juan Henriquez, gleich am folgenden Tage nach Belem; allein ein Befehl

des Staats-Sekretariats kündigte ihm auf der Stelle an, daß ihm, so wie allen übrigen Jesuiten, der Zutritt zum Hofe für immer verboten sei; und als er endlich vor den Premier-Minister gelassen wurde, erklärte ihm dieser, daß Se. Majestät, unzufrieden mit dem Betragen der amerikanischen Jesuiten, den Entschluß gefaßt habe, seinen Beichtvater in einem anderen Orden zu wählen.

Ein entscheidender Schlag war gefallen. Aber es konnte mit ihm nicht sein Bewenden haben. Jesuiten, die vom Hofe ausgeschlossen waren, durften nicht im Königreiche bleiben; dies brachte das Wesen ihres Ordens mit sich. Um jedoch die Berechtigung zu einer Vertreibung dieses Ordens zu gewinnen, waren noch mehrere Vorbereitungen nöthig, welche sämmtlich darauf hinausliefen, den heiligen Stuhl in ein Werkzeug der Verbannung zu verwandeln.

Schon früher war der Posten eines portugiesischen Gesandten am römischen Hofe mit einer Kreatur des Premier-Ministers besetzt worden. Dieser Gesandte erhielt also den Befehl, bei seiner Heiligkeit eine Breve nachzusuchen, wodurch eine Reform des Jesuiten-Ordens, sofern dieselbe nöthig seyn möchte, verordnet wurde. In dem Schreiben des Königs an Benedikt den Vierzehnten (der um diese Zeit sich seinem Tode mit starken Schritten näherte) wurden die Jesuiten auf eine Weise geschildert, welche eine Reform des Ordens nur allzu dringend machte. Die Vorwürfe, womit sie überschüttet wurden, sagten auf's Bestimmteste aus: „daß sie der größten Verbrechen schuldig wären; daß sie sich nur damit beschäftigten, die Regierung durch ihre Reden zu verleumden

und durch ihre Ränke zu verwirren; daß sie dem Gehorsam gegen den heiligen Vater eben so sehr entsagt hätten, als der Treue, welche sie dem Suverän schuldig wären; daß sie sich, als Unterthanen und Mönche, schamlos über ihre Pflichten hinausgesetzten, einem gränzenlosen Ehrgeize und einer unersättlichen Begehrlichkeit Raum gäben, und in den Staaten auf nichts Geringeres Anspruch machten, als auf völlige Unabhängigkeit, worin sie so weit gingen, daß sie sich sogar mit bewaffneter Hand widersetzten, wenn man sie in die gebürenden Schranken zurückführen wollte." Noch ganz besonders wurde ihnen zum Vorwurf gemacht, daß sie das über Lissabon gekommene Elend benutzt hätten, um Prophezeihungen geltend zu machen, welche eben so beleidigend für den König, als für dessen Minister wären, und nur auf Verwirrung der Gewissen abzweckten. Auch wurden ihnen die Unruhen in Brasilien und der Aufstand in Porto zur Last gelegt.

Wie unangenehm diese Anklage auch für Benedikt den Vierzehnten seyn mochte, weil sie einen Orden betraf, den der heilige Stuhl als seine vornehmste Stütze seit mehr als zwei Jahrhunderten zu betrachten gewohnt war: so konnte er doch nicht umhin, darauf einzugehen. Es wurde demnach durch den Kardinal Passionei ein Breve ausgefertigt, welches eine Untersuchung aller Profeß-Häuser, Noviziate, Kirchen, Kollegien, Hospizen und Missionen der Jesuiten im ganzen Umfange des Königreichs Portugal verordnete, und den Kardinal von Saldanha mit dieser Untersuchung, und mit der Abstellung vorgefundener Mißbräuche, beauftragte.

Saldanha langte im Mai des Jahres 1758 an Ort

und Stelle an. Die von ihm angestellte Untersuchung ward im Laufe eines Monats beendigt. Ob Gefälligkeit gegen den Premier-Minister ihn leitete, oder ob er nur der Folgewiedrigkeit, die sich in theologischen Dingen so leicht einstellt, Raum gab, kann in diesem Zusammenhange als gleichgültig betrachtet werden; genug, daß er die Klagen der portugiesischen Regierung nicht ungegründet fand, und den Orden der Jesuiten für ausgeartet und verderbt erklärte. Ihm kam der Kardinal Manuel, Patriarch von Lissabon, zu Hülfe durch einen Hirtenbrief, worin den Jesuiten das Predigen und das Beichtehören untersagt wurde. Der Premier-Minister selbst blieb nicht zurück, indem, auf seine Veranstaltung, mehrere Schriften erschienen, welche darauf abzweckten, den verfolgten Orden so verhaßt als immer möglich zu machen. Die eine von diesen Schriften führte den Titel: „Abgekürzter Bericht von der Republik der Jesuiten;“ die andere: „Authentische Geständnisse, Beweise rc.“ Das Einzige worauf in diesen Schriften keine Rücksicht genommen wurde, waren die eigenthümlichen Bedingungen, unter welchen es für den Jesuitenorden allein eine Wirksamkeit gab: Bedingungen, welche mit seiner Bestimmung und mit dem Geiste, den er zu bekämpfen hatte, in dem innigsten Zusammenhange standen. Doch hierüber wird sich am Schlusse des Kapitels das Nöthige sagen lassen.

Wenn der Premier-Minister die öffentliche Meinung durch diese Schriften sehr wenig veränderte: so hatte dies keinen anderen Grund, als daß die vornehmsten Familien des Landes mit dem Jesuitenorden allzu sehr verflochten waren, als daß sie ihren Vortheil von dem seinigen hätten

tren-

trennen können. Das jesuitische Moral-System paßte für ihre Verhältnisse, und gewährte ihren Handlungen das Maß von Freiheit, wobei man allen Vorwürfen des Gewissens entgeht. Außerdem war es in den Familien des höheren Adels hergebracht, die Nachgebornen in den Jesuitenorden aufnehmen zu lassen, theils weil man dadurch der Sorge für diese Nachgebornen überhoben wurde, theils weil man durch sie mit dem Hofe, wie mit allem, was im Staate vorging, in einem direkten Zusammenhange blieb. Sofern es also auf eine Vernichtung des Jesuitenordens abgesehen war, konnte der höhere Adel, ohne sich aufs Empfindlichste zu schaden, nicht in dieselbe willigen. Und hierin lag es unstreitig, daß er mit den Jesuiten gemeinschaftliche Sache machte, um eine solche Veränderung in der Regierung hervorzubringen, wodurch das, dem Orden angedrohete Verderben auf die Häupter Derer zurückfiel, denen bisher so vieles gelungen war. Bei Verschwörungen dieser Art ist nichts schwerer, als den Beweis von ihrem wirklichen Daseyn auf eine so befriedigende Weise zu führen, daß Alle davon überzeugt werden. Wiederum liegt, bei einem ungleichen Kampf der Kräfte, nichts so sehr in der Natur der Dinge, als daß die List die Gewalt zu überraschen sucht, um Vortheile zu gewinnen, die auf jedem anderen Wege unmöglich seyn würden.

Wir erzählen, nach dieser Einleitung, in den einfachsten Worten die Begebenheit, welche das Schicksal des Jesuitenordens entschied.

Der König Joseph hatte in Donna Theresa, Gemahlin des jungen Marquis von Tavora, eine Geliebte, die er, um allen Anstoß zu vermeiden, immer nur zur Nacht-

zeit besuchte. Auf diesen Fahrten war ein Beamter des Palastes, Namens Texeira, sein einziger Gefährte. Er fuhr in der Nacht vom 3. Sept. 1758 von dem Wohnsitze der Marquise nach Belem zurück, als sein Wagen von drei Männern zu Pferde angefallen wurde. Einer von diesen drückte sein Gewehr (einen Karabiner) auf den Kutscher des Königs ab; da aber das Gewehr versagte, so blieb der Kutscher unverletzt, und gewann Zeit zu dem Ausruf: „Unglückliche, was wollt ihr? drinnen sitzt der König!" Ohne sich hierdurch abschrecken zu lassen, begaben sich die beiden anderen Männer in den Rücken des Wagens, wo sie ihre Gewehre abschossen. Die Kugeln, womit sie geladen waren, durchdrangen die Rücklehne; und da der König seinem Vertrauten zur Linken saß, so wurde der obere Theil seines rechten Armes verwundet. Ohne noch mehr zu wagen, ergriffen die drei Männer zu Pferde die Flucht; der König aber befahl dem Kutscher, ihn zum Marquis d'Angeia zu fahren, dessen Haus ganz in der Nähe war. Hier angelangt, ließ er sich durch einen Wundarzt, den der eben genannte Marquis herbeischaffte, verbinden, und begab sich hierauf nach Belem zurück, damit das Aufsehn, welches seine Verwundung nach sich ziehen mußte, vermindert würde.

Die Nachricht von dieser Begebenheit verbreitete sich bald über die ganze Hauptstadt; und je allgemeiner die Bestürzung war, desto mehr beeilten sich die fremden Gesandten, die Großen des Königreichs, und was sonst noch zur Theilnahme verpflichtet war, nach Belem zu kommen, um genauer zu erfahren, was und wie es vorgegangen sei. Der König hatte sich jedoch um diese Zeit in seine Zimmer

verschlossen, zu welchen, außer dem Wundarzte und dem Premier-Minister, Niemand den Zutritt erhielt. Der letztere beruhigte die Neugierigen, so viel er konnte. Er gab zu, daß ein Unfall eingetreten sei; allein er leugnete die Gefährlichkeit der Wunde, die, seiner Darstellung nach, von einem Sturz herrührte, und nach kurzer Zeit geheilt seyn würde. Um so auffallender war die Sorgfalt, womit man die Zimmer des Königs verdunkelt hielt, damit Niemand ihn sehen möchte. Selbst die Königin durfte ihren Gemahl nur in dieser Verdunkelung besuchen; und auch sie mußte sich begnügen mit den frostigen Antworten, die er auf ihre Erkundigungen nach seinem Befinden gab.

In diesem Zustande blieben die Dinge mehrere Monate; und während dieser Zeit war von den Urhebern der an dem König begangenen Frevelthat nur unter Denen die Rede, die den Aufklärungen vorgreifen. Schon glaubte die Menge, daß in dieser geheimnißvollen Sache keine Entdeckungen gemacht werden sollten, als der Premier-Minister am 13. Dez. aus seinem Dunkel hervortrat. Zum Erstaunen Aller wurden Personen verhaftet, die keinen Augenblick aufgehört hatten, den Hof zu besuchen. Die vornehmste unter ihnen war der Herzog von Aveiro, Oberhofmeister des königlichen Hauses. Dann kam die Reihe an die Familie Tavora: den Marquis Tavora und seine Gemahlin, seine beiden Söhne, deren einer der Gemahl jener, von dem Könige zur Nachtzeit besuchten Dame war, seine beiden Brüder und seine beiden Schwiegersöhne. Verschont blieb nur die Geliebte des Königs, die man in ein entlegenes Kloster entfernte. Außer den Mitgliedern dieser Familie wurden auch drei von ihren Hausbedienten,

so wie auch Fereira, der Kammerdiener des Herzogs ver-
haftet. Eine öffentliche Bekanntmachung nannte sie als
Urheber des gegen den König gemachten Mordanschlags,
und bezeichnete die Jesuiten als Mitwisser desselben; die
Absicht der Verschwörung sei keine andere gewesen, als
eine, für die bedroheten Jesuiten und für den stolzen, des
Herrschens gewohnten Adel gleich wünschenswerthe Re-
gierungsveränderung hervorzubringen. Wie der Premier-
Minister hinter das Geheimniß der Verschwörung gekom-
men war, ist unbekannt geblieben. Eingeständnisse machte
nur der Herzog von Aveiro; und auch dieser nur auf der
Folter. Vielleicht lag es in dem Verhältniß des Königs
zu Donna Theresa, daß Vieles verschwiegen und im Halb-
dunkel bleiben mußte; doch berechtigt dies nicht zu der
Voraussetzung, daß der Premier-Minister die ganze Ver-
schwörung erdichtet habe, um sich von den Nebenbuhlern
zu befreien, die in ihrer durch die Jesuiten zu Stande ge-
brachten Vereinigung allzu furchtbar für ihn geworden
seien: eine Voraussetzung, die man nur dann machen
kann, wenn man sich Carvalho'n als einen Ausbund al-
ler Schlechtigkeiten denkt. Ein außerordentlicher Gerichts-
hof, zusammengesetzt aus geistlichen und weltlichen Rich-
tern, zu denen auch der Premier-Minister gehörte, ent-
schied diesen merkwürdigen Prozeß, in welchem sehr viel
hergebrachte Formen verletzt wurden, zum Verderben der
Angeklagten, nachdem er keinen vollen Monat gedauert
hatte; und der Ausgang war eine Hinrichtung, welche
an Grausamkeit alles übertraf, was man bis dahin in
Portugal erlebt hatte.

Auf dem freien Platz von Belem, dem Tajo gegen-

über, war ein Blutgerüst von achtzehn Fuß Höhe errichtet; und dies wurde den 13. Jan. 1759 in weiter Entfernung mit Reiterei und Fußvolk umgeben. Scharenweise strömte das Volk hinzu, um Zeuge einer ihm unbegreiflichen Hinrichtung zu seyn. Schon vor Anbruch des Tages wurde Fereira, der Kammerdiener des Herzogs von Aveiro, aufs Blutgerüst geführt, und in einem Winkel desselben an einen Pfahl gebunden, um lebendig verbrannt zu werden. Ihm gegenüber band man an einen anderen Pfahl eine Gestalt, welche einen zweiten Diener des Herzogs, Namens Polykarp von Azevedo, vorstellte, der bei der Verhaftung seines Herrn Mittel gefunden hatte, sich durch die Flucht zu retten. Zuerst betrat die alte Marquise Donna Eleonora das Blutgerüst; sie wurde von zwei Geistlichen begleitet, und, in einem schmutzigen Nachtanzuge ihre Augen auf das Kruzifix, das sie in ihren Händen trug, heftend, unterwarf sie sich ihrem Geschick mit einer Ruhe, die auf Unschuld deutete. Dann kam die Reihe an ihren Eidam, den Grafen von Atonguia, und an ihre beiden Söhne, die, nach einander auf ein eisernes Kreuz gelegt, nach vorangegangener Erdrosselung mit Keulen zerschmettert wurden. Auf gleiche Weise wurden ihre drei Hausbedienten hingerichtet. Jetzt kam der alte Marquis von Tavora, der lebendig gerädert wurde, doch so, daß man vorher seine Brust zerschlagen hatte. Der Herzog von Aveiro wurde zuletzt hingerichtet. Er erschien in demselben Schlafrock, worin er zu Aceitao war verhaftet worden; der Henker aber schien, in Hinsicht seiner, besondere Vorschriften zu befolgen; denn höchst langsam und peinlich war die Weise, wie er ihn zu Tode

marterte. Man errichtete hierauf zwei Galgen auf dem Blutgerüste. An den einen wurde Fereira, an den andern die Gestalt, welche Azevedo'n vorstellte, gebunden, und nun die Brennstoffe, die man in Bereitschaft hielt, angezündet; und nachdem Fereira, die Leichname, das Bild Azevedo's von den Flammen verzehrt waren, warf man die Asche ins Meer. Die Paläste und Schlösser des Herzogs von Aveiro, und der Herren von Tavora wurden niedergerissen, ihre Güter eingezogen, ihre Namen — vertilgt; selbst der kleine Fluß Tavora erhielt die Benennung des todten Baches.

Eine von den merkwürdigsten Folgen dieser grausamen Bestrafung war, daß die Tochter des Königs, die nachmalige Königin Maria Isabella, durch das Geschrei der zu Tode Gemarterten, das man im Schlosse von Belem sehr deutlich vernahm, in eine so heftige Gemüthsbewegung gerieth, daß diese, wie man behauptet hat, der Keim des Wahnsinns wurde, welcher diese Fürstin bis ins Grab begleitete. Sie war es, welche, nach Carvalho's Entfernung vom Staatsruder, d. h. nach ihres Vaters Tode, die Hingerichteten für unschuldig erklärte, wiewohl sie schwerlich jemals den Zusammenhang erfahren hat, durch welchen die Gräuelthat vom 13. Jan. herbeigeführt wurde.

Die Jesuiten würden (zwar nicht in ihrer Gesammtheit, aber doch in Einzelnen von ihren Mitgliedern) das Schicksal der Tavora's und des Herzogs von Aveiro getheilt haben, hätte man nicht des Papstes geschont, unter dessen unmittelbarem Schutze sie standen. Drei Glieder dieses Ordens unterlagen, vor allen, dem Verdachte,

nicht bloß um die Verschwörung gewußt, sondern auch dieselbe geleitet zu haben; ihre Namen waren: Gabriel Malagrida, Juan de Matos und Alexander Souza, der erste ein Italiäner, die beiden andern Portugiesen. Man trennte sie von dem Orden, indem man sie in Staatsgefängnisse brachte; aber ihre Hinrichtung unterblieb, weil Klemens der Dreizehnte (seit dem 6. Juli 1758 zum Papst ernannt) seine Einwilligung nicht geben wollte.

Hierüber zerfiel der portugiesische Hof mit dem römischen in einem so hohen Grade, daß, nach einigen Zwischenhandlungen, der päpstliche Nunzius sich genöthigt sah, nach Rom zurückzugehen, worauf auch der portugiesische Gesandte nach Lissabon zurückkehrte. Das Trauerspiel war aber hierdurch noch lange nicht beendigt. Eingeschlossen in ihren Kollegien, und streng bewacht in denselben, hörten die Jesuiten noch immer nicht auf, gefährlich zu seyn; sie waren es hauptsächlich durch das Mitleid, das ihre traurige Lage einflößte: eine Lage, so beschränkt, daß ihnen nur das Nothdürftigste gereicht werden durfte, und daß die Verpflegung jedes Einzelnen, täglich nicht höher als wenige Groschen zu stehen kam. Niemand nun fühlte tiefer, als der Premier-Minister, daß diesem Aergerniß ein Ende gemacht werden müsse. Nachdem also, seit dem 3. Sept. 1759, der Orden in allen Theilen der portugiesischen Monarchie aufgehoben und seine Güter konfiszirt waren, um einen billigen Ersatz für die, auf die Eroberung der Missions-Distrikte verwendeten zwanzig Millionen Cruzaden zu erhalten, ließ der Premier-Minister einen guten Theil der aufgestapelten Jesuiten, 133 an der Zahl, an Bord eines ragusanischen Schiffes

bringen, das den Befehl erhielt, sie nach Civita-Vecchia im Kirchenstaat zu führen. Es ist zu glauben, daß der heil. Vater diese Ladung mit eben der Empfindung annahm, womit ein Kaufmann, der auf baares Geld gerechnet hat, seine in eine Weite gesendete Waare zurück empfängt. Dem ersten Transporte folgten bald andere, bis ganz Portugal von dem Jesuitenorden gereinigt war. Der Pater Gabriel Malagriba blieb allein zurück. Er war ein Greis von 74 Jahren, den das Volk als einen Heiligen und Wunderthäter verehrte. Um sich auch seiner zu entledigen, übergab ihn die Regierung dem Inquisitions-Gerichte, das ihn als einen Ketzer zum Flammentode verurtheilte.

Obgleich der Jesuitenorden für Portugal aufgehoben war, so folgte daraus doch nicht, daß er, wenn er in den übrigen katholischen Staaten fortdauerte, nicht, über kurz oder lang, nach Portugal zurückkehren würde. Der Marquis von Pombal, der ein solches Ereigniß mit Zuverlässigkeit voraussah, wendete nun seine ganze Geschicklichkeit dazu an, sämmtliche katholische Staaten zu einer gleichförmigen Aufhebung desselben Ordens zu bewegen; und dies gelang ihm nach Beendigung jenes merkwürdigen Krieges, den Friedrich der Zweite, König von Preußen, sieben Jahre hindurch mit den vornehmsten Mächten Europa's zu führen hatte.

So lange dieser Krieg dauerte, verschlangen die Begebenheiten desselben alle minder wichtigen Ereignisse. Als endlich, zu Anfange des Jahres 1763, Friede geschlossen wurde, fing man an, seine Aufmerksamkeit den Vorgängen in Portugal zuzuwenden. Am meisten geschah dies

in Frankreich, wo eine philosophische Sekte, die Enzyklopädisten genannt, sich gegen das römisch-katholische Kirchenthum verschworen hatte, ohne weder das Wesen, noch die Bestimmung desselben gründlich erforscht zu haben. Sie fanden, in Hinsicht der Jesuiten, eine mächtige Stütze in dem Herzoge von Choiseul, und eine noch mächtigere in den Parlamentshöfen. Ein glücklicher Umstand für die Wünsche der Enzyklopädisten war — die Erschöpfung des Staates nach einem anhaltenden, nur allzu kostbarem Kriege, so wie der Verlust sehr schätzbarer, für Frankreichs Entwickelung durchaus nicht zu entbehrender Kolonieen; beides machte Veranlassungen zu Konfiskationen höchst wünschenswerth. Das Parlament von Paris machte mit seinem Beschlusse den Anfang; und nachdem die übrigen Parlamente diesem Beispiele gefolgt waren, ließ Ludwig der Funfzehnte 1764 eine Deklaration ergehen, wonach der Jesuitenorden in dem französischen Königreiche nicht länger geduldet werden sollte. Drei Jahre später befahl der Hof von Madrid, durch eine Pragmatika, allen Jesuiten, die spanischen Lande zu verlassen; und noch in demselben Jahre wurde dieser Orden auch aus dem Königreiche Neapel vertrieben.

Durch alle diese Ereignisse gerieth der römische Hof in die größte Verlegenheit. Konnte er in dem gewaltsamen Verfahren der weltlichen Mächte gegen den Jesuitenorden noch etwas Anderes absehen, als einen ersten Abfall von der Lehre, deren Träger und erster Beschützer er war? Und was wurde aus ihm selbst, wenn dieser Abfall sich je mehr und mehr vollendete? Bekümmernisse dieser Art verkürzten das Leben Klemens des Dreizehnten,

welcher den 3. Febr. 1769 starb. Die Erwählung seines Nachfolgers verzog sich bis zum 19. März desselben Jahres, wo sich die meisten Stimmen für den Kardinal Ganganelli vereinigten, der dem Orden des heil. Franziskus angehörte. Als Klemens der Vierzehnte bestieg er den päpstlichen Thron. Im Streite über die Fortdauer des Jesuitenordens hatte er, als Kardinal, immer den Grundsatz geltend gemacht, daß dem Frieden der römisch-katholischen Kirche jedes Opfer dargebracht werden müsse, weil der Papst nur durch freiwillige Anerkennung Papst sei. Diesen Grundsatz auf dem heil. Stuhl festhaltend, unterwarf er den großen Prozeß, der gegen den Jesuitenorden geführt wurde, einer Revision, deren Ausgang ein Breve vom 21. Juli 1773 war, wodurch der Orden gänzlich aufgehoben wurde.

Als dies geschah, war der Tauschvertrag, welchen die Höfe von Lissabon und Madrid im Jahre 1750 über die Kolonieen St. Sagramento und die Missions-Distrikte geschlossen hatten, durch eine Konvention von 1761, folglich seit zwölf Jahren umgestoßen: beide Höfe hatten sich hinsichtlich der Vortheile, welche dieser Tauschvertrag ihnen gewähren sollte, aufs Gröblichste geirrt; und sollte der Friede in der amerikanischen Welt nicht länger gestört werden, so war vor allen Dingen nöthig, daß Portugal und Spanien in die alte Gränze zurücktraten. Gänzlich verschwunden und halb vergessen war also die erste Ursache der großen Fehde, die gegen den Jesuitenorden, auf Veranlassung der von ihm in den Missions-Distrikten ausgeübten Suveränetät war erhoben worden, als die Aufhebung dieses Ordens im Jahre 1773 erfolgte. Er selbst

hat seitdem nicht aufgehört, seine Unschuld geltend zu machen; und wahrlich, wenn die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen ihn an den Beweggründen, die dasselbe bestimmten, abgemessen werden müßte, so würde sich nichts Gründliches zur Vertheidigung des Marquis von Pombal und derjenigen Regierungen sagen lassen, die dem von ihm gegebenen Beispiele folgten.

Wir fassen, zum Schlusse dieser Untersuchung, die Frage auf: ob dem Jesuitenorden Unrecht geschehen sei, oder nicht?

Das achtzehnte Jahrhundert hat, mit bewundernswürdiger Unverdrossenheit, diese Frage zum Vortheil oder zum Nachtheil der Jesuiten beantwortet, je nachdem es der Lehre des römisch-katholischen Kirchenthums geneigt oder abgeneigt war; daher die beinahe unübersehbare Menge von Schriften, welche diesem Gegenstande gewidmet sind. Allein es ist dadurch nichts ins Klare gebracht worden; der Gegenstand der Frage ist im Großen genommen unverändert geblieben. In Wahrheit, um ihn gehörig aufzufassen, mußte man nicht bei derjenigen Gesetzgebung stehen bleiben, welche die Aussprüche der Gerichtshöfe leitet, sondern sich, vor allen Dingen, zur Anschauung jenes allgemeinen Naturgesetzes erheben, das alle gesellschaftliche Erscheinungen ohne Unterschied beherrscht. Nach diesem allgemeinen Naturgesetze nun konnten die Jesuiten dem Schicksale, das über sie kam, durchaus nicht entgehen. In dem großen Streite, der sich im sechzehnten Jahrhunderte über die Lehre erhob, waren sie auf Seiten Derer getreten, welche mehr oder minder ausdrücklich behaupteten, ein System von übernatürlichen Lehren könne, und müsse

sogar, für eine ganze Ewigkeit vorhanden seyn. Hierdurch hatten sie zwar ihr erstes Glück gemacht; und dieses Glück war in eben dem Maße größer und reißender geworden, worin die Gegenbehauptung sich festgestellt und durchgekämpft hatte. Was aber war, in größter Allgemeinheit aufgefaßt, die Fundamental-Idee der Jesuiten? Keine andere, als daß es möglich sei, die Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte auf eine solche Weise zu beherrschen und zu leiten, daß die Kirche, die sich für die alleinseligmachende ausgab, gerettet bliebe. In diesem Gedanken war, mit ihrer vollen Ueberzeugung, ihre ganze Tugend eingeschlossen. Wäre er richtig gewesen, d. h. hätte er jenem großen Naturgesetz, das wir so eben angedeutet haben, entsprochen: so würden sie von jedem widrigen Schicksal unberührt geblieben seyn. Nur weil dies nicht der Fall war, konnten sie, im Verlaufe der Zeit, nicht vermeiden, das Ansehn von Herrsch- und Selbstsucht zu gewinnen, das ihnen so viel Feinde, und durch diese so heftige Verfolgungen zuzog. Als unbedingte Vertheidiger der alten Lehre, die sie zu verewigen gedachten, stellten sie sich zwischen diese und die Fortschritte des menschlichen Geistes in Erkennung des Wahren; und um in dieser gefährlichen Stellung auszuhalten, mußten sie ihre Zuflucht zu allen den Kunstgriffen und Listen nehmen, von welchen sich glauben ließ, daß sie das unvermeidliche Schicksal einer, schon seit Jahrhunderten bekämpften und nur von dem roheften Theile der Gesellschaft beibehaltenen Lehre hinausschieben würden. So entstand ihre Kasuistik, und ihr Probabilismus, von welchem der erste Keim sich in Aristoteles befindet. Sie mußten verdächtig werden

von dem Augenblicke an, wo die Aufklärung weit genug vorgeschritten war, daß alle kräftigen Gemüther zum Wenigsten eine Ahnung von der Nothwendigkeit des Sittengesetzes für die menschliche Gesellschaft haben konnten; die Verächtlichkeit und Nichtigkeit ihrer Grundsätze aber mußte, nach und nach, immer allgemeiner einleuchten. Unstreitig waren sie von allen kirchlichen Orden derjenige, der sich durch Gelehrsamkeit, Gewandtheit, Anständigkeit und Anbequemung am meisten auszeichnete; allein was konnte dies verschlagen, wenn ihr eigener General von ihnen aussagen durfte: aut sint ut sunt, aut non sint? Nie sind fürchterlichere Worte über eine Gesellschaft ausgesprochen worden, deren Bestimmung die Vertheidigung einer gegebenen Lehre war, die für Religion gelten sollten. Ausgeartet waren sie auf keine Weise; sie hatten sich vielmehr von einem Jahrhundert zum andern immer mehr entwickelt und im Gebrauch der ihnen nothwendigen Werkzeuge vervollkommnet. Selbst das achtzehnte Jahrhundert hatte durch die Fortschritte, die während desselben in den physischen Wissenschaften gemacht wurden, sie dazu gezwungen; und wenn sie sich in ihrem Seyn behaupten wollten, so mußten sie, wie Malagrida und Andere es in Portugal thaten, in der Vertheidigung ihrer übernatürlichen Lehren immer weiter gehen, und die ihrer Leitung Ueberlassenen immer stärker fanatisiren. Dies brachte die Natur der Dinge mit sich.

Fragt man also, was den Sturz und die Aufhebung des Jesuitenordens herbeigeführt habe, so ist die Antwort: Nicht der Marquis von Pombal, als Rächer der Widersetzlichkeit, welche der Orden in Amerika bewies, oder als

herausgeforderter Vertheidiger des Ansehns, das ihm, als erstem Beweger der weltlichen Macht, in Portugal unentbehrlich war; auch nicht die Könige von Frankreich, Spanien und Sizilien, als sie einer gegebenen Richtung folgten, um ein angefangenes Werk zu vollenden. Diese waren nur bewußtlose Werkzeuge in den Händen einer höheren Macht. Die wahre Ursache lag in dem Verhältniß der weltlichen Macht zur geistlichen; d. h. in einem Verhältniß, das seinen Charakter in der Unterordnung der letzteren unter die ersteren hatte, und von dem eigenthümlichen Geiste eines Jahrhunderts getragen wurde, welches einen sehr geringen Werth auf übernatürliche Lehren zu legen angefangen hatte. Ein Jahrhundert früher würde das, was im Jahre 1773 geschah, ganz unmöglich gewesen seyn; und geht man noch weiter zurück, so verstärkt sich das Gefühl der Unmöglichkeit bis zur Wahrnehmung des Absurden. Allen Erfahrungen zufolge ist das Ansehn und die Wirksamkeit gesellschaftlicher Einrichtungen an Naturgesetze gebunden, deren unbedingte Herrschaft nicht verkannt werden darf. Jene sind groß und unwiderstehlich, so lange sie durch gesellschaftliche Bedürfnisse gehoben, klein unstreitig hingegen, sobald sie von diesen verlassen sind. Wäre also der Jesuitenorden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch von irgend einem gesellschaftlichen Bedürfnisse emporgetragen worden: so würde nichts im Stande gewesen seyn, ihn in Dunkelheit und Vergessenheit zu stürzen. Unstreitig erfolgte seine Aufhebung nicht aus den edelsten Beweggründen, die es in dieser wichtigen Angelegenheit geben konnte; allein sie erfolgte um so sicherer, weil sie aus den Begebenheiten

selbst hervorging, und das Werk gemeiner Leidenschaften war.

Die vom Jesuitenorden bisher verdunkelten Mönchsorden, welche ihre Entstehung einer früheren Periode verdankten, triumphirten über seinen Sturz in der Voraussetzung, daß eine neue Aera für sie eingetreten sei. Arger Irrthum! Die Noth der Kirche, welche den Jesuitenorden während des sechzehnten Jahrhunderts ins Leben gerufen hatte, konnte dadurch nicht vermindert werden, daß jener Orden aufgelöset war — er, der unter den Vertheidigern der alten Lehre den ersten Platz einnahm und sich mit bewundernswürdiger Hingebung bei jeder Gelegenheit für die Sache aufgeopfert hatte, die in seiner Ueberzeugung für die beste galt. Bald zeigte sich, daß ein höheres Maß von Unschuld oder Unwirksamkeit keine Gewährleistung in sich schließt, wenn man einmal aufgehört hat, sich auf der Bahn des Gemeinnützlichen zu bewegen; und so war denn die Aufhebung des Jesuitenordens nur die Einleitung zu dem Sturm, welcher, wenige Jahrzehnte später, gegen die übrigen Mönchsorden, und gegen die von ihnen vertheidigte Lehre losbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Grafen von St. Simon.

Dritter Artikel.

In den beiden ersten Artikeln ist der Ursprung der philosophischen Arbeiten St. Simons nachgewiesen, und der Inhalt des Werks ins Licht gestellt worden, worin er, zum ersten Male, beinahe alle die Ideen zum Besten gab, die der von ihm herrührenden Lehre zur Grundlage dienen.

Nach der Bekanntmachung dieses wichtigen Werks beschäftigte sich St. Simon mit der Vervollkommnung der verschiedenen Theile desselben. Auf diese Weise schrieb er mehrere Aufsätze über die Enzyklopädie und über die Wissenschaft des Menschen. Bekannt geworden ist nur eine Uebersicht der Aufsätze, welche sich auf die Enzyklopädie beziehen, unter dem Titel: Prospektus einer neuen Enzyklopädie. Er erschien im Jahre 1810. Die übrigen nicht herausgegebenen Aufsätze sind im Laufe des Jahres 1813 geschrieben. Ganz unabhängig von diesen Schriften, gab St. Simon, am Schlusse des Jahres 1808, Briefe heraus, welche an das Längen-Büreau und an die erste Klasse des Instituts gerichtet waren: Briefe, worin er seine Ideen über das astronomische System entwickelte. Er hatte diese Idee schon in der Einleitung zu den wissenschaftlichen Arbeiten des neun-

zehn-

zehnten Jahrhunderts niedergelegt. Späterhin gab er sie gänzlich auf.

Zwar enthielten diese Briefe eine gewisse Zahl von philosophischen Ideen, die, in sich selbst, weit merkwürdiger und wichtiger waren, als die mehr oder minder zulässigen Hypothesen, welche ihr Urheber zu gleicher Zeit über das Welt-System dargelegt hatte. Nichtsdestoweniger wurden diese Briefe, wie es schon der Einleitung in die wissenschaftlichen Arbeiten widerfahren war, nur in Beziehung auf die physikalischen Ideen, die sie enthielten, beurtheilt; so daß die Gelehrten nichts weniger als getroffen waren von dem philosophischen System, in welchem die Irrthümer des Verfassers nur auf seine untergeordneten Ideen zu beziehen waren.

St. Simons Arbeiten wurden also, um diese Zeit, nicht nach dem gewürdigt, was darin das Wichtigste war: die Kritik übte sich nur an den untergeordneten Ideen, und an den Formen, welche ihr Urheber gewählt hatte, um sich ihrer zu entledigen. Diese seltsame Thatsache erklärt sich jedoch, wenn man Rücksicht nimmt auf den Zustand der Geister, in Folge der französischen Umwälzung. Die besten Köpfe beschäftigten sich nur mit speziellen Wissenschaften, und schienen das Bedürfniß einer allgemeinen Doktrin, welche den Fortschritten der Aufklärung angemessen ist, durchaus nicht zu ahnen. Die Wahrheit dieser Behauptung dauert noch jetzt in Frankreich fort, wo nur St. Simon's Schüler den Werth einer Philosophie empfinden.

Nachdem wir die Aufmerksamkeit des Lesers bereits auf einen Theil der Mutter-Idee des St. Simonischen

Systems hingeleitet haben, werden wir jetzt zu den Entwickelungen übergehen, die er ihnen in späteren Schriften gegeben hat; wobei unsere Absicht keine andere ist, als die übrigen Fundamental-Ideen, welche die Theorie des Urhebers vervollständigen, ins Licht zu stellen: Ideen, die er in Aufsätzen über die Enzyklopädie und über die Wissenschaft der Menschen niedergelegt hat. Hierauf wird sich der Inhalt dieses Artikels beschränken; die darauf folgenden werden der Prüfung der direkten Arbeiten St. Simons über die Politik gewidmet seyn; Arbeiten, welche im Jahre 1814 begonnen wurden. Und in einem letzten Artikel werden wir versuchen, das Ganze der St. Simonischen Lehre zusammen zu fassen.

Das, was uns zu sagen noch übrig bleibt, werden wir an zwei Hauptpunkte knüpfen: an Betrachtungen über die Enzyklopädie, und über den Gang der Wissenschaften.

Von der Enzyklopädie. Das ganze der menschlichen Erkenntniß kann auf zweierlei Weise angeschauet werden: entweder in Bezug auf seine genealogische Abstammung, oder schlechtweg in Bezug auf seine vollständige Aufzählung und Agglomeration, in irgend einer Ordnung der Materien, welche leicht aufzufassen und zu verfolgen ist. Mit Einem Worte: die Enzyklopädie ist, unter dem einen Gesichtspunkte, ein philosophisches Gemälde der Wissenschaften, und unter dem andern ein Wörterbuch, das mehr oder minder vollständig, mehr oder minder ausgeführt in den Einzelnheiten ist.

Die erste Ansicht von der Enzyklopädie gehört der organischen Philosophie, die zweite ganz besonders der kritischen Philosophie an. Ausgeführt zu einer Zeit, wo die

Wissenschaft zum Gefühl ihrer Stärke erwachte, um die Theologie anzugreifen und über den Haufen zu werfen, wurden die ersten Enzyklopädien vorzüglich als Wörterbücher aufgefaßt; und doch sind philosophische Betrachtungen ihren Urhebern nicht ganz fremd geblieben. Tadeln muß man freilich die Quellen, aus welchen sie schöpften, das allgemeine Band, das in ihrem Geiste alle Theile der Wissenschaft zu einer einzigen Wissenschaft vereinigte, und die allgemeine Wissenschaft, deren Entwickelung die enzyklopädische Philosophie ist; allein man muß zugleich anerkennen, daß sie den hohen Rang begriffen hatten, den dieses große Buch der Wissenschaft in der menschlichen Erziehung einnehmen soll.

Heut zu Tage, wo die Unzulänglichkeit der alten Klassifikationen, d. h. der ersten Bakonischen Versuche, die menschliche Erkenntniß zu organisiren, vollständig nachgewiesen ist, giebt es noch immer Köpfe, welche dem kritischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts bis an seine äußersten Gränzen folgen, und die Möglichkeit jeder Organisation läugnen. Solche Leute sehen in der Wissenschaft, wie in der Gesellschaft, nur Individuen. Daher jene Wörterbücher, die man bald universelle, bald fortschrittliche, bald methodische nennt, und mit dem schönen Namen „Enzyklopädie" verziert; Wörterbücher, worin die Wissenschaft mehr zerschnitten als analysirt wird, und worin die entgegengesetztesten Lehren mit einem gleichen Grade von Autorität zugelassen und der Leichtgläubigkeit der großen Menge dargeboten werden; unverdaute Kompilationen, worin der Geist unablässig von einem Gegenstande zum andern, der ihm nur allzu ungleich ist, ge-

führt, keinen Stützpunkt, keinen Ueberblick, und folglich auch keine sittliche Ansicht findet; Kompilationen endlich, die, bei dem entschiedensten Mangel einer wissenschaftlichen Doktrin, doch noch das Gepräge der kleinen politischen Leidenschaften unserer Tage haben, was im Grunde das bischen Verdienst verringert, das eine reine Buchhändler-Spekulation Werken dieser Art gewähren könnte. Doch, ohne unseren Tadel noch weiter zu treiben, wollen wir gegenwärtig berichten, was St. Simon über diesen wichtigen Gegenstand gedacht hat. Er sagt:

„Das Wort Enzyklopädie, dessen Wurzeln griechisch sind, bezichnet eine Verkettung der Wissenschaften. Ein Werk also, das den Titel „Enzyklopädie" führt, muß Ansichten von der Organisation des wissenschaftlichen Systems enthalten."

„Eine gute Enzyklopädie würde eine vollständige Sammlung menschlicher Erkenntnisse seyn, welche so geordnet wären, daß der Leser, auf gleich vertheilten Sprossen, von der allgemeinsten wissenschaftlichen Anschauung bis zu den allerbesondersten Ideen herab, und von diesen wieder zu jenen hinaufsteigen könnte."

„Die Menschheit würde demnach eine vollständige Wissenschaft besitzen, wenn sie eine gute Enzyklopädie hätte."

„Die Menschheit wird nie eine vollkommene Enzyklopädie besitzen; denn sie kann nicht zur wissenschaftlichen Vollkommenheit gelangen."

„Die Vollkommenheit ist das Ziel, wonach der menschliche Geist streben muß, trotz der Gewißheit, welche er hat, daß er es nie erreichen wird; denn dies ist die

beste Bahn, die er betreten kann, um Fortschritte zu machen."

„Die Tendenz des menschlichen Geistes wird also immer dahin gehen, eine Enzyklopädie zu Stande zu bringen, während er die Aussicht hat, bis ins Unendliche an der Anhäufung der Materialien zu arbeiten, welche die Aufführung eines wissenschaftlichen Gebäudes erfordert, so wie an der Verbesserung des Planes, ohne jemals die Herbeischaffung dieser Materialien zu beendigen."

„Die Enzyklopädie des achtzehnten Jahrhunderts ist zu Stande gebracht worden in einem Geiste, welcher gut war für diese Zeit, aber schlecht ist für die gegenwärtige Epoche. Man hat sie aufgeführt nach einem Plane, welcher zwar der damaligen Aufklärung entsprach, aber tief unter demjenigen steht, zu welchem die seitdem gewonnenen Einsichten einladen, und sogar berechtigen. In der ganzen Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts giebt es sogar nichts Enzyklopädisches, als die Vorrede. Es bleibt eine unermeßliche Lücke zwischen dieser Vorrede und dem Werke selbst, das nur ein allgemeines Wörterbuch ist."

„Dalembert und Diderot haben Bacons Abtheilung angenommen, sie haben die Wissenschaften nach Wissenschaft des Gedächtnisses, Wissenschaft der Vernunft und Wissenschaft der Einbildungskraft klassifizirt. Diese Abtheilung taugt deßhalb nichts, weil jede besondere Wissenschaft die Mitwirkung aller Fähigkeiten unserer Intelligenz fordert, und folglich eine Abtheilung, welche unsere Intelligenz in drei Fähigkeiten absondert, sich immer nur auf Abstufungen beziehen kann, und die allerwesentlichsten Unterschiede nothwendig in hergebrachter Verwirrung läßt.

Man kann z. B. sagen, daß die Botanik mehr Gedächtniß, als Vernunft und Einbildungskraft erfordert; wer aber könnte sich wohl eine Botanik denken, der es gänzlich an Vernunft und Einbildungskraft fehlte?"

„Das Prinzip, nach welchem die Enzyklopädie des neunzehnten Jahrhunderts geformt werden muß, ist kein anderes, als daß die Wissenschaft, sowohl nach ihrem Ganzen, als nach ihren Theilen, auf die Beobachtung gegründet werden muß. Die Analysis der Fortschritte des menschlichen Geistes muß demnach der Enzyklopädie zur Grundlage dienen. Diese Analysis ist es, was die Eintheilung dieses großen Buches der Wissenschaft hergeben muß."

Nach St. Simon muß man also in der Geschichte des **Fortschrittes der allgemeinen Idee** den Charakter der Idee suchen, welche, heut zu Tage, allen Theilen der Wissenschaft zum Vereinigungsbande dienen soll. Die ganze enzyklopädische Auffassung St. Simons ist dargestellt worden durch einen enzyklopädischen Baum, den er an die Spitze des zweiten Theils seiner **Einleitung in die wissenschaftlichen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts** gestellt hatte: der Stamm dieses Baumes repräsentirt die allgemeinen Fortschritte der allgemeinen Theorie, welche allen menschlichen Erkenntnissen zum Bande dienen.

„Wie abstrakt eine Idee auch seyn möge, sagt St. Simon, so läßt sie sich doch hieroglyphisch darstellen. Mein enzyklopädischer Baum ist die hieroglyphische Darstellung meines Gedankens. Ich ersuche den Leser, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Stamm meines Baumes

zu richten. Der Augenblick, uns mit den Zweigen zu beschäftigen, ist noch nicht gekommen. Erst muß die Schule ihre Meinung über meine große Abtheilung ausgesprochen haben, ehe sie sich mit der Prüfung der Unterabtheilungen befassen kann."

Der Gipfel dieses Stammes verliert sich in Gewölk, worin man folgende Inschriften antrifft: Ursprüngliche Sensationen — Einführung der ersten Verabredungszeichen.

So verhält es sich mit der ersten Epoche der allgemeinen Wissenschaft.

„Als der Mensch eine solche Zahl von Verabredungszeichen zu Stande gebracht hatte, daß er daraus eine Sprache bilden konnte: da fühlte er zuerst, daß er eine entschiedene Ueberlegenheit der Intelligenz vor den übrigen Thieren besaß."

Zweite Epoche.

„Die erste Anwendung, welche der Mensch von seiner Intelligenz gemacht hat, hatte eine reichlichere und sicherere Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse zum Gegenstande. Er beschäftigte sich damit, seinen Nahrungsstoff durch die Bildung von Heerden, und durch den Anbau der Erde zu sichern. Er verließ die Höhlen, um sich Häuser zu bauen, die ihn gegen Wind und Wetter beschützten. Er webte Stoffe, um die Pelzwerke zu ersetzen, womit er sich bis dahin bedeckt hatte u. s. w. Mit Einem Worte: er schuf die Künste und Handwerke, und faßte alle besonderen Ideen, welche ihm in den verschiedenen Richtungen der Künste und Handwerke zur Grundlage dienten, in den allgemeinen Begriff zusammen, dem wir

die Benennung Götzendienst, oder Idolatrie, gegeben haben."

Dies ist die Erklärung der ersten Inschrift, welche sich auf dem Körper des enzyklopädischen Stammes befindet.

Dritte Epoche.

„Die Epoche, der wir die Benennung der schönen Künste gegeben haben, ist unmittelbar auf die der Künste und Handwerke gefolgt. Nachdem die Menschheit für ihre physischen Bedürfnisse gesorgt hatte, hat sie sich mit der Entwickelung und Befriedigung ihrer sittlichen Bedürfnisse beschäftigt. Dies war, dies ist noch immer der Ursprung der schönen Künste. Wir haben dem allgemeinen Begriffe, welcher die verschiedenen Theile der schönen Künste verbunden hat, die Benennung Polytheismus gegeben."

Vierte Epoche.

„Der Monotheismus ist eine Vervollkommnung des Polytheismus gewesen. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus, hat der Mensch seine sämmtlichen Kenntnisse verbunden, und angefangen, sie auf den sittlichen und definitiven Zweck der Gattung einwirken zu lassen. Man hat den am meisten philosophischen Folgerungen, welche die Menschen aus der allgemeinen Idee des Monotheismus gezogen haben, die Benennung moralischer und politischer Wissenschaften gegeben."

Fünfte Epoche.

„Der Physizismus, oder das positive System, ist eine Vervollkommnung des Monotheismus; wie dieser hat er den Charakter der Einheit, aber er hat zugleich den Vorzug größerer Bestimmtheit. Der Monotheismus war eine allgemeine Erfindung; der Phy-

fizismus ist eine allgemeine Beobachtung, die sich in ein Prinzip verwandelt hat.“

Dies ist die Reihe der allgemeinen Ideen, welche auf dem Stamm des enzyklopädischen Baumes abgebildet ist.

Hier nun müssen wir den Leser an die beiden allgemeinen Gesichtspunkte erinnern, an welche sich die allgemeine Thatsache, die zu einem enzyklopädischen Bande bestimmt ist, knüpfen läßt. In ersterer Beziehung würde diese allgemeine, in ein Prinzip verwandelte Thatsache aus der Entdeckung des Mechanismus des Universums entspringen; in der zweiten geht das allgemeine Prinzip, das die menschlichen Erkenntnisse verknüpfen soll, aus der Entdeckung der gesellschaftlichen Bestimmung auf diesem Planeten hervor.

In der ersten Voraussetzung würden alle Phänomene, welche die Totalität der menschlichen Erkenntniß konstituiren, nach dem Grade ihrer Allgemeinheit klassifizirt werden müssen, und wirklich nichts anderes seyn, als mehr oder minder entfernte Folgen des allgemeinen Phänomens: Universum. In der zweiten Voraussetzung sind alle menschlichen Kenntnisse klassifizirt nach dem Grade ihrer Wichtigkeit in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts, und in der Vollendung der gesellschaftlichen Bestimmung.

Nach dieser Abschweifung, welche wir für nützlich hielten, um den Einwendungen, die gemacht werden könnten, zu begegnen, kehren wir zu St. Simons enzyklopädischen Baum zurück.

Wir wollen hier bloß bei den ersten Abtheilungen

verweilen, welche St. Simon um die Zeit seiner ersten Arbeiten gemacht hat. Er selbst betrachtet seinen enzyklopädischen Baum nur als einen unvollkommenen Abriß der allgemeinen Arbeit, deren Möglichkeit und deren Grundlagen er so klar aufgefaßt hatte. Außerdem versuchte St. Simon, um die Zeit der Zusammensetzung dieses enzyklopädischen Baumes, wie wir bereits bemerkt haben, alle menschlichen Erkenntnisse nach einem kosmogonischen Gesetze zu verbinden; und daraus folgt nothwendig, daß er in die Abtheilungen, welche er damals angenommen hatte, die wichtigen Abänderungen gebracht haben würde, welche aus der wissenschaftlichen Betriebsamkeitslehre, diesem Endergebniß seiner Arbeiten, entspringen.

Die erste Abtheilung, welche sich auf den beiden Zweigen zu jeder Seite des enzyklopädischen Baumes darstellt, sondert die Wissenschaft in Mathematik und in Physik. In Wahrheit, alles menschliche Wissen ist das Resultat der Anwendung der rein instrumentalen Wissenschaft der Vergleichungen auf die Koordination der beobachteten Thatsachen. Unter der Benennung der mathematischen Wissenschaft umfaßt St. Simon die Wissenschaft der Klassifikationen, sowohl die Logik, als die eigentlich sogenannte Mathematik, wie Algebra, Geometrie, analytische Mechanik. Was nun den Zweig der physischen Wissenschaften betrifft, so ist die erste Unterabtheilung, die man wahrnimmt, mit den Nebenzweigen, die sich daran knüpfen, die der rohen Körper und der organisirten Körper, mit allen ihren natürlichen Unterabtheilungen, dergestalt, daß das Gemälde der menschlichen Kenntnisse dem Auge des Philosophen nichts weiter darbietet,

als die allgemeine Koordination aller beobachteten Thatsachen.

St. Simon aber hat die enzyklopädischen Arbeiten noch in einem anderen Lichte betrachtet, als in dem der systematischen Koordination menschlicher Erkenntnisse. Durchdrungen von der moralischen und politischen Wichtigkeit der enzyklopädischen Wissenschaft, hat er die zur Organisation derselben nothwendigen Arbeiten als solche angesehen, welche, vermöge ihrer Beschaffenheit, die Zusammenwirkung der berühmtesten Gelehrten des Erdballs, besonders aber die der englischen und französischen, erfordern. Er hat gedacht, daß die gemeinschaftliche Unternehmung einer enzyklopädischen Arbeit, entsprechend dem wirklichen Zustande der allgemeinen Einsichten, einen nothwendigen Einfluß haben werde auf die politische Annäherung der Engländer und der Franzosen, d. h. zweier Völker, die in der Zivilisation am meisten vorgeschritten und am meisten geeignet wären, durch ihre Einigkeit den allgemeinen Frieden zu erhalten, und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts in allen anderen Völkern zu begünstigen. Wir halten diese Ansicht, worin sich das Genie mit der höchsten Menschenliebe vereinigt, für bewundernswürdig richtig; denn gerade durch gemeinschaftliche Unternehmungen intellektueller und industrieller Art, werden die Völker dahin gelangen, daß sie die gemeinschaftliche Bestimmung, wozu die Fortschritte der Arbeit nach und nach alle berufen, vollständig empfinden. Außerdem sah St. Simon in einer enzyklopädischen Arbeit auch den ersten Thätigkeitsgegenstand der neuen geistlichen Gewalt, den ersten Akt, der von dieser Institution ausgehen sollte, indeß die Arbeit

selbst, einmal aufgefaßt und begonnen, die geistliche Organisation der Gesellschaft mächtig begünstigen werde.

Wir werden denselben Gedanken in St. Simons rein politischen Schriften wiederkehren sehen; und gehen jetzt zu einer andern Ordnung von Ideen über.

Betrachtungen über den Gang der Wissenschaften. Eine von den allerwichtigsten historischen Grundlagen, auf welche sich die positive Philosophie stützt, ist der in den Wissenschaften beobachtete Fortschritt, die Wissenschaften nach der Methode betrachtet, welche zu ihrer Klassifikation gebraucht wird; ferner auch die Ordnung, worin verschiedene spezielle Wissenschaften in den positiven Zustand getreten sind. Auf folgende Weise nun hat St. Simon seine Gedanken in dieser Beziehung ausgesprochen in den Aufsätzen über die Wissenschaft des Menschen, geschrieben in den Jahren 1812 und 1813.

„Alle Wissenschaften haben damit angefangen, daß sie konjektural (auf bloße Vermuthung gegründet) gewesen sind. Die große Ordnung der Dinge bringt es mit sich, daß alle positiv werden sollen."

„Die Astronomie hat damit angefangen, daß sie Astrologie war; die Chemie war bei ihrem ersten Ursprunge nur Alchemie; die Physiologie, welche so lange in Charlatanismus begraben gewesen ist, fängt an, auf beobachtete und erörterte Thatsachen gegründet zu werden. Die Psychologie befreit sich von den kirchlichen Vorurtheilen, auf welche sie gegründet war, und wird ein Zweig der Physiologie."

„Die Wissenschaften haben mit dem Konjektural-Zustande beginnen müssen, weil es, beim Ursprunge der

wissenschaftlichen Arbeiten, nur noch wenig gemachte Beobachtungen gab, und weil die Zahl derer, welche wirklich gemacht waren, noch nicht geprüft, erörtert, und durch eine lange Erfahrung bewahrheitet war — weil es also nur vorweggenommene Thatsachen, nur **Vermuthungen** gab. Sie haben positiv werden müssen, oder müssen noch immer positiv werden, weil die von dem menschlichen Geist täglich erworbene Erfahrung ihm die Kenntniß neuer Thatsachen zuführt, und zugleich diejenige berichtigt, die er früher von gewissen Thatsachen erworben hatte, welche zwar beobachtet waren, jedoch nur zu einer Zeit, wo man noch nicht im Stande war, sie aufzulösen."

„Indem die Astronomie diejenige Wissenschaft ist, worin man die Thatsachen unter den einfachsten und zahlärmsten Beziehungen anschauet, hat sie am frühesten den positiven Charakter erwerben müssen. Die Chemie mußte auf die Astronomie folgen, und der Physiologie vorangehen, weil sie die Thatkraft der Materie unter zusammengesetzteren Beziehungen, als die erstere, und unter minder umständlichen Beziehungen, als die letztere, betrachtet."

„Die Physiologie verdient noch nicht zu den positiven Wissenschaften gezählt zu werden; allein sie braucht nur einen einzigen Schritt zu thun, um sich über die Ordnung der auf bloße Vermuthungen gegründete Wissenschaften zu erheben. Der erste Mann von Kopf, welcher in dieser wissenschaftlichen Richtung zum Vorschein tritt, wird die allgemeine Theorie dieser Wissenschaft auf beobachtete Thatsachen gründen. Man braucht, zu diesem Endzweck, nur den Bemühungen eines Vicq d'Azir, eines Cabanis, eines Bichat und eines Condorcet Einheit zu

geben; denn diese vier Männer haben beinahe alle wichtige physiologische Fragen verhandelt, und alle ihre Raisonnements auf erörterte Beobachtungen gegründet."

„Die Philosophie wird eine positive Wissenschaft werden. Die Schwäche des menschlichen Verstandes hat den Menschen genöthigt, in den Wissenschaften die Theilung zwischen allgemeiner Wissenschaft und besonderen Wissenschaften einzuführen. Die allgemeine Wissenschaft macht die allgemeinen Thatsachen der besonderen Wissenschaften zu Elementar-Thatsachen, d. h. die besonderen Wissenschaften sind die Elemente der allgemeinen Wissenschaft. Diese Wissenschaft hat nie von einer andern Beschaffenheit seyn können, als ihre Elemente. Sie mußte also eine bloße Vermuthungswissenschaft seyn, so lange die besonderen Wissenschaften dies waren. Sie ist zur Hälfte konjektural, zur Hälfte positiv geworden, wenn ein Theil der besonderen Wissenschaften positiv geworden ist, während der andere noch im Konjektural-Zustande verweilt. Positiv wird sie nicht eher werden, als bis die Physiologie in ihrer Totalität auf beobachteten Thatsachen ruhen wird; denn es giebt kein Phänomen, das nicht beobachtet werden könnte aus dem Gesichtspunkte der Physik roher (anorganischer) oder aus dem der Physik organisirter Körper. Dies aber ist die Physiologie."

„Die Totalität der menschlichen Erkenntniß wird alsdann ein vollständiges System darbieten, worin die Abtheilungen und die Unterabtheilungen nur betrachtet werden als die Mittel, die Operationen des Geistes zu erleichtern. Sie wird alsdann eine Masse homogener

Ideen bilden, d. h. Ideen, welche mit einander verbunden werden können."

Wir nähern uns also der Zeit, wo die Philosophie in den positiven Zustand eintreten wird. Die Folgen dieses Uebergangs aber werden unermeßlich seyn: denn nach St. Simons Theorie „sind die Systeme von Religion, von allgemeiner Politik, von Moral und öffentlicher Unterweisung nichts weiter, als Anwendungen des Ideen-Systems, oder, wenn man diesen Ausdruck vorziehen sollte, des Gedanken-Systems, angeschaut von verschiedenen Seiten. Es geht daraus hervor, daß, nach der Organisation des neuen philosophischen Systemes, eine Reorganisation der kirchlichen, der politischen, der sittlichen, so wie der Systeme des öffentlichen Unterrichts Statt finden wird."

Bleiben wir hier stehen, um zurück zu blicken und den Raum zu messen, den wir an St. Simons Hand durchlaufen haben.

Die heftige Krisis, veranlaßt durch die französische Umwälzung, welche zu einer Umwälzung für Europa geworden ist, erscheint dem Grafen von St. Simon, als das echte Zeichen einer klimakterischen Epoche in dem Leben des menschlichen Geschlechts. Von dieser Krisis im höchsten Grade angeregt, untersucht unser Philosoph, während die Gegenwart den größten Theil der Denker beschäftigt, die Ursachen der Krisis, und ihren natürlichen Ausgang in der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes. Die größte Wirkung der stärksten Ursache zuschreibend, bemächtigt er sich, durch die Verallgemeinerung derselben, einer verständlichen Erklärung: er entdeckt, daß man sich nur schlägt, weil man sich nicht versteht,

und daß diese große Umwälzung keine andere Quelle hat, als die Zerrissenheit der allgemeinen Ideen, die Auflösung der früheren geistlichen Gewalt, und daß ihr letztes Resultat die Organisation eines neuen philosophischen Systemes seyn wird.

Von hier aus studirt er den Gang der allgemeinen Ideen-Systeme, und spricht zuletzt der organisirenden Philosophie den positiven Charakter zu.

Er beschäftigt sich Anfangs mit den Ideen, welche geeignet sind, die Nothwendigkeit und die nahe Erzeugung des positiven Systems begreiflich zu machen; und gleichzeitig setzt er die Haupt-Ideen auseinander, welche zur Organisation dieses Systems erforderlich sind.

Er deutet sodann die großen Anwendungen dieser Philosophie auf die Gesellschaft an; er giebt Ansichten über die Reorganisation der geistlichen Gewalt, über die Zusammensetzung und die Verrichtungen der neuen Geistlichkeit, und wirft bereits einiges Licht auf die Reorganisation der weltlichen Gewalt.

Dies ist der Punkt, bis zu welchem wir in der Prüfung der Arbeiten St. Simons gelangt sind. Im Jahre 1813 hatte der Schöpfer der Betriebsamkeitslehre die politische Frage von der materiellen Organisation der Gesellschaft noch nicht direkt verhandelt: provisorisch hatte er die englischen Ideen über diese Organisation angenommen, und sich darauf beschränkt, sie zu verallgemeinern, und einige Elemente der Betriebsamkeitslehre in dieselbe einzuführen. Hiervon wird man den Beweis in der Analysis finden, welche wir mit seinen politischen Schriften vorzunehmen gedenken.

In

In den Aufsätzen über die Wissenschaft des Menschen beschäftigt sich St. Simon hauptsächlich mit der geistlichen Gewalt; die weltliche betrachtet er nur auf eine sehr allgemeine Weise, und vorzüglich in Bezug auf die Theilung der beiden Gewalten in der Gesellschaft. Auf folgende Weise begründet er diese wichtige Theilung in wenigen Worten, indem er dieselbe an seine Lieblings-Idee von den beiden, dem menschlichen Geiste eigenthümlichen Verfahrensarten knüpft.

„Die Theilung in geistliche und weltliche Gewalt ist die erste, die sich dem Geiste darbietet. Diese Theilung ist in einem so hohen Grade gut, daß sie keiner weiteren Verbesserung fähig ist. Sie rührt direkt von der Theilung unserer Fähigkeiten her, die Dinge a priori und a posteriori zu betrachten. Die geistliche Gewalt ist die politische Anwendung unserer Fähigkeit, die Dinge a priori zu betrachten, so wie die weltlichen Gewalten eine politische Thatkraft sind, welche von unserer Fähigkeit, die Dinge a posteriori zu betrachten, herrührt. Diese beiden Gewalten haben jede ihre natürlichen Gränzen; sie beschränken sie eben so einander, wie die beiden Fähigkeiten unserer Intelligenz, von denen hier die Rede gewesen ist. Betrachtet man die Dinge a priori, so steigt man die ersten Stufen mit Leichtigkeit herab; allein je weiter man sich von dem Abgangspunkte entfernt, desto ungewisser wird der Gang, um den Raum zu durchlaufen, der die allgemeine Thatsache von den besonderen trennt. Der entgegengesetzte Nachtheil tritt ein, wenn man von den besonderen Thatsachen aufsteigen will: die ersten Sprossen sind leicht erstiegen, allein die darauf folgenden sind un-

sicher, wenn man sich zur allgemeinen Thatsache erheben will."

Diese Stelle scheint uns das Allgemeinste, so wie das Tiefsinnigste, zu enthalten, was über das organische Prinzip der Theilung der Gewalten in der Gesellschaft gesagt werden kann. Die ganze Theorie von den Verrichtungen und den Beziehungen dieser beiden Gewalten, ist nur eine Entwickelung dieses Prinzips.

In den nachfolgenden Artikeln werden wir die Fortschritte der politischen Ideen St. Simons entfalten; und dann wird sich zeigen, welches die ersten Ergebnisse des Studiums der Politik sind, diese als eine Erfahrungswissenschaft, oder als die Wissenschaft der gesellschaftlichen Erscheinungen betrachtet. Wir werden sehen, welche Folgerungen unser Philosoph aus den allgemeinen Thatsachen der Geschichte gezogen hat; und wir wollen diese erste Reihe von Artikeln mit einer Stelle aus den Aufsätzen über die Wissenschaft des Menschen beschließen, worin sich der Verfasser über den wahren Beruf des politischen Historikers ausläßt.

„Die Geschichte, sagt man, ist das Brevier der Könige. Doch, wenn die Art des Regierens darüber entscheiden darf, so leuchtet ein, daß das Brevier nichts taugt. In Wahrheit, die Geschichte ist, in wissenschaftlicher Beziehung, noch nicht aus den Kinderwindeln gekommen. Dieser wichtige Zweig unserer Erkenntniß hat noch kein anderes Daseyn, als das einer Sammlung von mehr oder minder konstatirten Thatsachen; diese Thatsachen sind durch keine Theorie verbunden; sie erscheinen noch nicht in der Verkettung, welche die Ordnung der Folgen gewährt. Die

Geschichte ist demnach ein unsicherer Führer für die Könige und für die Unterthanen; sie reicht weder den einen noch den anderen die Mittel, aus dem, was geschehen ist, auf das zu schließen, was geschehen wird. Es giebt bis jetzt nur National-Geschichten, deren Urheber keinen besseren Hauptzweck gehabt haben, als die Eigenschaften ihrer Landsleute zu erheben, und die ihrer Nebenbuler herabzusetzen. Kein Geschichtschreiber hat sich bis jetzt in den allgemeinen Gesichtspunkt gestellt; keiner hat bis jetzt die Geschichte des menschlichen Geschlechts geliefert; keiner hat endlich zu den Königen gesagt: dies und das wird hervorgehen aus dem, was geschehen ist; dies ist die Ordnung der Dinge, wohin die Aufklärung führt; dies das Ziel, auf welches Ew. Majestät die Thatkraft der ungemessenen Gewalt richten müssen, die sich in ihren Händen befindet."

Betrachtungen
über
das System des Schottländers Law.
(Aus dem Producteur.)

Es giebt noch keine Geschichte der Finanzen; allein sie wird, über lang oder kurz, einen von den allerwichtigsten Zweigen der großen Völkergeschichte bilden, die noch erst geschrieben werden soll, und von der man sagen darf, daß die Mehrzahl der Schriftsteller sie gar noch nicht ahnet. Alsdann wird man einsehen, wie Stärke und List die Herrschaft der müßigen Klassen über die arbeitsamen Klassen eingeführt und gehandhabt haben; wie die Steuer allmählig errungen worden ist durch die Gewalt und die Lüge, und wie die Betriebsamkeit immerdar gekämpft hat, um den Theil zu verringern, den sie den erblichen Ansprüchen des Müßigganges bewilligte. Man wird begreifen lernen, daß gerade dieser Kampf es ist, was den Geist der Verschlagenheit und der Treulosigkeit ins Leben gerufen hat, die sich noch jetzt in unseren Handelsgewohnheiten antreffen lassen. Am Tage des Triumphs werden diese letzten Spuren einer alten Knechtschaft verschwinden; und die Redlichkeit, welche das Wesen der Betriebsamkeits-Kombinationen ausmacht, wird allgemein werden.

Bis jetzt kann man alle die Werke, welche wir über die Finanzen haben, vorzüglich aber diejenigen, welche von

den Finanzen der alten französischen Monarchie handeln, nur als mehr oder minder gut geordnete Materialien-Sammlungen betrachten; zum Wenigsten bis auf Neckers Werke, welche eine gerechte Ausnahme verdienen. Von allen diesen Schriften sind unstreitig diejenigen die besten, welche nur Sammlungen sind; und diese sind sehr selten. In allen übrigen werden die Thatsachen auf eine Weise dargestellt und erklärt, die heut zu Tage sehr schwer zu fassen ist: — auf eine Weise, wodurch die Thatsachen ihren Werth und ihren Sinn verlieren. Ihre Verfasser scheinen zu uns in einer unbekannten Sprache zu reden. Geld, Numerär, eine Handels-Bilanz, die man sich bemühen muß vortheilhaft zu machen, die Einfuhr edler Metalle, die Ausfuhr fabrizirter Produkte, das Verhältniß des Kredits zur Totalität der im Lande umlaufenden Münze: dies sind die Mutter-Ideen der alten Staatswirthschaft, die man in allen Erörterungen über die Finanzen wiederfindet. Die materiellen Thatsachen sind demnach das Einzige, was in den Schriften der Finanzwissenschafts-Lehrer anziehen kann; und dabei geschieht es nur allzu häufig, daß gerade diejenigen Umstände, die, für eine positive Anwendung der Thatsachen, heutiges Tages, von der höchsten Wichtigkeit scheinen können, mit Stillschweigen von Schriftstellern übergangen sind, in deren Augen sie gleichgültig waren.

Die amtlichen und täglichen Sammlungen der Regierungen, und die Berathungen und Komptabilitäts-Etats der großen Finanz-Gesellschaften, bilden demnach die beste Quelle, welche Jemand zu Rathe ziehen kann, der darauf

ausgeht, sich von dem Finanz-Verfahren in verschiedenen Zeitabschnitten Rechenschaft abzulegen.

Für unsere Behauptungen ist Law's System der schlagendste Beweis. Nicht zwei Schriftsteller stimmen in der Würdigung dieses Systems überein. Kaum findet man einen einzigen, der, in der Geschichte seiner Operationen, nicht irgend eine bedeutende Thatsache ausgelassen hätte. Alle gehen mit großer Leichtfertigkeit über Laws Verwaltungs-Handlungen hinweg, worin sich wirklich die einzige und unübersteigliche Ursache von dem Falle dieses berühmten Systemes auffinden läßt.

Schon längst faßten wir den Vorsatz, einige Bemerkungen über die Theorie und die Finanz-Kombinationen des berühmten Law zu machen. Die Analogie einiger Ideen, und die lange unvermeidliche Aehnlichkeit der Wörter, heischten von unserer Seite einen Versuch, genau den Punkt zu bestimmen, den dieser scharfsinnige und kühne Spekulant erreicht hatte, so wie auch die Täuschungen, welche er sich über die Natur des Papiergeldes gemacht hatte. Diese Arbeit war nöthig, um zu verhindern, daß unsere Leser jene Eingenommenheit, welche, seit Law's Zeiten, auf die Wirksamkeit des Papiers an der Stelle des im Umlauf befindlichen Geldes drückt, nicht auf unsere Ideen übertragen möchten.

Law hat zwei wichtige Umwälzungen in den Fortschritten der Betriebsamkeit geahnet:

Auf der einen Seite die Verallgemeinerung und Vereinfachung des Umlaufsmittels, vermöge der Umwandlung der Metall-Münze, dieses materiellen, veränderlichen und

kostbaren Unterpfandes, in eine Rechnungs-Münze, welche einzig und allein auf dem Vertrauen ruht;

Auf der andern Seite die allmählige Verminderung des Zinsfußes in den Zahlungen, welche der Arbeiter an den müßigen Kapitalisten macht.

Diese beiden Umwälzungen sind unter sich auf eine solche Weise verbunden, daß ihre Entwickelungen in geringer Entfernung auf einander folgen. Law hatte wohl das Zusammentreffen dieser beiden Umwälzungen erschauet; allein er war der Meinung, daß die eine direkt von der andern abhange; und gerade über diesen Punkt hat er sich gröblich geirrt. Dieser Fundamental-Irrthum beherrschte zu Anfange des abgewichenen Jahrhunderts die hellesten Köpfe, und mußte alle ihre Finanz-Kombinationen in deren Grundlage zerstören.

Den offenbaren Mechanismus der Banken hatte Law studirt; er war sogar im Stande, denselben zu vervollkommnen. Allein er hatte die Natur der Banknoten nicht hinreichend ergründet. Unbekannt mit den Bedingungen, welche die Emission dieser Noten regeln, glaubte er, die Banken könnten ihre fiktiven Kapitale zu dem einen und zu dem andern Prozent-Satz liefern, und folglich den Zinsfuß nach Verhältniß der Emission von Banknoten herabdrücken. Für Law ging dieser Irrthum herv. : aus einem noch allgemeineren Irrthume über das Wesen des Zahlmittels (Numerärs). Er bildete sich ein, daß die Fülle der Metall- oder Papier-Münzen — eine Fülle, welche eine Wirkung von der Menge der Uebereinkünfte, und von dem Auswuchs der reellen Kapitale ist — be-

trachtet werden müsse als die Ursache von der Wohlfahrt der Völker, welche diese Münze besitzen. In Folge dieser Vorurtheile verwendete er einen großen Theil seines Lebens auf die Auffindung der Mittel, das Geld zu vervielfältigen. Dabei glaubte er, daß diese Vervielfältigung auf eine gränzenlose Weise bewirkt werden könne. In seinen Entwürfen zu einer Territorial-Bank behauptete er die Möglichkeit, so viel Papier auszugeben, bis der Werth der Güter des ganzen Landes erschöpft wäre; und dabei lebte er in dem Wahne, daß, indem er auf diese Weise das Grundeigenthum beweglich machte, die Eigenthums-ansprüche, die er in Umlauf setzte, und durch die Benennung von „Landmünze" bezeichnete, nicht nur unmittelbar als Zahlungsmittel zur Befriedigung der Arbeiter dienen, sondern auch den Zinsfuß herabdrücken, und das Land plötzlich bereichern müssen. Hinsichtlich der Kommerzial-Banken war er der Meinung vieler Staatswirthschafts-Lehrer seiner Zeit, daß der Kredit der Bank sich bis zum Belauf der, in der Thätigkeits-Sphäre dieser Bank im Umlauf befindlichen Münze erheben könne.

Dies sind die Elemente der Lehre, die er in seinen Werken ausgekramt hat; namentlich in den Betrachtungen über das Numerär und die Banken; und in den Denkschriften, die er an den Regenten richtete, um ihn zur Einführung einer allgemeinen Bank in der Hauptstadt Frankreichs zu bewegen.

Im Mai 1716 wurde Law berechtigt, in seinem Namen eine Diskonto- und Depositen- und Umschlags-Bank zu errichten, deren Fond von sechs Millionen eingezahlt werden sollte zu drei Vierteln in Staatsschuld-

scheinen, welche auf dem Platz 75 Prozent verloren, und zu einem Viertel in Baarem. Es wurde sogar in diese Bank nur ein Viertel der ganzen Unterzeichnung eingezahlt, so daß sie genöthigt war, mit einem Fond von 375,000 Liv. in Baarem anzufangen.

Es dauerte nicht lange, so erhielt Law, zur leichteren Unterbringung und Verbreitung seiner Noten, die Erlaubniß, daß sie von den Einnehmern der Regierung in sämmtlichen Provinzen angewendet werden könnten. Die allgemeine Bank erwarb nach und nach einen bedeutenden Kredit. Sie hatte damit angefangen, Wechsel zu 5 Prozent zu diskontiren; aber nicht lange darauf setzte sie den Diskont zuerst zu 4, dann auf 3 Prozent herab. Diese Institution leistete sehr reelle Dienste: sie führte das, durch die Unordnungen der Verwaltung erschütterte Vertrauen in die Uebereinkommnisse zurück, und auch die königlichen Effekten erfuhren eine Verbesserung.

Eine wichtige Klausel sicherte der Erfolg der Bank. Ihre Noten waren vor jeder Veränderung der Münzen geschützt, und in Bankthalern von demselben Schrot und Korn ausgedrückt, wie die, welche bei der Stiftung der Bank in Umlauf waren. Diese Thaler galten 5 Liv. zu 40 auf die Mark. Die Kaufleute waren berechtigt worden, ihre Verbindlichkeiten auf Bankthaler zu stellen; und es schien, als ob der Handel werde befreit werden von allen den Hemmnissen, welche die, in den alten Finanzen der Monarchie hergebrachten häufigen Münzveränderungen verursacht hatten.

Diese Stipulation war jedoch nicht von langer Dauer; die Bewegung, welche hinsichtlich der öffentlichen Effekten

und der Aktien der West-Kompagnie vorbereitet wurde, die Münzveränderungen, welche eintreten sollten, führten, gegen das Ende des Jahres 1718, die Nachfrage und den Gebrauch von Banknoten ein, welche, wie die königlichen Effekten und die Aktien, auf Livres Tournois gestellt waren.

Im Dez. 1718 verwandelte der Regent nach Ansichten, deren erster Urheber Law war, die allgemeine Bank in eine königliche Bank. Der König erklärte, daß er Chef derselben sei. Als solcher, war er, dem Publikum gegenüber, Gewährleister der Noten. Er bezahlte die Aktionäre al pari, und im Baaren: eine Operation, welche einen starken Einfluß hatte auf die Erhöhung des Kourses der königlichen Effekten, weil die Fonds der Aktionäre zu drei Vierteln mit Staatsschuldscheinen gemacht waren. Es wurde festgestellt, daß in Zukunft die Noten, je nach dem Wunsche des Inhabers, in Livres tournois oder in Bankthalern, wie zuvor, ausgedrückt werden sollten. Man wird sogleich sehen, daß die Nachfrage nach Noten, die in Livres tournois stipulirt waren, allgemein wurde, und daß man, von jetzt an, keine anderen ausfertigte.

Law brütete über riesenhaften Entwürfen, ganz seiner Lieblings-Idee gemäß, welche keine andere war, als Vervielfältigung des Numerärs, und Herabsetzung des Zinsfußes. Der langsame Gang der Diskonto-Bank genügte seiner Ungeduld auf keine Weise. Er bildete sich ein, daß, wenn man, gleichviel durch welche Mittel, in den Umlauf eine größere Masse von Noten bringen könnte, als die natürliche Entwickelung der Bedürfnisse des Handels fordert, das schimärische Wohlseyn, dem er nachjagte, rea-

lisirt werden konnte. Zur Erfüllung seiner Absicht verband er zwei Maßregeln. Allen seinen früheren Protestationen zum Trotz, nahm er seine Zuflucht zu Münzveränderungen: er ließ die Mark Silbers im Mai 1718 von 40 auf 60 Livres setzen; und auf der andern sorgte er, seit dem Ende des Jahres 1717 für die Errichtung der West-Kompagnie, deren Fonds in Staatsschuldscheinen zusammengebracht wurden.

Die unnatürlche Erhöhung der Münzen bewirkte, daß Banknoten gesucht wurden; denn, indem die Verminderungen nach einer so starken Vermehrung wahrscheinlich wurden, schützten sie die Inhaber von Noten, welche auf Bankthaler angefertigt waren, vor jedem Verluste. Gleichwohl hatte die ursprüngliche Stipulation dieser Noten bereits einen Abbruch gelitten. Durch die gegenwärtige Vermehrung war der Thaler von 5 Livres auf 6 Livres gebracht, während er eigentlich auf 7 Livres 10 S., bei 60 Livres auf die Mark, hätte stehen sollen. Es wurde zwar angenommen, und sogar festgestellt, daß den Bank-Noten die Erhöhung der Thaler zu Gute kommen sollte; allein diese Erhöhung war nur nominal. Ein Inhaber also, welcher, im Jahre 1716, Thaler von 5 Livres, die Mark zu 40 Livres, in die Bank gegeben hatte, konnte für seine in Bankthalern stipulirte Note zwar neue Thaler von 6 Livres erhalten, jedoch nur solche, die in Schrot und Korn um ein Fünftel schlechter waren.

So wurde das Vertrauen der Handelswelt, das sich an Laws Schöpfung zu knüpfen angefangen hatte, erschüttert; so die wichtigste Klausel seines Fundations-Edikts gedeutelt.

Auf diese Veränderung des Münzfußes folgten, während der Dauer des Systemes, mehrere andere Veränderungen, deren Zweck kein anderer war, als den Kurs der Noten im Umlauf zu erzwingen. Zwar gewann die Bank nicht immer bei diesen gehässigen Manövern; allein das Hauptziel war erreicht, wenn auch nur für einige Tage.

Diese Münzverfälschung, heut zu Tage unseren Sitten und Finanz-Gewohnheiten so fern und so fremd, war, einen langen Zeitraum hindurch, die einzige Hülfsquelle, wodurch der königliche Schatz seinen dringendsten Bedürfnissen genügen konnte; und man weiß, wie weit die ersten Könige, welche davon Gebrauch machten, die Schamlosigkeit und Wortbrüchigkeit getrieben haben. Allein kann man sich etwas noch Ekelhafteres denken, als die monströse Verbindung so gehässiger, so rückständiger Finanz-Maßregeln mit der angeblichen Anwendung einer nur auf das öffentliche Vertrauen und auf Rechtschaffenheit gegründeten Finanz-Theorie?

Gehen wir indeß auf die West-Kompagnie zurück!

Schon hatte ein schwacher Theil der Staatsschuldscheine in den Aktien der allgemeinen Bank seine Anwendung gefunden. Allein hier waren für hundert Millionen dieser Staatsschuldscheine in West-Aktien verwandelt. Die Regierung bezahlte 4 Prozent auf die Staatsschuldscheine. Es wurde beschlossen, daß die Zinsen des ersten Jahres von der Kompagnie zu ihrer Handelseinrichtung verwendet werden sollten. Es ist hier nicht der Ort, uns auszulassen über die Beschaffenheit des Handels dieser Kompagnie, und über ihre Erwartungen in Bezug auf Luisiana. Uns

genügt es, daran zurückzuerinnern, daß das Publikum angelockt wurde von den unbegränzten Vortheilen dieser Erwerbung; von Vortheilen, welche die Dividende von Aktien, die keine andere Sicherheit hatten, als die von der Regierung den Staatsschuldscheinen bewilligten 4 Prozent, sehr in die Höhe treiben sollten. Späterhin, im Laufe des Jahres 1718, erhielt diese Kompagnie die Tabacks-Ferme. Law bereitete jene große indische Kompagnie vor, welche, eine Zeit lang, mit der Bewirthschaftung aller Handels-Monopole, und mit der Einnahme aller Steuern beauftragt wurde. Die Staatsschuldscheine, welche sich auf die Summe von 250,000,000 Livres beliefen, und bis auf 90 Prozent verloren hatten, erfuhren eine merkliche Erhöhung; denn sie verloren nicht mehr, als ungefähr 50 Prozent. In der meisten Beliebtheit standen die Aktien der West-Kompagnie; vorzüglich seitdem der König die Bank-Aktionäre befriedigt hatte.

Im März und April 1719 begann Law jenes Aufgeld-System, welches den West-Aktien zu einem plötzlichen Steigen verhelfen, und die Emissionen von neuen Aktien begünstigen sollte, zu welchen der Plan bereits fertig war. Der Direktor der neuen Bank wurde jetzt ein unerschrockener Spekulant; man sah ihn öffentlich jene Prämien-Käufe einführen, deren Gebrauch seitdem in dem Spiel der öffentlichen Fonds so gemein geworden ist. Law bewilligte Prämien von 40 Prozent, wenn man sich verpflichtete, ihm in Zeit von sechs Monaten West-Aktien zu liefern. Man begreift, wie viele Leute seinem Beispiele folgten. Innerhalb weniger Wochen gingen die Aktien über Pari hinaus, und Law's Geheimniß lag am Tage.

Von dem Regenten hatte er die Vereinigung der alten Indischen Kompagnie mit der West-Kompagnie erhalten; und einige Zeit darauf vereinigte er noch andere minder wichtige Kompagnieen damit. Das ganze Institut nahm die Benennung der Indischen Kompagnie an.

Um das Kapital der Indischen Kompagnie zu vermehren, schuf man im Juni 1719 funfzigtausend Aktien zu 500 Livres, wie die zweimalhunderttausend, welche den Fond der West-Kompagnie gebildet hatten, jedoch mit dem Unterschiede, daß diese nur auf den Fuß von 550 Livres im Baaren erworben werden konnten. Man nahm verschiedene Maßregeln, um, so viel wie möglich, die Inhaber der ersten Aktien bei der neuen Unterzeichnung zu begünstigen.

Im folgenden Monat erkaufte die Kompagnie von dem Regenten den Schlagschatz auf neun Jahre für 50 Millionen; und gleichzeitig wurde sie berechtigt, funfzigtausend neue Aktien zu kreiren, welche von dem Publikum nach dem Fuß von 1000 Livres unterzeichnet wurden.

Endlich den 27. August übernahm die Indische Kompagnie die Pacht der General-Fermen um den Preis von 32 Millionen jährlich; und Law schritt zur Ausführung des von ihm ersonnenen Entwurfes, alle Staatsgläubiger in Aktionäre der Indischen Kompagnie zu verwandeln.

Die Indische Kompagnie lieh der Regierung 1600 Millionen zu 3 Prozent, welche angewendet werden sollten die Staatsgläubiger zu befriedigen; und dies geschah zu derselben Zeit, wo diese Kompagnie ihnen, vermöge einer neuen Aktien-Emission, die sich bis auf 324,000 Aktien, jede zu 5000 Livres, belief, eine neue Anlage darbot.

Auf diese Weise ersparte der Staat 32 Millionen jährlich, welche herrührten von dem Unterschiede der Zinsen seiner Schuld, die sich früher auf 80 Millionen belaufen hatten. Er gewann auch noch einige Millionen an der erhöheten Pacht der General-Fermen. Die Operation mußte ihm also sehr vortheilhaft scheinen.

Was die Staatsgläubiger anlangt, so konnten sie durch diese Operation, streng genommen, eben nicht stark verletzt seyn. In der That, der Fond der Indischen Kompagnie, auf 624,000 Aktien zum Nominal-Kapital von 312 Millionen gebracht, repräsentirte wirklich einen Einschuß von 1,797,500,000 Franken, wovon die Dividende noch auf ungefähr 80 Millionen geschätzt werden konnte, welche bestanden: 1) aus den 48 Millionen, welche die Regierung zahlte; 2) aus den, der Kompagnie zugestandenen Gewinnen; 3) aus den Handels-Profiten. So, daß der Staatsgläubiger, welcher sonder Verlust Aktionär der Indischen Kompagnie geworden war, noch auf einen Zins von $4\frac{1}{2}$ Prozent hoffen konnte.

Kaum waren die neuen Unterzeichnungen eröffnet, als das Publikum mit einer Art von Wuth darauf einging. Das Agiotiren hatte keinen Zügel mehr. Man hatte es einführen und durch trügerische Verheißungen (zu welchen auch die gehörte, daß man eine Dividende von 200 Livres auf die Aktie vertheilen werde) auf den höchsten Punkt treiben müssen, damit die Staatsgläubiger willigen möchten in eine Umgestaltung von Ansprüchen, die sie von ihrem natürlichen Schuldner sonderte, und sie allen Zufälligkeiten einer Handelsbewirthschaftung bloß stellte.

Law's Kombination beschränkte sich also, im Grunde,

auf die Schöpfung von 324,000 Aktien der Indischen Gesellschaft, zahlbar in Schuldscheinen der Regierung al pari, und nach dem Fuß von 5000 Livres die Aktie. Allein man mußte vermeiden, das Wort „Rückzahlung" auszusprechen, welches, in Wahrheit, einen starken Einfluß auf die Bewegung des Agiotirens ausübte, und zugleich den Umsturz des Systems verursachte. Die Gläubiger wurden wirklich in Banknoten bezahlt, welche folglich, vermöge einer handgreiflichen Verletzung der Gesetze des Bank-Instituts, ausgegeben wurden. Diese Banknoten wurden nunmehr in Umlauf gebracht, nicht mehr als Unterpfänder hintergelegten Geldes, oder als diskontirte Handels-Effekten, sondern auch um Staatsgläubiger zu bezahlen, um Vorschüsse zu 2 Prozent auf die zu 2500 Livres niedergelegten Aktien zu machen, und endlich um, wie wir bald sehen werden, für 9600 Livres und 9000 Livres bis auf dreimal huntertausend Aktien zurück zu kaufen.

Die drei letzten Monate des Jahres 1719 waren die Zeit, wo das System in seiner ganzen Stärke herrschte. Die Aktien waren allmählig auf 10,000 und zuletzt auf 20,000 Livres gestiegen. Dies war der Fall zu Anfang des Dezembers. In diesem Monate begannen die großen Realisationen, und die Aktie sank auf 10,000 Livres zurück. Inzwischen war eine beträchtliche Quantität Noten von der Bank ausgegeben worden, und die auf die Unterzeichnungen gemachten Zahlungen, waren noch weit davon entfernt, daß sie hätten hinreichen sollen, diese, mit so viel Unbesonnenheit ausgegebene Masse von Noten zur Bank zurück zu führen. Die Rückzahlungen bedroheten die Bank, trotz allen Maßregeln, welche genommen waren,

waren, um den Kurs der Banknoten zu erzwingen. Die auf Sicht zahlbaren Noten wurden wirklich nur mit der größten Schwierigkeit bezahlt. Man hatte nach und nach die Zahlungen in baarem Gelde über 600 Livres verboten; dann die Zahlungen über 100 Livres; und endlich verbot man, im Februar, Allen und Jedem, mehr als 500 Livres klingender Münze im Hause zu halten. Dies Alles mit der Absicht, den Zinsfuß herabzudrücken und den Kredit zu begünstigen.

Gegen Ende des Dez. 1719 gewahrte Law die fürchterliche Lage, worin er sich befinden würde, wenn er das Niedergehen der Aktien nicht aufhielte, wobei er, wie er selbst eingestanden hat, noch wünschte, daß sie sich nicht über 10,000 Livres erheben möchten.

Den 30. Dez. bewog er die Indische Kompagnie zum Ankauf der Aktien um den Preis von 9600 Livres. In zwei Monaten verwendete die Kompagnie zu diesem Zweck mehr als 800 Millionen. Endlich versetzte der Beschluß vom 5. März dieser riesenhaften Operation den letzten Stoß.

Die Bank war mit der Indischen Kompagnie vereinigt worden, und man hatte beschlossen, daß, von nun an, die Aktie einen festen Tauschwerth von 9000 Livres haben sollte, wofür sie, nach dem Wunsche des Inhabers, bei der Kasse der Kompagnie gegen Banknoten angenommen werden müsse.

Diese Verfügung brachte die Indische Kompagnie um 1470 Millionen. Hier muß man inne halten; alle Täuschung ist zerstört, und jede Kombination unmöglich.

Die Aktie der Indischen Kompagnie konnte einen

Werth von 3 bis 4,000 Livres haben. Ausgegeben waren sie im Durchschnitt zu ungefähr 2400. Die Kompagnie kaufte davon zwei Drittheil zu 9000 Livres zurück. Sie spielte um zwei Milliarden mit dem Publikum, und verlor das Spiel. Alle Palliative, auf welche man seit dem 5. März verfiel, um das System aufrecht zu erhalten, waren unnütz, und mußten es seyn. Nach und nach mußte man auf das alte Finanz-System zurückkommen. Man mußte die Renten auf das Stadthaus (Hôtel de Ville), welche zurückgezahlt waren, wieder herstellen, und die enormen Massen der umlaufenden Noten, so gut man konnte, liquidiren.

So endigte das berühmte System, nachdem es Ein Jahr vorgehalten hatte. Während dieses Zeitraumes sank der Zinsfuß von Kapitalen auf Hypothek bis auf $1\frac{1}{2}$ Prozent herab. Dieses Sinken, das der Triumph Laws zu seyn und seine Theorie vom Kredit zu rechtfertigen schien, erklärt sich ganz natürlich als das zufällige Resultat eines gränzenlosen Wuchers. Spieler borgen sehr theuer, und leihen sehr billig; und während diejenigen, welche realisirten und aus dem Systeme heraustraten, unbewegliche Habe zu 80 Prozent kauften, oder zu $1\frac{1}{2}$ Prozent auf Hypotheken liehen, borgten andere Spieler, welche nach ihnen kamen, zur Stunde in der Straße Quincampoix. Man denke noch hinzu, daß die übereilten Rückzahlungen, welche den Staatsgläubigern entweder in Anweisungen, die dem Gelde gleich kamen, oder auch in klingendem Gelde gemacht wurden, diese nöthigten, neue Kapitals-Anlagen zu suchen, wo denn die sichersten den Vorzug gewannen.

Law's System giebt den stärksten Beweis von der allgemeinen Unwissenheit, welche in Frankreich, vor einem Jahrhunderte, über die Quelle der Reichthümer und über die Grundlage des Kredits vorwaltete. Unter dem falschen Vorwande, die Kapitale zu vermehren und den Zinsfuß herabzudrücken, wollte man, auf der einen Seite, die Metall-Münze fortschaffen und den Gebrauch von Kredit-Papieren einführen: dies hieß, der Zeit vorgreifen; es bedurfte nichts Geringeres, als einer Staatsumwälzung, um den Tag wahrzunehmen, wo diese Maßregeln möglich seyn würden. Auf der anderen Seite, quälte man die Besitzer der Metall-Münze: man verhinderte gewaltsam den Gebrauch derselben, trotz den Statuten, welche die Bezahlung der Noten in klingender Münze, je nach dem Wunsche des Inhabers, gewährleisteten; man führte die Inquisition und den Verrath in die Familien ein; man würdigte denselben Kredit, den man feststellen wollte, dadurch herab, daß man ihm den Auftrag ertheilte, den Wucher zu unterstützen, anstatt die Entwürfe der Betriebsamen zu begünstigen. Gleichwohl wurde das Publikum, berauscht von dem Anblick der mit der Benennung „Bankpapier" ausgestatteten Schnitzel, glaubend zugleich, daß es in eine Fundgrube unerschöpflicher Reichthümer versetzt sei, des empörenden Kontrastes nicht gewahr, den die Maßregeln der Regierung darboten: ein Kontrast, welcher dem aufmerksamen Beschauer einen radikalen Mangel an Kombination und einen vollständigen Betrug verrieth.

Wir reden nicht von dem Einfluß, den Law's System auf die Gewohnheiten und die Sitten ausübte;

wir würden darüber den Zweck dieses Artikels aus den Augen verlieren. Wieviel parzielles Unglück auch dadurch verursacht seyn möge: so sind wir doch der Meinung, daß das System einen günstigen Einfluß auf die allgemeinen Fortschritte der Gesellschaft gehabt hat. Eine zahlreiche Klasse (die der Pachter) bereicherte sich durch die Herabwürdigung des Numerärs, womit sie ihre Pacht bezahlte; das Volk gewöhnte sich an umfassendere Ansichten vom Handel; die Indische Kompagnie überlebte ihren Schiffbruch, und in der Reibung aller Interessen klärten die Köpfe sich auf. Allein sechszig Jahre verstrichen, ohne daß es möglich war, in Frankreich eine Bank zu errichten. Es knüpfte sich ein Vorurtheil an Alles, was System genannt wurde; und wir endigen, indem wir mit Forbonnais sagen:

„Das größte Uebel, das Law's System verursacht „hat, ist vielleicht der Haß, der seitdem an diesem Worte „klebt. Und doch ist es das einzige Wort, wodurch sich „ein Entwurf bezeichnen läßt, welcher mit gegebenen „Prinzipien in Verbindung steht. Nur zu wenige Leute „verschaffen sich die Einsichten, welche hinreichen, um „über Prinzipe durch tieferes Nachdenken zu urtheilen; „der große Haufe aber ist sogar dahin gelangt, daß er „alles fürchtet, was eine Folge von Gedanken darbietet, „die untereinander durch ein gemeinschaftliches Band ver„einigt sind. Wer das Unglück hat, einen Plan in Vor„schlag zu bringen, sei es um Reformen zu bewirken, oder „um Rettungsmittel zu finden, sieht sich als systemati„schen Kopf verachtet, und selten wird man von ihm Ge„brauch machen, am wenigsten in den Materien, über

„welche er nachgegrübelt hat. Gute Köpfe und gute Bür„ger dürfen indeß in ihren Bemühungen nicht nachlassen; „und wir müssen hoffen, daß, wenn vortreffliche Logiker „jemals dahin gelangen, die Menschen zur Annahme ge„sunder Ideen zu bewegen, die Vernunft die Herrschaft, „welche sie ausüben soll, einmal wiedergewinnen werde."

Von der Zerstückelung des Grundeigenthums in Bezug auf die Wohlfahrt des Ackerbaues.

(Aus dem Französischen.)

Als man zur Rechtfertigung eines Gesetzes, mit dessen Prüfung in politischer Beziehung wir uns hier nicht befassen können, es für unumgänglich nothwendig ausgab, daß der Zerstückelung des Grundeigenthums eine Gränze gesetzt werde: da schien es uns nützlich, eine Untersuchung darüber anzustellen, bis zu welchem Grade diese Zerstückelung zu fürchten sei, und was die Wirkung derselben seyn würde, wenn sie in so großer Allgemeinheit von Statten ginge, als man uns wohl glauben machen möchte.

Seit den Jahrhunderten der theologischen Zänkereien bis herab zu den neueren Epochen, wo man einen so fürchterlichen Gebrauch von den Wörtern „Patriotismus, Freiheit und Ehre" gemacht hat, ist die Macht der Wörter so stark gemißbraucht worden, daß zu befürchten steht, man wolle ein so bequemes Mittel noch einmal anwenden; man würde ja auch nur den Götzen verändert haben, und, so wie man unter der Herrschaft abergläubischer Vorstellungen im Namen geheiligter Dinge redete, so sich heutiges Tages den Interessen der Gesellschaft zuwenden. Doch eine gesundere Philosophie beginnt, die zur Berechnung aufgelegten Köpfe aufzuklären; und die Einbildungskraft sucht

eine Stütze in der strengen Beobachtung der Thatsachen. Um auf die öffentliche Vernunft einzuwirken, reichen Redner-Floskeln nicht mehr aus; die Redensarten müssen positiven Grundsätzen, die eines Beweises fähig sind, zur Entwickelung dienen. Nun sehen wir in der **Zerstückelung** des Grundeigenthums nichts weiter, als ein Wort, das von allem, was zu einem richtigen Urtheil über die Nützlichkeit oder Gefährlichkeit der dadurch bezeichneten Sache führen kann, gesondert ist. Und dem zufolge suchen wir anderwärts die Auflösung des Problems, das man durch das bloße Wortgelöse gelöst zu haben die Miene annimmt.

Nur vermöge einer seltsamen Verdrehung der Vorstellungen kann man auf den Einfall gerathen, die Zerstückelung des Grundeigenthums zu proskribiren, ehe und bevor man weiß, was vorzüglicher ist, die kleine oder die große Bewirthschaftung; denn auf diese Frage läuft alles hinaus, und gerade diese Frage betrachtet man als beantwortet, zum größten Erstaunen Derer, welche über Dinge dieser Art nachgedacht haben. Um nun diese Frage in das verlorne Recht wieder einzusetzen, werden wir uns auf eine unpartheiische Prüfung von Thatsachen einlassen, welche entweder verkannt, oder ganz unabhängig von den Umständen, welche sie modifiziren, aufgefaßt worden sind; d. h. wir werden die große und die kleine Bewirthschaftung in ihren Beziehungen zu den Institutionen, dem gesellschaftlichen Zustande und den Sitten des Landes, wo die eine oder die andere vorherrscht, betrachten.

„Die Anhänger und Vertheidiger der großen Bewirthschaftung, sagt Herr Mathieu von Dombasle, können sich

für das von ihnen angenommene System auf kein vortheilhafteres Erdreich begeben, als wenn sie ihre Beispiele bei demjenigen Volke Europa's suchen, das sich hinsichtlich der Vervollkommnung des Ackerbau's in den ersten Rang gestellt hat, d. h. im großbritannischen Reiche; denn hier sind die Landgüter im Allgemeinen größer; hier sind die größten Schollen in der Regel am besten bestellt; hier ist die Mehrzahl der aufgeklärtesten Agronomen des Landes entschieden für die große Bewirthschaftung."

Auf der andern Seite können Diejenigen, welche ganz entgegengesetzter Meinung sind, sich auf eine nicht minder bestätigte Erfahrung und auf Thatsachen berufen, welche uns näher liegen, und mit den Umständen, worin wir uns befinden, in engerer Beziehung stehen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß, in neunzehn Zwanzigsteln Frankreichs, die mit der meisten Sorgfalt und Vollendung bestellten Landgüter kleinen Eigenthümern angehören, welche sie selbst bewirthschaften.

Richten wir unsere Blicke auf die Kantone des Königreichs, wo die Kunst des Ackerbau's am meisten vorgeschritten ist, und wo die Landgüter zum höchsten Ertrage ausgebracht werden, z. B. auf Flandern und den Elsaß; gehen wir vollends über die französischen Gränzen hinaus, um diejenigen Länder des festen Landes kennen zu lernen, welche Muster eines reichen und gedeihlichen Ackerbaues darbieten, wie Belgien, die Rheinpfalz, die Schweiz: so werden wir standhaft entdecken, daß dies Länder sind, wo die kleine oder die mittlere Bewirthschaftung eingeführt ist.

Freilich wird man, in einem gewissen Umkreise der

Hauptstadt, Kantone von großer Bewirthschaftung antreffen, wo das ackerbauliche Verfahren bei weitem besser ist, als dasjenige, das man in dem größten Theile des Königreichs wahrnimmt, wo folglich reiche und aufgeklärte Wirthe von ihrer Bestellung weit größeren Vortheil ziehen, als selbst die Wirthe Flanderns, und einiger andern aufs Beste angebauten Kantone erzwingen können; man stößt auch auf verschiedenen Punkten und selbst in Theilen, wo der Ackerbau am wenigsten vorgeschritten ist, auf einige große Wirthschaften, welche von Eigenthümern oder Pachtern geleitet werden, die sich durch ihre Einsichten und ihre Geldmittel auszeichnen, und durch beides großen Gewinn von ihrer Arbeit ziehen. Allein Beispiele von Gedeihen und Wohlfahrt bei großer Wirthschaft bilden in der Allgemeinheit des französischen Ackerbaues nur Ausnahmen von der Regel. Außerdem muß man, wenn man die rohen Produkte oder Gewinne mehrerer Bestellungen vergleicht, um über das respektive Verdienst der Kultur-Gattung, welcher sie unterworfen sind, zu urtheilen, immer die bezügliche Ausdehnung in Betracht ziehen. Ein Landgut in la Beauce, das aus drei bis vier hundert Hektaren besteht, bringt dem, der es bewirthschaftet, nicht selten bedeutenden Gewinn; allein aus der großen Scholle könnten zehn Pachthöfe gebildet werden, welche denen in Flandern und im Elsaß an Größe gleich kämen; und wenn diese zehn Pachthöfe nach flammändischer Weise bestellt würden, so würde die Summe des rohen Produktes, das die zehn Wirthe daraus zögen, doch wenigstens drei Mal beträchtlicher seyn, als diejenige ist, welche ein einziger Wirth gegenwärtig erhält. Der Geldwerth

der Landgüter, und die Rente oder das Einkommen des Eigenthümers, würden fünf bis sechs Mal so hoch seyn; so daß, in Bezug auf den allgemeinen Reichthum, den Kantonen kleiner oder mitteler Bewirthschaftung in dem französischen Ackerbau auf eine unwidersprechliche Weise der Vorzug bleibt.

Es würde schwer seyn, aus dieser Masse von Thatsachen, welche die Autorität des Herrn Mathieu von Dombasle außer Zweifel stellt, irgend eine unbedingte Folgerung zum Vortheil der großen oder der kleinen Bewirthschaftung zu ziehen. Wir müssen uns also zu den Ursachen erheben, welche die große Bewirthschaftung in England haben gelingen lassen, während die mittlere und die kleine bei uns weit größere Vortheile darbieten. Auf diesem Wege werden wir darüber zur Einsicht gelangen, ob es möglich, ja sogar ob es wünschenswerth sei, die bei uns eingeführte Ordnung der Dinge zu verändern.

Wie bei jeder andern Art von Betriebsamkeit, ist es auch im Ackerbau nothwendig, daß Derjenige, der sich auf ein Unternehmen einläßt, Vorschüsse mache, welche dem Umfange seiner Bewirthschaftung entsprechen; es ist auch nothwendig, daß er gewisse Kenntnisse besitze, ohne welche er seine Arbeit und sein Kapital auf keine gewinnreiche Weise anlegen kann *). Dies ist zuletzt eben so

---

*) Wir könnten zu diesen beiden wesentlichen Elementen guter Kultur noch eins hinzufügen; nämlich den Willen, das Verlangen, so gut als immer möglich zu wirthschaften. Dabei könnte unser Zweck kein anderer seyn, als zu zeigen, daß, bei gleichem Kapital an Geld und Einsicht, die bessere Bewirthschaftung diejenige sei, welche von einem Eigenthümer, nicht von einem Pachter

wahr für denjenigen, welcher einen Morgen Landes, wie für den, der ein Landgut von fünfhundert Morgen bewirthschaftet; und es ist ausgemacht, daß die Bestellung um so besser ausfallen wird, und daß die Gewinne um so beträchtlicher seyn werden, als das Geld-Kapital und das Kapital an Einsicht dem Umfange jeder großen oder kleinen Bewirthschaftung angemessen ist. Wir werden nun sehen, wie aus diesem einzigen Prinzip, dessen Richtigkeit nicht weiter erwiesen zu werden braucht, die vollständigste Lösung der Aufgabe, welche uns hier beschäftigt, abfließet.

Ehe und bevor ein englischer Pachter sich an die Spitze einer großen ländlichen Bewirthschaftung stellt, beginnt er sein Werk damit, daß er sich ein Kapital sichert, welches dem Betrage seiner Pachtsumme acht Mal gleich kommt. Wenn er folglich 30,000 Franken zahlt, so hat er bei einem Bankier immer einen offenen Kredit von 240,000 Franken, welche bestimmt sind: 1) dem abziehenden Pachter die Aussaat, die Düngung, kurz, die für Rechnung seines Nachfolgers gemachten Auslagen zu vergüten; 2) zum Ankauf des Mobiliars, der Ackerwerkzeuge und des Viehstandes; 3) zu Tagelohn, Jahreslohn und jährlichen Reparaturen; 4) zu einem Reserve-Fond, um nicht zur Unzeit verkaufen zu müssen; 5) für unvorhergesehene Unfälle, wie Hagelschlag, Mißwachs u. dergl.

geleitet wird. Doch dieser Gesichtspunkt, obgleich bei weitem der wichtigste, wenn man diese Frage in der politischen Beziehung behandelt, würde Entwickelungen nöthig machen, welche, weil sie von allzu großem Umfange sind, von uns aufgespart werden für die allgemeinen Artikel über das Eigenthum.

Auf diese Weise macht der Pachter sein Budget; nach diesen Prinzipien, welche der Handels- und Manufaktur-Betriebsamkeit zur Regel dienen, richtet er seine ländliche Unternehmung ein. Man rechnet, nach gemeiner Abschätzung, daß ein, auf diese Weise angelegtes Kapital, wenn es verständig verwaltet wird, funfzehn Prozent bringt. Diese gegründete Präsumtion, verbunden mit der Sicherheit, welche die Talente und die Moralität des Pachters gewähren, bestimmen die Kapitalisten, den Ackerbau aus allen Kräften zu unterstützen, weil seine Operationen, geleitet von einer regelmäßigen und gewissenhaften Aufsicht, den Charakter jeder anderen Betriebsamkeits-Spekulation annehmen, worin Kapitale eine gewinnreiche Anwendung finden.

In Frankreich, wo die Kapitale nicht so reichlich sind, wie in England, und wo die Unvollkommenheit der Kredit-Mittel die Produzenten verhindert, die Hülfsquellen reicher Kapitalisten auf gleich geschickte Weise zu benutzen — in Frankreich empfindet der Ackerbau jene Bewegung des Mißtrauens, welche mit sich bringt, daß der bewegliche Reichthum, den die Landwirthschaft in Anspruch nehmen möchte, unter den Augen der Gläubiger in den Städten konzentrirt bleibt.

Die schnelle Entwickelung einer noch unvollkommenen Betriebsamkeit bietet der Begehrlichkeit städtischer Spekulanten Gewinne dar, die freilich minder sicher, dafür aber um so beträchtlicher sind, und von den Gläubigern kontrolirt werden können. Die Folge davon ist, daß der städtische Reichthum weit schneller wächst, als der ländliche; denn die, welche sich mit der Kultur des Bodens

befassen, haben kein Mittel, Vertrauen einzuflößen und Kredit zu gewinnen; und da sie, außerhalb ihres eigenen Habens, keine Hülfsquellen finden können, so sind sie, für ihre Unternehmungen, auf ungemein beschränkte Geldmittel angewiesen.

Die Masse der Einsichten jedes Einzelnen übersteigt, bei den meisten französischen Landwirthen, im Allgemeinen durchaus nicht das Geldvermögen, das sie besitzen. Stößt man unter ihnen auf den Einen oder den Andern, der mit besserer Einsicht begabt ist, so macht er eine Ausnahme von der Regel, was jedoch nicht hinreicht, ihnen das Vertrauen zu erwerben, dessen sie bedürfen würden, um den Vortheil zu benutzen, welchen der Unterschied der Einsicht, der Führung und der Betriebsamkeit zu ihren Gunsten feststellt.

Daß die bezügliche Ueberlegenheit des Geld-Kapitals und des Kapitals an Einsicht für ländliche Vervollkommnungen unumgänglich nothwendig sind, ist um so mehr erwiesen, weil die Erfahrung uns Tag für Tag auf die jämmerlichen Resultate des Ehrgeizes von Eigenthümern hinweiset, die, nachdem sie gemächlich von dem Produkt weniger Hektaren Landes, das sie mit eigenen Händen bearbeiteten, gelebt haben, sich auf die Bewirthschaftung eines weit größeren Landgutes, das sie in Pacht nehmen, einlassen. Ihre Kenntnisse sind allzu beschränkt, um zu begreifen, daß, wenn vier Hektaren Landes ihnen jährlich einen Reinertrag von vierhundert Franken gewährt haben, dies noch keinen Grund enthält, zu glauben, daß fünf und zwanzig bis funfzig Hektaren ihnen ein verhältnißmäßig Produkt liefern werden. Freilich, wenn diese Leute,

beim Uebergange zu einer umfänglicheren Bewirthschaftung, ein verhältnißmäßig größeres Kapital anlegen, und wenn ihre landbaulichen Einsichten plötzlich einen gleichen Zuwachs gewinnen könnten: so würde die größere Wirthschaft ihnen einen eben so hohen Ertrag gewähren, als eine kleine. Da dem aber nicht so ist, so finden sie ihr Verderben in einer großen Pacht, welche sie schlecht bewirthschaften, anstatt aus einer kleinen, ihren Mitteln entsprechenden Scholle, einen angemessenen Gewinn zu ziehen.

Unsere Absicht ist keinesweges, die Vorzüge der großen Kultur zu leugnen. Nur auf der Grundlage einer Bewirthschaftung von bedeutendem Umfange ist es möglich, eine solche Theilung der Arbeiten einzuführen, daß jeder Einzelne beständig mit derselben Art von Verrichtung beschäftigt ist. Dies Prinzip, welches bei Manufaktur-Arbeiten so bewundernswerthe Wirkungen hervorbringt, findet seine Anwendung auch auf die Arbeiten des Ackerbaues. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Ausgabe für Gespann, für Aufführung und Reparatur der Gebäude, verhältnißmäßig für ein großes Landgut weit geringer ist, als für ein kleines. Allein geht aus den Thatsachen, welche wir oben angeführt haben, nicht handgreiflich hervor, daß es gar nicht in der Gewalt einer Regierung steht, dem Lande die Vortheile der großen Kultur dadurch zuzuwenden, daß sie die Zerstückelung des Grundeigenthums verhindert? Müßte man nicht den Landwirthen die Kapitale und die Einsichten geben, welche eine große Bestellung erfordert, selbst auf die Gefahr, diejenigen zu Grunde zu richten, zu deren Vortheil man die

größere Scholle an die Stelle der kleineren gebracht hätte, um an ein Ziel zu gelangen, das himmelweit von dem verschieden wäre, das man sich gesetzt hatte? Mußte man nicht den Vermögenszustand verändern, und die Kapitale anders vertheilen? Und würde es nicht lächerlich seyn, in Frankreich durch die Gewalt Umstände herbeizuführen, die sich nur bilden können durch die Arbeit, durch die Sparsamkeit und durch die Entwickelung des Vergesellschaftungs-Prinzips? Nur durch diese Mittel ist England zu seiner gegenwärtigen Bewirthschaftung, d. h. zu der großen Kultur gelangt. Die Eigenthümer, welche in der Regel auf ihren Landgütern wohnen, tragen kein Bedenken, zur Verbesserung derselben große Vorschüsse zu machen. Eine Klasse von reichen und vermöge einer sorgfältigen Erziehung aufgeklärten Pächtern, findet Kredit bei den Kapitalisten. Auf diese Weise vergrößert sich das Grundeigenthum ganz von selbst; die Bewirthschaftungen aber vergrößern sich standhaft durch die Vereinigung des kleinen Eigenthums: denn Ländereien, wie jede andere Art des Eigenthums, streben unüberwindlich dahin, sich in die Hände derjenigen zu bringen, die den höchsten Reinertrag davon zu ziehen vermögen. Dies ist die einzige Ursache, weßhalb man in dem Grundeigenthum Englands eine Tendenz wahrnimmt, welche die umgekehrte von derjenigen ist, die in Frankreich wahrgenommen wird, seitdem das bewegliche Eigenthum eine große Entwickelung gewonnen hat, d. h. eine Tendenz zur Vereinigung kleiner Wirthschaften in mittlere, mittlerer in große.

Bei der Unmöglichkeit nun, dasselbe Resultat bei uns durch Maßregeln der Gesetzgebung zu gewinnen, welche

den natürlichen Gang der Dinge hemmen, und heilige Interessen auf das Gefährlichste verletzen würden, scheint es uns das Sicherste und das Beste zu seyn, das Schicksal des kleinen Grundbesitzers durch eine Verminderung der ihn erdrückenden Abgaben und durch eine sorgfältigere Erziehung zu verbessern. Diese Klasse, auf welcher die Hauptstärke des Staats beruht, befindet sich in einer beklagenswerthen Unwissenheit. Das dringendste Bedürfniß ist keineswegs, sie auf Bewirthschaftungen hinzuleiten, welche ihre intellektuellen und ihre Geldkräfte gleich sehr übersteigen, wohl aber sie in den Stand zu setzen, das kleine Eigenthum, in dessen Besitz sie sich befinden, auf eine angemessene Weise zu bewirthschaften, bis ein höheres Maß von physischem und sittlichem Wohlseyn sie ganz von selbst dahin führt, ihre Unternehmungen und Arbeiten nach einem größeren Maßstabe einzurichten.

Die Vortheile der großen Kultur sind also nicht so unbedingt, daß man ihnen unter den Umständen, worin Bevölkerung und Betriebsamkeit sich jetzt noch befinden, nicht die der kleinen Kultur vorziehen sollte, die auch die übrigen hat.

Wenn wir jetzt übergehen zu der Frage von der Zerstückelung der Landgüter: so leuchtet sogleich ein, daß eine allzu weit getriebene Theilung — ein Fantom ist, das einige eigennützige Pessimisten geschaffen haben, um Leute von schwacher Einbildungskraft zu erschrecken. Wird nur nicht die ganze Bevölkerung plötzlich landbauend — erhält nur nicht Jeder, der Stadt und Werkstätte verläßt, ein Stück Feld, von welchem er durch seine Arbeit gerade so viel gewinnt, als zu seiner Ernährung nothwendig ist: so

muß

muß man zugeben, daß immer große Wirthschaften genug übrig bleiben werden, um diejenigen Bedürfnisse zu befriedigen, welche bei einer kleinen Kultur unbefriedigt bleiben.

Auf der anderen Seite ist es ganz unmöglich, seine Augen zu verschließen gegen das, was die Zukunft verheißt. Da Ackerbau und Betriebsamkeit nicht aufhören können Hand in Hand zu gehen, so ist die Vervollkommnung des Einen nothwendig zum Vortheil des Andern. Die Einsichten, welche eine durch Betriebsamkeit erworbene Wohlhabenheit in der Bevölkerung verbreitet, werden sich über das Land ausdehnen, und den Bewohner desselben in den Stand setzen, sein Eigenthum, wie klein oder wie groß auch der Umfang desselben sei, besser zu bewirthschaften, was ihm die Mittel zur Vergrößerung desselben reichen wird. Fügen wir noch hinzu, daß der immer mehr sinkende Zinsfuß, in Bezug auf den Kaufpreis, zu gleicher Zeit dahin streben wird, die Landgüter in die Hände Derer zu bringen, die sie selbst bewirthschaften werden, weil, bei der Konkurrenz der Käufer, der Vorzug immer Denen bleiben wird, die, indem sie die Gewinne des Pachters und die Rente des Eigenthümers vereinigen, den höchsten Geldwerth eines Gutes erlegen können! Zu diesem Endzwecke aber ist nichts nothwendiger, als daß der Kredit der Landbauer sich verbessere, und sich zu der Höhe des Kredits der übrigen Betriebsamen erhebe, was nicht anders geschehen kann, als durch Fortschaffung der Hemmnisse, welche sich einer Mobilisation des Grundeigenthums entgegenstellen. Auf diese Weise wird das Eigenthum, anstatt sich zu theilen, mit einer Vergrößerung

endigen. Die wahrscheinliche Vermehrung der beweglichen Gegenstände wird dazu nicht weniger beitragen; denn, bei Erbschaftstheilungen wird man die Scholle immer nur dann zerstückeln, wenn man die Theile nicht durch andere Werthe gleichstellen kann.

Um kurz zu seyn: wir glauben beweisen zu haben, daß die Frage von der Zerstückelung des Grundeigenthums aufs Innigste verbunden ist mit der Frage von der großen und der kleinen Bewirthschaftung; daß der Vorzug, welcher der einen oder der andern zu Theil werden muß, bisher nicht ins Klare gebracht ist, und daß er übrigens von dem Vermögenszustande, vorzüglich aber von dem Kredit, von dem Grade der unter den Agrikultoren verbreiteten Einsicht, von den Kultur-Arten und von der Dauer der Pachtzeit abhängt, die ein erster Kredit-Akt ist; daß, bei Vergleichung des gesellschaftlichen Zustandes in England mit dem gesellschaftlichen Zustande Frankreichs, zum Wenigsten unter den gegenwärtigen Umständen, die große Kultur sich nur für das erstere, die kleine hingegen für das letztere paßt; daß, wenn die theoretischen und praktischen Fortschritte der Betriebsamkeit, d. h. die Fortschritte des Geistes, der Vergesellschaftung oder des Kredits, und der Anwuchs der Kapitale unsere Lage in dieser Beziehung verändern sollten, die große Kultur, weil sie vorzüglicher geworden, sich durch die bloße Kraft der Dinge unvermeidlich, und ohne irgend eine Erschütterung zu bewirken, einstellen würde; denn sie würde alsdann das Werk der Nothwendigkeit und einer allgemeinen Veränderung seyn, die in der Vertheilung der Kapitale, oder wenigstens der Fähigkeit, sie anzulegen, zu Stande gebracht wäre.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß eine größere Theilung des Grundes und Bodens, auch wenn sie wirklich schädlich wäre, gegenwärtig nicht mehr zu befürchten ist, weil die Umstände, die sie auf den Punkt gebracht haben, worauf sie sich befindet, je mehr und mehr verschwinden. Giebt man nun zwar zu, daß unsere Ideen sich früh oder spät verwirklichen werden, ohne jedoch dem Einwand zu entsagen, daß inzwischen Produkte nothwendig geworden sind, die, wie z. B. die Woll-Thiere, nur auf Gütern von einem großen Umfange erzeugt werden können: so werden wir, unserem Grundsatze getreu, darauf antworten: „daß, wenn die Umstände, worin wir uns befinden, sich einer Bewirthschaftung nach großem Maßstabe widersetzen, und wenn diese für die Woll-Thiere nothwendig ist, sie sich gleichfalls der Schafzucht entgegenstellen, gerade wie der Erzeugung des Runkelrübenzuckers für den gesammten Verzehr. Mit anderen Worten: um in der Staatswirthschaft, wie in allen anderen positiven Wissenschaften, über die Zulässigkeit einer Handlung zu urtheilen, muß man den Einfluß aller der Umstände, denen dieselbe unterworfen ist, zu würdigen verstehen. Die väterliche Sorge unserer Gesetzgeber sollte sich also gegenwärtig darauf beschränken, die wahren Ursachen zu erkennen, welche in England eine Vereinigung, in Frankreich eine Theilung des Grundeigenthums bewirkt haben; sie würden alsdann gewahr werden, daß zwischen beiden Ländern radikale Unterschiede von höchst wichtiger Beschaffenheit Statt finden. Um große Grundbesitze ins Leben zu rufen da, wo nur kleiner Grundbesitz anzutreffen ist — um zu bewirken, daß die große Kultur innerhalb einer

gegebenen Zeit, und in einem gegebenen Lande einträglicher sei, als die kleine — dazu bedarf es noch mehr, als der Gesetze. Der Fehler der englischen Gesetzgebung über diesen Gegenstand besteht gerade darin, daß sie sich einer Theilung des Grundeigenthums widersetzt; auch da, wo die kleine Kultur an gewissen Orten den Vorzug vor der großen haben kann. Dieser Fehler schließt indeß nicht so große Nachtheile in sich, als die sind, die er bei uns hervorbringen würde, weil, in England, die unter den Landwirthen verbreiteten Einsichten, und die finanzielle Lage derselben, dem Geiste der großen Bewirthschaftung entsprechen, während, in Frankreich, die Unwissenheit der Landbauer, deren wirkliche Armuth und Mißkredit — lauter Dinge, welche den Fortschritten des Ackerbaues entgegenwirken — dem Geiste der großen Bewirthschaftung zuwider sind.

A. D.

Ueber den Abbé von St. Pierre.

Wenn Männer, welche sich anhaltend mit den gesellschaftlichen Erscheinungen der Vergangenheit beschäftigt haben, es wagen, die gesellschaftlichen Erscheinungen der Zukunft zu bestimmen; mit anderen Worten, wenn aus gründlichen Historikern Propheten werden: so geht dies sehr natürlich zu. Es ist nämlich ganz unmöglich, tiefer in die Erscheinungen der Vergangenheit einzudringen, ohne zu bemerken, wie, nach einem stätigen Gesetze, sich die eine aus der andern entwickelt; und wenn alsdann der höchste Punkt dieser Entwickelung in seiner naturgesetzlichen Nothwendigkeit aufgefaßt worden ist, so läßt sich nicht vermeiden, von jenem höchsten Punkt auf denjenigen zu schließen, welcher, da sich nun einmal nicht an Stillstand denken läßt, in dem nächsten Zeitabschnitte der vorherrschende seyn wird. Jene Vorwegnahme gesellschaftlicher Erscheinungen stützt sich also auf einen Vernunftschluß, dem die Anschauung eines allgemeinen Gesetzes zum Grunde liegt, unter welchem diese Erscheinungen auf einander folgen; und ist die Succession derselben richtig gedacht, so kann es der Vorwegnahme nicht an Zuverlässigkeit fehlen. Wäre dem nicht also, so würde es überhaupt unmöglich seyn, die natürlichen Wirkungen gegebener Ursachen vorher zu sehen; alles würde dem Zufall der Ereignisse anheim

gegeben seyn, und die menschliche Weisheit gerade so viel Werth haben, wie die menschliche Thorheit.

Wenn nun gleichwohl Personen, die sich damit befassen, die nächste Zukunft zu entschleiern, in der Regel für bloße Visionäre gelten, und als solche bespöttelt werden: so kann dies nur daher rühren, daß die, von welchen der Spott ausgeht, nicht auf gleicher Grundlage mit ihnen stehen, und sich folglich keine Vorstellung von der Art und Weise machen können, wie die von ihnen sogenannten Visionäre zu ihren Anschauungen gelangt sind. Gerade weil man diese Grundlagen nicht ahnet, ist man geneigt, alles zu verwerfen, was damit in Verbindung steht, während selbst die Unwissendsten nicht umhin können, in dem Bereich ihrer Beobachtungen und Erfahrungen vorher zu sehen und vorher zu sagen, und ihren Anschauungen, wie Orakeln, zu vertrauen. Wäre es demnach möglich, daß Alle für ihre Anschauungen dieselbe Grundlage hätten: so würde das Wort Visionär mit allen Neben-Ideen, die sich an den Hauptbegriff knüpfen, so gut als sinnlos seyn.

In neuerer Zeit ist Niemand so bestimmt für einen Visionär ausgerufen worden, als der Abbé von St. Pierre, wegen seines Entwurfes eines ewigen Friedens; man ist darin so weit gegangen, daß man ihn gewissermaßen zum Prototypus aller Visionäre gemacht hat. Mag es nun immerhin seyn, daß dieser Abbé, um seiner Menschenliebe zu genügen, sich Dinge als möglich gedacht hat, die, so wie sie ihm vorschwebten, keine Wahrscheinlichkeit für sich hatten: so ist doch nicht zu leugnen, daß er nach seinen Anschauungen von der Vergangenheit sehr berechtigt war,

sich die Zukunft so und nicht anders zu denken. St. Pierre lebte zu einer Zeit, wo die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht die leitende Idee für die Bildung aller Völkerverhältnisse war. Da nun diese Idee, als von dem rein physischen Antagonismus herrührend, des Zerstörenden nur allzu viel, des Bildenden hingegen nur allzu wenig in sich schloß: so konnte er dies nicht beobachten, ohne sich selbst zu sagen, daß eine Zeit kommen werde, wo man, der Leiden anhaltender Kriege überdrüssig, die nothwendige Quelle derselben — die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht — aufgeben und auf Mittel bedacht seyn werde, den Frieden für die europäische Gesellschaft durch Einrichtungen zu sichern, welche den Einrichtungen, wodurch er für Partikular-Gesellschaften, Staaten genannt, bewahrt wird, analog wären. Was aber dem Verstande des Abbé von St. Pierre noch zur besonderen Ehre gereicht, ist, daß er aus der Anschauung seiner Friedensmittel alle die Uebertreibungen verbannte, die eine Unbekanntschaft mit der wirklichen Lage der Dinge verrathen haben würden, und seine Bedingungen eines ewigen Friedens gerade so feststellte, wie sie sich in der sogenannten heiligen Allianz gebildet haben. Ob irgend einer von den Monarchen, durch welche dieses, für die Erhaltung des europäischen Friedens errichtete Bündniß zu Stande gebracht ist, mit St. Pierre's Ideen bekannt gewesen sei, muß so lange als problematisch erscheinen, als es nicht thatsächlich erwiesen ist. Machte sich aber dies heilsame Bündniß ganz unabhängig von dem, was St. Pierre vor mehr als siebzig Jahren, als in der Ordnung der europäischen Dinge liegend, d. h. als ein

künftiges nothwendiges Ereigniß angeschauet und prophetisch vorweggenommen hatte: so muß man gestehen, daß der Geist dieses Mannes um so größere Achtung verdient, je mehr er seine Erschauung auf das begränzte, was die ihm vorliegende und von ihm richtig aufgefaßte Wirklichkeit in sich schloß; denn in dieser Erschauung ordneten sich mit den Dingen zugleich die Menschen unter, durch welche sein philanthropischer Wunsch einst verwirklicht werden sollte.

Wenn der Abbé von St. Pierre in unseren Tagen zu einer Berühmtheit gelangt ist, die vor etwa dreißig Jahren für unmöglich gehalten wurde: so beruht dies auf dem besonderen Umstande, daß, seit dem letzten Pariser Friedensschluß, der Hauptgedanke seines schriftstellerischen Lebens in die Wirklichkeit eingetreten ist, d. h. einen Körper gewonnen hat. Man würde aber gegen diesen großen Schriftsteller sehr ungerecht seyn, wenn man annehmen wollte, er habe die gesellschaftlichen Erscheinungen nur von Einer Seite angeschauet, und alle übrigen Seiten unbeachtet gelassen. Dies war so wenig der Fall, daß man von ihm behaupten darf, er habe alle seine Zeitgenossen in der richtigen Beurtheilung der Wirklichkeit, als Grundlage für die Erscheinungen der Zukunft, übertroffen. Seine politischen Annalen sind eine Fundgrube trefflicher Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zustand Frankreichs, in seiner Zeit; und wenn wir hier die eine und die andere Stelle ausheben, so geschieht es in keiner anderen Absicht, als, um zu zeigen, wie gut dieser angebliche Visionär die Wirklichkeit kannte, die ihm, der gemeinen Voraussetzung, nach, ganz unbekannt war.

Er sagt in dem so eben angeführten Werke:

„Colbert, der im Komtoir der Mascrani (reicher Kaufleute von Lyon) die ersten Prinzipe des Handels kennen gelernt hatte, welche die Manufakturen angehen, vermochte nie, sich über seine erste Erziehung zu erheben. Wollte Gott, er wäre nur zwei Jahre lang der Kommis irgend eines reichen Kaufmanns von St. Malo gewesen! Alsdann würde die Bildung seiner Seehandlungs-Kompagnien besser ausgefallen seyn. Bei derselben beging er zwei wesentliche Fehler, die wir noch immer nicht verbessert haben. Erstlich wies er der Direktion dieser Kompagnien ihren Wohnsitz zu Paris an, anstatt sie in den Hafen zu versetzen, wo die Einladungen und Ausladungen geschahen. Zweitens setzte er diese Direktion aus Männern zusammen, welche keine Seehandlungsleute waren. In unserer Indischen Kompagnie haben wir zu diesem Fehler noch einen dritten hinzugefügt, den nämlich, daß unsere Direktoren und unsere Unterdirektoren bei weitem nicht so sehr in den glücklichen Fortgang der Kompagnie verflochten sind, wie die brittischen und die holländischen in die ihrigen. . . . .“

„Unsere Minister haben noch immer nicht begriffen, wie wichtig die Jugenderziehung für die Wohlfahrt des Staates seyn würde, wenn man sie vervollkommnete von Seiten gewisser Kenntnisse, welche für die Gesellschaft nützlich sind, vorzüglich aber von Seiten der Gewöhnung zur Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit: Dinge, die für das Wohlergehen der Kinder und ihrer Familien unvergleichlich wichtiger sind, als — Latein. . . . .“

„Der Kardinal Richelieu stiftete eine Schule, welche noch jetzt den Namen Duplessis führt; dies war der

Familien=Name des Kardinals. Mit großen Kosten stellte er auch das Kollegium Peters von Sorbonne wieder her, wo die jungen Geistlichen tagtäglich mit Erbitterung und Hochmuth über Fragen der spekulativen Theologie disputiren, anstatt sanftmüthig in der praktischen Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit zu wetteifern: Tugenden, welche recht eigentlich dazu da sind, die Gesellschaft zu beglücken, und ein zweites Leben voll Annehmlichkeit zu gewinnen. Der Kardinal Richelieu hätte wohl etwas Besseres thun können; denn wenn man Schulen stiftet, damit über theologische Gegenstände disputirt werde, so heißt das nichts weiter, als den Leuten erlauben, das Gewissen Anderer zu beunruhigen, Irrthümer zu bilden, und Ketzereien, Spaltungen und Partheien herbeizuführen im Staate: lauter Dinge, welche der guten Politik entgegen sind, ihr, die nur die Ruhe, die Eintracht und die Tugendübung bezweckt. . . . ."

„Man hätte, im Gegentheil, die theologischen Schulen allmählig eingehen lassen sollen, um die Streitigkeiten über ganz unnütze Meinungen zu beseitigen, und nur darüber zu streiten, wer der Tugendhafteste sei and die besten Mittel vereinige, das Volk gerechter und wohlthätiger zu machen. Die Regierung würde nur um so fester und die Religion um so geachteter und um so übereinstimmender mit einer Regierung geworden seyn, welche ihren Unterthanen vor allen Dingen die Gerechtigkeit und die Wohlthätigkeit zu empfehlen hat. . . . ."

„Auch der Kardinal Mazarini hat, um seines Namens Gedächtniß in Paris zu verewigen, im Jahre 1658 daselbst eine Schule gestiftet. Man schlug ihm vor, das

Kollegium von Navarra wieder herzustellen, wo es theologische Schulen giebt. Er nahm sich aber wohl in Acht, solchen, für die öffentliche Ruhe höchst verderblichen Schulen neuen Glanz zu geben: er, der in den Streitigkeiten der Jesuiten und der Jansenisten erfahren hatte, wie wichtig es für den Volksfrieden ist, die Geister von jedem Streite reiner Spekulation zu entfernen, und sie dafür zur Tugendübung anzuhalten. Uebrigens dachte er nicht auf die Vervollkommnung der Erziehung, weder von Seiten der Sitten, noch von Seiten solcher Kenntnisse, die dem Staate nützlich sind; er hatte keine Ahnung davon, und war damit zufrieden, daß man seine Schule nach dem armseligen Plan der übrigen Schulen einrichtete. Gleichwohl bedürfen wir, im Laufe unseres Lebens, zehnmal mehr der Fertigkeit in der praktischen Arithmetik und Geometrie, in der Geographie und in der Geschichte berühmter Männer, als der Fertigkeit im Bau griechischer und lateinischer Verse, und in den rhetorischen Amplifikationen u. s. w. Man lehrt uns das Unnütze und hält uns ab, das Wichtigste zu lernen. . . . .“

„Die französische Akademie wurde von dem Kardinal Richelieu im Jahre 1673 durch Patentbriefe errichtet. Doch der Zweck dieses Instituts ist herzlich klein für einen der größten Geister seiner Zeit; nämlich im Vergleich mit dem, was der Kardinal, zum öffentlichen Besten, aus einem Verein von geistreichen Leuten hätte machen können. Fehlte es ihm mehr an Muße, oder mehr an Einsicht, um diese Akademie staatsnützlicher zu machen? Seit einem Jahrhundert beschäftigt sie sich damit, zu erklären, daß die und die Wörter, die und die Redensarten guten oder

schlechten Gebrauchs in der laufenden Zeit sind. Allein der Sprachgebrauch ist nothwendig veränderlich; und folglich kann das, was heutiges Tages schlecht ist, nach funfzig Jahren gut seyn. Im vollen Ernst, ist dies ein Zweck, würdig eines großen Staatsmannes? Angemessener würde dieser Zweck gewesen seyn, wenn er die Akademie der guten Schriftsteller genöthigt hätte, alle Jahre einige Lobreden auf berühmte Franzosen, auf gemachte Entdeckungen und auf solche gesellschaftliche Institutionen zu schreiben, welche von der Nachwelt gekannt zu werden verdienen. Jeder Akademiker hätte alsdann mit dem jüngeren Plinius sagen können: „Wenn wir, vermöge unserer Lage, außer Stande sind, Dinge zu thun, welche beschrieben zu werden verdienen: so bemühen wir uns wenigstens, Sachen zu schreiben, welche würdig sind gelesen zu werden.“ . . . .“

„Gut eingerichtete Akademieen und Besprechungen sind unstreitig die wirksamsten Mittel, um auf die Vervollkommnung der Gewohnheiten und Einsichten, welche man durch eine gute Erziehung-gewonnen hat, einzuwirken, und die Staaten, die Gesetze, die Verordnungen, die Einrichtungen, die wichtigsten Entdeckungen, mit einem Worte, die schätzbarsten Werke der Vernunft zu veredeln. . . . .“

So der Abbé von St. Pierre in seinen politischen Annalen. Und wer möchte hiernach nicht eingestehen, daß dieser Mann, nichts weniger war, als ein Phantast und Visionär, der in bloßen Träumen gelebt habe?

Was wir bis hierher angeführt haben, wird hinreichen, den Leser zu überzeugen, daß der Abbé von St. Pierre

zu den aufgeklärtesten Männern seiner Zeit gehörte, wenn man nicht geradezu behaupten will, daß er, in dieser Beziehung, allen seinen Zeitgenossen, in und außer Frankreich, den Rang abgelaufen habe.

Wir können aber diesen Artikel nicht beschließen, ohne noch Folgendes hinzu zu fügen.

St. Pierre lebte und schrieb unter Ludwigs des Vierzehnten Regierung. Daß dieser Monarch keine Kunde von ihm nahm, versteht sich wohl von selbst, wenn man den Unterschied erwägt, der zwischen St. Pierre's Theorie und Ludwigs des Vierzehnten Praxis Statt fand. Nach dem Jahre 1715 wollte der Prinz Regent die dem Abbé widerfahrene Vernachläßigung vergüten. St. Pierre war um diese Zeit im Alter so weit vorgerückt, daß er sich den Sechzigern näherte; sein literärischer Ruf aber war durch eine Reihe von Schriften begründet, deren innerer Gehalt da, wo er die Farbe der Opposition trug, am wenigsten verkannt werden konnte. Dies zusammen nun, bestimmte den Prinz Regenten — wahrscheinlich auf den Rath des Kardinals Dubois — der Akademie der Wissenschaften den Abbé St. Pierre zum Mitgliede zu empfehlen. Doch die Herren von der Akademie der Wissenschaften geriethen hierdurch nur in Verlegenheit. Was mit einem Manne anfangen, der weder Mathematiker, noch Astronom, noch Physiker, noch Chemiker war, und durch seine freien Urtheile, wenn es unmöglich war, ihm ein Stillschweigen aufzulegen, sehr leicht die hergebrachten Zirkel in Unordnung bringen konnte? Kurz, es wurde beschlossen, den Abbé von St. Pierre nicht in das Heiligthum der Wissenschaften aufzunehmen; alle so eben genannten Spezialitäten

stellten sich, wie eben so viel Engel mit dem Schwerte, vor den Eingang des Tempels, um den Eintritt Desjenigen zu verhindern, der allein die Fähigkeit hatte, Spezialitäten durch Unterordnung zu vereinigen. So heftig war der Widerstand, daß dem Prinzen Regenten, zur Vertheidigung seines Ansehns, keine andere Wahl blieb, als den Herren von der Akademie zu befehlen, daß der dem Abbé von St. Pierre bestimmte Platz unbesetzt bleiben sollte. Auf die seltsamste Weise von der Welt war also St. Pierre Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ohne Sitz und Stimme in derselben zu haben; und dies dauerte mehrere zwanzig Jahre, bis zu seinem Tode, der im Jahre 1743 erfolgte.

Rechnet man von diesem Jahre bis zu 1815, dem Stiftungsjahre der heiligen Allianz, so mußten noch 73 Jahre verfließen, ehe und bevor dem Abbé von St. Pierre vollkommne Genugthuung ward wegen einer Idee, welche der Kardinal Dubois durch die Benennung „Traum eines rechtschaffenen Mannes“ zu bezeichnen pflegte. Dies nun erinnert an die schöne Stelle in den Annalen des Tacitus, wo es heißt: Suum cuique decus posteritas rependit. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

Verbesserung.

Seite 157 Zeile 2 von unten, lies statt mytische, mystische Prinzipe.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.